Unglaublich und doch wahr.

Von

Lady Georgiana Fullerton.

Unglaublich und doch wahr.

Von

Lady Georgiana Fullerton,

Verfasserin
von ‚Ellen Middleton', ‚Grantley Manor', ‚Ladybird' 2c.

Autorisirte Uebersetzung

von

M. O. v. L.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Köln, 1865.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Erstes Capitel.

Der Honigmonat geht zu Ende.

Nur einiger Worte bedarf es, um die Geschichte Henri d'Auban's und seiner Frau während der ersten Jahre nach ihrer Verheirathung zu erzählen.

Häufig wird den Romanschreibern der Vorwurf gemacht, daß sie bei der traurigen Seite des Lebens zu sehr verweilen und nicht oft genug dem Leser auch Bilder des Glückes vorführen, wie man selbst inmitten dieser Welt und all ihrer Sünden und Leiden sie findet. Läßt sich aber nicht dasselbe von der Geschichte behaupten? Wie selten enthalten ihre Blätter Schilderungen glücklicher und heiterer Scenen! Wie wenige entrollen etwas anderes als Verbrechen und Jammer!

Es läßt sich eben von glücklichen Menschen nicht viel sagen; ein fröhliches Gesicht erzählt selbst seine Geschichte; ein friedvolles Herz hat keine Geheimnisse. Wenn alle Menschen gut und glücklich wären, dürften alle Romanschriftsteller die Feder bei Seite legen.

Die hohe Frau, welche dem Tode verfallen war und dennoch auf so wunderbare Weise gerettet wurde, gleichsam

durch das Grab in eine neue Welt einging, sie fühlte sich zuweilen versucht, zu glauben, ihr ganzes früheres Leben sei nur ein Traum gewesen. Es war schwer anzunehmen, für sie selbst sowohl als für Jeden, der sie in ihrer frühern und wieder in ihrer jetzigen Stellung gesehen hätte, daß es dieselbe verlassene und mißhandelte Prinzessin sei, welche jetzt mit leichtem Schritt durch die sonnigen Prairien der neuen Welt schwebte. Und doch schritt sie mit so fröhlichem Herzen über die Moosteppiche ihrer unabsehbaren Wälder einher, als ob der blaue Himmel über ihr das Gewölbe eines erhabenen Tempels wäre, in welchem die wechselnden Jahreszeiten mit den Blumen spielten, denen Weihrauchdüfte entströmten, und mit den Winden, welche ihre Lobgesänge dem Herrn darbrachten. Nachdem Frau d'Auban einmal in den Geist des Ansiedlerlebens tiefer eingegangen war, erschien ihr das gänzliche Enthobensein von allen geselligen Fesseln eben so angenehm, wie die unbegrenzte Luft dem in Freiheit gesetzten Vogel, oder der Anblick des unendlichen Oceans dem erlösten Gefangenen. Sie hatte niemals bis dahin das Gefühl der Freiheit genossen; denn dem steifen Ceremoniell an dem langweiligen Hofe ihres Vaters war die schreckliche Sklaverei ihres ehelichen Lebens, und diesem wiederum die beschwerliche Flucht und die erste harte Zeit nach ihrer Ankunft in America gefolgt.

Nun schien zum ersten Male ihre Seele von Sonnenschein überfluthet; in dieser neuen Atmosphäre der Liebe und des Glaubens kam jede Fähigkeit zur Entfaltung und jedes Streben zum Ziele. Keine irdische Glückseligkeit ist aber jemals vollkommen. Es gab Stunden, in welchen gerade die Segnungen, welche sie genoß, ihr bittern Schmerz bereiteten. Wenn ihre Augen eine Zeit lang auf

dem Gesichte ihres Mannes geruht hatten, oder auf den manchfaltigen Schönheiten ihrer Besitzung, so wandte sie dieselben oft plötzlich ab und schien im Anblick irgend eines fernliegenden Bildes verloren, bis endlich ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Sie wurde zum zweiten Male Mutter; ein Töchterchen kam zur Welt. Wenn sie es in den Armen wiegte, oder später es auf dem Grase voranstolpern sah, bis es mit einem Freudenschrei dem Vater in die Arme fiel; als es anfing, auf ihren Knieen einige Gebete zu lallen und sie jedes Lächeln, jeden seiner kindischen Einfälle beobachtete und darüber nachdachte, und alles das im Verlauf der Zeit gleich einem Schatz in ihrem Herzen aufbewahrte; wenn sie die sanften Wangen des kleinen Mädchens küßte und es seine kleinen Aermchen um den Hals der Mutter schlang, — dann zerriß ein Gefühl ihr Herz, in welchem Mitleid und Sehnsucht gemischt war, und eine unbestimmte Selbstanklage bei dem Gedanken an ihren Erstgeborenen, an das verlassene Königskind in dem kalten Palaste des Nordens. Mit leidenschaftlicher Ungeduld sehnte sie sich auch nach Nachrichten von ihren Verwandten. So plötzlich und unabänderlich ihre Trennung von denselben auch gewesen war, so stieg doch hin und wieder eine Fluth zarter Erinnerungen in ihrer Seele auf, wenn irgend ein zufälliges Wort oder Geräusch, oder der Geruch einer Blume oder das Säuseln des Windes sie an irgend eine Begebenheit ihrer Kindheit und Jugend gemahnte. Vor Allen gedachte sie ihrer Schwester, welche an demselben Tage, wie sie selbst, zu einem ungewissen Loos verurtheilt worden war, und von welcher sie sich getrennt hatte, ohne eine Ahnung von dem ihr bevorstehenden Leiden zu haben.

Nach einem Tage, da sie alle die kleinen Kinder der Mission um sich versammelt und mit ihnen gespielt und gelacht hatte nach Herzenslust, netzte sie Nachts ihr Kopfkissen mit Thränen.

Solcher Art waren die Wolken, welche das Glück ihres Lebens beschatteten. Aber glücklich war es nichtsdestoweniger, so glücklich, als die Liebe es machen konnte. Mit der ruhigen Hingabe des deutschen Charakters widmete sie sich allen Obliegenheiten ihrer neuen Lebensstellung und leitete ihr Hauswesen mit dem Talent, welches Peter der Große in seiner Schwiegertochter erkannt hatte. Sie hatte eine eigenthümliche Gabe, zu herrschen; die Anmuth ihres Benehmens, vereint mit der Güte ihres Herzens, machte ihr Alle unterthan. Wenn sie auch ein klein wenig anspruchsvoll war und sich gern dienen und huldigen ließ, und von ihren Untergebenen als der Mittelpunkt ihres Daseins betrachtet sein wollte, so liebten diese sie darum nicht weniger. Es gibt Personen, denen Jeder die unbeschränkte Herrschaft gern zugesteht. Niemand fühlt das geringste Verlangen, ihr Joch abzuschütteln, so süß und leicht ist es zu tragen. Aber Wahlkönige müssen sie sein über die Herzen ihrer Unterthanen; Niemand hat von Gottes Gnaden einen Anspruch auf eine solche Selbstherrschaft.

Wer hätte errathen können, daß Frau d'Auban in einem Palaste erzogen war, wenn man sie in der Küche oder im Waschhause am Gestade des Flusses bei der Arbeit sah? Und dennoch würde ein scharfsichtiger Beobachter den Adel in all ihren Bewegungen, die Grazie in ihrer Haltung bemerkt und sie eines Thrones würdig erklärt haben, hätte er sie umringt von dunkelfarbigen Sklavinnen

am Rande des Stromes stehen und das Linnen über das Gras breiten oder es auswinden sehen mit den feinen Händen, die es an Weiße übertrafen. Ein herrliches Bild war es, zu dem die Bäume des Waldes mit dem Reichthum an Licht und Schatten den Hintergrund bildeten. Wenn d'Auban es zuweilen aus der Ferne betrachtete, erwachten in ihm Erinnerungen an die klassischen Studien seiner Jugend, so königlich erschien die schöne und anmuthige Frau inmitten der dunkeln Gestalten ihrer Dienerschaft. So mußte man sich nach dem alten Homer die Fürstentöchter denken, welche die Arbeiten ihrer Mägde überwachten. Es kam ihm nicht in den Sinn, als sei die junge Frau hier im mindesten weniger fürstlich beschäftigt, als nähme sie die Huldigungen der Großen des Hofes entgegen. Was in der alten Welt den Eindruck des Unpassenden gemacht haben würde, war durch die großartige Umgebung der neuen Welt in Poesie umgewandelt; die wildblickenden Indianerinnen, die Negerinnen mit ihrem bunten Kopfputz, die himmelanstrebenden Fichten, die Palmen, das glänzende Blau der Lüfte, alles gab dem Bilde eine orientalische Färbung.

St. Agatha schien zur Wohnung einer Feenkönigin geschaffen. Natur und Phantasie hatten die Fülle ihrer Gaben über diese reizende Wohnung ausgeschüttet, und die Liebe, die mächtigste aller Zauberinnen, erhöhte noch den Reiz der Lage. D'Auban's Lieblingstraum war gewesen, daraus einen Aufenthalt zu machen, würdig der Frau, die seine Einsamkeit zu einem Paradies umgeschaffen hatte. Manche in Pracht und Ueberfluß erzogene Prinzessin, welche aber niemals über ein liebeglühendes Herz geherrscht hatte, möchte die Gattin des Ansiedlers um ihr Loos beneidet

haben. Auch sie hatte ihre Höflinge, und sie wurde mehr verehrt als irgend eine Königin des Ostens oder des Westens: diese Prinzessin, welche ihrem Range entsagt und dafür das Glück der Häuslichkeit eingetauscht hatte, aber mit echt königlichem Instincte ein zahlreiches Gefolge um sich zu schaaren verstand. Ihr Haus war Tag für Tag buchstäblich belagert von Lehensleuten jeder Race und Farbe: Indianer, Neger und arme Weiße waren der Herrin von St. Agatha gleichermaßen ergeben. Sie flehten um ihre Großmuth und ihre Theilnahme, um ihre Hülfe oder doch wenigstens ein freundliches Wort. Sie brachten ihr auch Gaben dar: Fische und Wild, Früchte und Blumen legten sie ihr zu Füßen. Sie, die einst in den Tagen ihres Kummers und Elendes für die „süßen Kinder des Frühlingshimmels“ keinen Sinn mehr gehabt hatte, jubelte vor Freude beim Anblick einer Prairie-Lilie, einer wilden Rose oder blauen Amorpha. Die kindlich gesinnten Indianer zollten ihr eine fast abgöttische Verehrung. Jedes Haar von ihrem Haupte, das ehedem in Todesangst zu den Füßen eines fürstlichen Wütherichs sich gebeugt hatte, wurde von ihnen wie ein Talisman aufbewahrt.

Pater Maret sagte eines Tages zu ihr: „Ich muß wirklich gegen den neuen Götzendienst predigen, gnädige Frau. Einer Ihrer indianischen Verehrer trägt einen Stein an seinem Gürtel, und als ich ihn fragte, was das zu bedeuten habe, erwiderte er, die Gemahlin des französischen Häuptlings, die weiße Magnolie, habe den Fuß darauf gesetzt, indem sie in seine Hütte trat. Ich kann nicht dulden, daß solche neue Talismane an die Stelle der alten Manitu's treten.“

Sie lachte und antwortete: „Das ist alles nur Poesie,

hochwürdiger Vater, praktische Poesie. Seit ich anfange die Sprache dieses Volkes zu verstehen, überrascht mich die Schönheit ihrer Gedanken und die anmuthige Form, in welche sie dieselben kleiden. Ich bestrebe mich, in den Geist ihrer Sprache einzugehen und in derselben Weise mit ihnen zu reden. Unlängst begegnete ich einem alten Indianer von einem fremden Stamme. Er blieb stehen und sagte zu mir: »Ach meine Tochter, glücklich sind meine Augen, dich zu sehen! Die rechte Hand meines Herzens gebe ich dir. Niemals blühte die Erde so günstig oder schien die Sonne so glänzend, als am Tage, da ich dich erblickte.« Ich erwiderte: »Fremdling, deine Worte sind sehr gut, und auch ich gebe dir die rechte Hand meines Herzens. Aber woher kennst du mich?« »Der Missisippi,« sagte er, »flüsterte es dem Wabesch zu und der Wabesch dem Ohio, daß die weiße Blume von Illinois das Geschlecht der rothen Männer liebt. Daher, meine Tochter, wenn du nach dem Lande der Dacotahs kommen willst und in die Hütte ihres großen Adlers, so werden ihre Thüren sich aufthun, dich in Frieden zu empfangen.« War das nicht allerliebst, hochwürdiger Vater, und viel schmeichelhafter als die feinste französische Redensart?"

„Ich besorge, gnädige Frau," sagte der Priester, „die Indianer werden Sie zu einer Stammesfürstin machen wollen, gleich den »weiblichen Sonnen« der Natschehs."

„Und warum nicht?" rief Frau d'Auban vergnügt. „Wir könnten beide Sonnen werden, oder Henri würde die Sonne und ich der Mond sein, der sich um ihn drehet. Was sagen Sie zu diesem Einfalle, Herr d'Auban? Lassen Sie uns König und Königin von Illinois werden!"

Ihr Mann sah ihr in's Gesicht, da sie sich zärtlich über ihn beugte, und erwiderte lächelnd: „Der angeborene Herrschergeist arbeitet noch immer in Ihnen, wie ich sehe, Kaiserliche Hoheit. Wie wenig dachten wir," fügte er, gegen Pater Maret gewendet, hinzu, „daß noch so viel Ehrgeiz in dem Gemüthe dieser hinterlistigen Frau steckte! Sie hat sich zur unbeschränkten Herrschaft über die Herzen dieses Volkes erschwungen und träumt nun wieder von neuen Siegen."

„Ah! ich habe Sie beide gefangen. Gut, ich gestehe ein, daß ich ehrgeizig bin; allein es ist ein wenig Ihr Werk, hochwürdiger Vater. Wenn man einmal nach Ihren Grundsätzen lebt: stets für einen bewußten Zweck arbeitet und alles in einer bestimmten Meinung thut, so weiß man nicht, wohin das Einen führen kann. Es ist damit ungefähr wie mit dem fliegenden Holländer in der Sage: als sein Anker ein Mal aufgewunden war, konnte er nicht wieder stille stehen. Ich möchte Tausende von Seelen bekehren, alle Nachbarstämme in den Schooß der Kirche führen. Hätten wir nur hier eben so viele Missionen wie in Paraguay!"

„Dann, gnädige Frau, habe ich wenig Hoffnung, daß Sie diesseits des Grabes je zur Ruhe kommen," antwortete der Pater lächelnd: „Ich hatte nicht erwartet, daß Ihnen die Arbeit so viele Freude machen würde."

„Es ist unabsehbar, was phlegmatische Naturen nicht alles vermögen, wenn sie einmal aufgerüttelt worden sind. Finden Sie nicht, hochwürdiger Vater, eine große Verschiedenheit der Charaktere und Sitten unter den indianischen Volksstämmen?"

„Sehr bedeutende, die man nicht übersehen kann. Die

Arkansas und die Algonquins sowohl als die Illinois nehmen das Christenthum mit großer Bereitwilligkeit an und lieben die Franzosen. Bei den Dacotahs und Natschehs hingegen, obgleich sie gewissermaßen gebildeter sind, haben die Missionare wenig Erfolge erzielt. Die Dacotahs sind eine leidenschaftliche, kriegerische Race, und wenngleich sie sich unsere Freunde nennen, ist ihnen doch nicht recht zu trauen."

„Es kommt mir oft vor," bemerkte d'Auban, „als stände diese Colonie auf einem Vulcan. Erwägen Sie nur, wie unbedeutend die Anzahl unserer Landsleute ist im Vergleiche zu der Menge der Eingeborenen und der Negersklaven, die wir eingeführt haben: — eine Hand voll, und nicht mehr! Die Zustände sind derart, daß ein einziger Funken von Neu-Orleans bis zu den Quellen des Missisippi alles in Flammen setzen könnte."

„Hier aber," sagte seine Frau, „können wir doch ohne Besorgniß sein. Unsere lieben Indianer werden sich niemals wider uns erheben."

„Nein," sagte Pater Maret, „denn sie sind alle Christen. Jeder Stamm, der zum Gebete gehört, wie sie unsere Religion nennen, hält auch zu Frankreich. Das Band zwischen den Gemeinden und ihren Seelenhirten ist eine Bürgschaft gegen Empörungen. Es ist unbegreiflich, daß man dies nicht einsieht und bei allen Bemühungen, die Indianer an sich zu ziehen, so wenig für ihre Bekehrung und für die Gründung von Missionen thut. Der Fehler liegt nicht an der französischen Regierung; Herr Perrier würde mit Freuden die Missionare unterstützen. Aber die Compagnie hat lediglich ihr finanzielles Interesse im Auge."

„Warum hält es so schwer,“ fragte d'Auban, „die Natschehs zu bekehren, da sie doch vielleicht die gebildetsten von all diesen Völkerschaften sind?“

„Sie haben ein mehr geregeltes Religionssystem als irgend ein anderer Stamm. Es ist mit ihren Gebräuchen und ihrer Regierungsform auf's innigste verwachsen. Ueberall, wo dieser Umstand im Spiel ist, kostet es größere Mühe, sich Gehör zu verschaffen.“

„Nicht wahr, sie beten die Sonne an, wie die alten Perser?“

„Ja, und ihr Oberhaupt führt den Titel: große Sonne der Natschehs. Alle seine Verwandten sind ebenfalls Sonnen, die weiblichen sowohl als die männlichen. Die große Sonne ist der Stellvertreter des großen Himmelskörpers, den sie anbeten. Ihre Tempel haben einigen architektonischen Werth, und ihre Ceremonien sind erträglicher als der rohe Aberglaube der nördlichern Stämme. Unsere Neubekehrten hier sind gewiß ganz vortrefflich. Ich zweifle, ob in irgend einer Stadt oder einem Dorfe in Europa im Verhältniß zu der Einwohnerzahl so viele fromme und werkthätige Christen zu finden sind, wie in dieser indianischen Mission. Leider bin ich genöthigt, zum ersten Male seit ich hier lebe, meine Heerde für einige Zeit zu verlassen. Ich muß nach Neu-Orleans reisen, um mich mit meinen Obern zu besprechen. Der Pater Provinzial erwartet mich noch in diesem Monate. Ich hoffe viele Schätze für unsere Kirche mitzubringen, unter anderm einige Ursulinerinnen. Sie thun Wunder in Neu-Orleans. Was sagen Sie zu einem Blockhause als Kloster, gnädige Frau? Wir müssen über einen geeigneten Platz uns schlüssig machen. Mehrere junge Indianerinnen bereiten sich vor, bei ihnen einzutreten.“

„Wie glücklich wird Teresa sein, diese Schwarzrock-Frauen zu sehen, von denen sie so oft spricht! Was aber soll während Ihrer Abwesenheit aus der Mission werden, hochwürdiger Vater? — von uns selbst nichts zu sagen."

„Die Jagdzeit naht heran und unsere Leute werden sich bald zerstreuen. In frühern Jahren folgte ich ihnen nach den Wäldern und versammelte sie an Sonn- und Feiertagen."

„O wie viel Vergnügen hatte ich voriges Jahr zu jener Zeit," rief Frau d'Auban. „Die Zelte um die großen Feuer von Fichtenholz inmitten der herrlichen Landschaft; die riesigen blätterlosen Eichen, die mit Schnee beschwerten Tannenbäume und die großartigen Wasserfälle, welche die Luft mit Wohllaut erfüllten, bis sie vom Frost gefesselt wurden! Und wie schön waren sie alsdann, wie verzaubert stillstehend in erhabenem Schweigen! Niemals werde ich unsere Mitternacht-Messe im Freien vergessen. Die Worte: »Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis!« lauteten so zutreffend unter jenem dunkelblauen, mit Myriaden von Sternen besäeten Himmel und inmitten unseres kindlichen Volkes, das so einfach und so gut ist wie die Hirten zu Bethlehem. Werden wir denn zu Weihnachten keine heilige Messe haben, hochwürdiger Vater? Werden wir vielleicht gar Wochen und Monate lang ohne Priester sein?"

„Pater Mercier von St. Louis versprach mir, während meiner Abwesenheit Sie zu besuchen. Und Sie selbst müssen für unsere armen Leute thun, so viel Sie können, namentlich für die Kranken; Sie können sie lehren, durch inbrünstige Tugendacte den Mangel der Sacramente zu ersetzen. Die ersten Christen mußten ebenfalls Monate

und Jahre lang unter solchen Entbehrungen leiden, und den Katholiken in England geht es heutigen Tages auch noch so."

„Solche Hungerjahre lehren uns," versetzte Frau d'Auban, „die Segnungen des Ueberflusses dankbar anerkennen. Hörst du etwas, Henri?" fragte sie, da ihr Mann sich vorwärts beugte, als wolle er einen fernen Laut erhaschen. „Kommt irgend Jemand?"

„Mir war, als vernähme ich den Hufschlag eines Pferdes," sagte er. Alle horchten, aber das ferne Gedröhn, wenn überhaupt hörbar, wurde in diesem Augenblick übertönt von dem Geschrei eines Haufens Kinder, an dessen Spitze sich Wilhelmina, Herrn und Frau d'Auban's kleines Mädchen, befand. Sie sausten um die Ecke herum und erschienen gegenüber der Veranda, auf welcher ihre Eltern und der Jesuit saßen. Wenn ihre Mutter in der kleinen Welt von St. Agatha die Königin aller Herzen war, so war Wilhelmina die unstreitige Erbin ihres Thrones. Von dem Tage ab, als die Indianerinnen sich an der Wiege des neugeborenen Kindes versammelt hatten, das ihnen wie eine Wachspuppe vorkam, und es so lange voll Bewunderung angeschaut hatten, bis sie fast glaubten, ein so zartes Geschöpfchen müsse gleich einer Lilie in der Prairie erblüht sein, war Wilhelmina der Liebling und der Abgott aller Männer, Frauen und Kinder der Mission. Sie war blond wie ihre Mutter, ihre Züge eben so zart und die Rundung ihres Gesichtes nicht weniger schön; aber ihre Augen waren dunkeler blau und von schwarzen Wimpern und schwarzen Brauen beschattet. Von frühester Kindheit an hatte sie älter ausgesehen, als sie war. In ihrem festen Schritte und entschlossenen Benehmen sprach

sich die Aehnlichkeit mit ihrem Vater in ergötzlichster Weise aus. Dabei bekundete die Kleine eine entschiedene Vorliebe für die Indianer gegenüber den Europäern und Negern. Schon als kleines Kind pflegte sie ihre Aermchen auszustrecken und sie ihre lieben Braungesichter zu nennen, und später wurde sie ganz zornig, wenn Jemand sagte, die weißen Gesichter seien hübscher. Der kreischende, eintönige Gesang der Indianerinnen, so unmelodisch er einem europäischen Ohre klingt, gefiel dem Kinde, das in seiner luftigen Wiege im Schatten der Tannenwälder bei diesen wilden Tönen in Schlaf geschaukelt worden war. Ihre Gespielinnen waren fast alle kleine Indianer, und die Sprache derselben war ihr eben so geläufig wie Französisch oder Deutsch.

In der Schule der Mission und von ihren christlichen Eltern erzogen, waren diese Kinder gut und unschuldig; nur in einer Hinsicht fürchteten Mina's Eltern die Wirkung des beständigen Verkehrs mit denselben. Den Missionaren war es noch nicht gelungen, aus den Gemüthern ihrer Convertiten ihren ehemaligen Aberglauben gänzlich auszurotten. Zauberer und Gaukler übten noch immer einigen Einfluß auf die christlichen Eingeborenen aus. Es währte lange Zeit, ehe sie zu vermögen waren, ihre Manitus und Fetische aufzugeben. An diese Gegenstände knüpften sie eine abergläubische Verehrung und schrieben dem Besitze derselben viele übernatürliche Vortheile zu, wie zum Beispiel außerordentliche Erfolge im Kriege und auf der Jagd, oder Unverletzbarkeit in verschiedenen Gefahren. Ein solcher Fetisch war zuweilen ein Thier, zuweilen eine Pflanze, oder auch ein Stein oder ein Stück Holz. Zaubergeschichten waren gang und gäbe bei den

Indianern, und selbst diejenigen, welche grundsätzlich auf allen Verkehr mit Zauberern oder Wahrsagern verzichteten, glaubten doch noch daran.

In der Jugendzeit war Frau d'Auban's Gemüth, weil es durch keine bestimmte Glaubenslehre geregelt wurde, auf's Gerathewohl in einer eingebildeten Welt umhergeirrt, die sie mit selbstgeschaffenen Gesichten bevölkerte. Sie hatte ihre Begriffe vom Uebernatürlichen lediglich aus dem Legendenschatze ihres Heimathlandes geschöpft, aus Geschichten wie die von der „weißen Frau," deren Erscheinen in den Palästen der deutschen Fürsten jeden Todesfall vorherverkündigt, oder vom „wilden Heer" des Rodensteiners. Daher konnte sie sich eines Schauders nicht erwehren, wenn geheimnißvolle Geschichten von Indianischen Zauberern erzählt wurden. Wilhelmina aber, die schon in der frühesten Kindheit von Engeln und Heiligen gewußt hatte, und für welche der Gedanke an die übernatürliche Welt eine der höchsten Lebensfreuden war, wies mit Entschiedenheit alles von sich, was die Kirche nicht lehrte, und widersetzte sich allen abergläubischen Gebräuchen mit einer Festigkeit, welche schon in diesem zarten Alter ein hervorstechender Zug ihres Charakters war. Wenn eine ihrer kleinen Freundinnen gelegentlich einen Manitu zeigte, so stampfte sie mit ihren zierlichen Füßchen und schrie: „Wirf das Ding weg, sonst hat Mina dich nicht mehr lieb!" Wenn die Kinder von Geistererscheinungen erzählten, oder von ächzenden Stimmen im Walde, von Augen, die im Finstern sie anstarrten, von unsichtbaren, eiskalten Händen, welche die ihrigen umklammerten, dann pflegte die Kleine den Kopf zu schütteln und zu sagen: „Mina hört niemals solche Stimmen; Mina sieht niemals diese Augen; Mina fühlt nie-

mals diese Hände. Mina macht das Zeichen des Kreuzes, und wenn Teufel in der Nähe sind, so fliehen sie hinweg."

„Aber, kleine Lilie der Prairie, Rothfeder hat einen Manitu," betheuerten ihr die Andern zuweilen, „der hilft ihm viel mehr Wild erlegen, als irgend ein anderer Jäger im Dorfe."

„Ich glaube es nicht," entgegnete dann Mina, und wenn jene darauf beharrten, es sei wahr, sagte sie: „Dann hilft der Teufel dem Rothfeder; das thut mir leid für ihn, und das Wild, das er erlegt, wird ihm keinen Segen bringen." In dieser Weise kämpfte sie ihre kleinen Fehden durch, immer an ihrem Grundsatze festhaltend und auf ihre Schlußfolgerung zurückkommend: „Das ist nicht wahr, oder wenn es wahr ist, so ist es böse." Niemals wich sie von dieser Linie der Beweisführung ab. Sie wollte mit keinem Kinde spielen, das einen Manitu hatte. Wenn aber ihre Gespielinnen sich fürchteten, im Dunkeln nach Hause zu gehen, oder sich weigerten, gewisse Theile des Waldes zu durchschreiten, in der Meinung, von bösen Geistern verfolgt zu werden, dann erbot sich Mina, dieselben zu begleiten. Und keines der Kinder fürchtete sich mehr, wenn Mina es an ihrer kleinen Hand führte und den Weg entlang sang: „Salve Regina! Mater misericordiae!"

Mina war ein ungemein fröhliches Kind. Ihre übersprudelnde Lebendigkeit machte ihrer Mutter zuweilen Sorge; dabei war aber ein sehr nachdenklicher Zug in ihrem Charakter. Sobald sie lesen konnte, war es ihr größtes Vergnügen, mit einem Buche aus ihres Vaters Bibliothek in den Garten zu gehen, wo sie stundenlang unter dem Schatten eines Gummibaumes saß und über den Leben der

Heiligen oder einem Trauerspiele von Corneille brütete. Ein Kinderbuch hatte sie nie gesehen. Von den wenigen, welche dazumal vorhanden gewesen sein mögen, war in der Colonie keines zu finden. Das vorherrschende Gefühl aber, das mit ihr heran zu wachsen und mit den Jahren an Stärke zuzunehmen schien, war eine tiefwurzelnde Anhänglichkeit an ihr Geburtsland und dessen Eingeborene. Es ärgerte sie, wenn man sie eine kleine Französin nannte. Eines Tages rieb sie sich Gesicht und Hände mit Wallnußsaft ein, um auszusehen wie die Indianer. Alle die schwungvollen Ausdrücke, mit welchen die Vaterlandsliebe in den Büchern verherrlicht wurde, bezog sie auf ihre Empfindungen für die vielgeliebte Heimath. Als sie von ihrem Vater Geographie und Geschichte lernte, kam sie immer wieder darauf zurück; sie jubelte, als sie auf der Landkarte entdeckte, daß die Seine und Loire im Vergleiche zum Mississippi und Ohio armselige Flüßchen wären. Ebenso behauptete sie, die Indianer wären nicht fähig, so abscheuliche Thaten zu begehen, wie die bösen Europäer.

Auf Frau d'Auban's dringende Bitte war sie Wilhelmina getauft worden. Ihr Vater hätte sie gern Agatha genannt, gab jedoch den Wünschen der Mutter nach.

„Aber, meine theuere Frau," sagte er, „du mußt ihr niemals sagen, daß königliches Blut in ihren Adern fließt und sie mit gekrönten Häuptern verwandt ist. Laß sie heranwachsen, ich bitte dich, in der Freiheit und Einfachheit des Looses, welches du selbst gewählt hast. Gestatte nicht, daß Gedanken an weltliche Größe sich zwischen sie und den Frieden ihres Herzens drängen. Es könnte einem Mädchen leicht den Kopf verdrehen," fügte er lächelnd bei „wenn sie erführe, sie sei die Nichte der Kaiserin von

Oesterreich und die Schwester des künftigen Kaisers von Rußland."

Frau d'Auban seufzte, wiewohl ein Lächeln um ihre Lippen spielte. „Ich verspreche dir, über diesen Punkt zu schweigen," sagte sie, zärtlich in das feine Gesichtchen ihres Kindes blickend, „aber lasse mir die Freude, sie mit einem Namen zu nennen, der mich an meine Kindheit erinnert. Es ist vielleicht eine Schwäche; aber nachdem ich jedes Band, welches mich an meine Familie knüpfte, gelöst habe, liegt doch ein gewisser Trost in dem Gedanken, daß noch immer ein kleines Wort mich mit ihr in Verbindung hält." So wurde denn die kleine Creolin Wilhelmina getauft und von ihren Eltern Mina genannt, von den Indianern aber Menonah d. h. Lilie der Prairie.

An dem erwähnten Abende war Mina die Königin eines kleinen Festes gewesen, das Teresa ihren Schülerinnen gab, und nachdem sie ihr kleines Gefolge mit Spenden von Ahornzucker und Fichtenapfelsaft entlassen hatte, saß sie nun auf dem Schooße ihrer Mutter. Der Vater bemerkte, daß Mina nachdenklich aussah, und fragte, woran sie denke. Die Kleine blickte auf und sagte: „Ich wollte, ich hätte ein Brüderchen! Tanzfüßchen sagte heute Abend, sie wolle ihren Kuchen mit nach Hause nehmen und ihrem Bruder bringen. Er sei so gut und trage sie über die Bäche und die Hügel hinauf, wenn sie Beeren suchten. Mutter, möchtest du nicht auch gern einen Sohn haben?"

„Komm zu mir her, Mina," sagte ihr Vater, welcher Thränen in den Augen seiner Frau bemerkte. Mina ging zum Vater; aber auch sie hatte die Thränen gesehen und sie eilte zur Mutter zurück, schmiegte ihr Köpfchen an deren

Brust und flüsterte: „Mutter, habe ich einen Bruder im Himmel?"

Frau d'Auban bückte sich und küßte ihr Kind. „Liebe Mina," sagte sie, „du hast einen Bruder, du wirst ihn aber niemals sehen auf dieser Erde. Du mußt nicht von ihm sprechen; aber wenn du betest, dann kannst du den lieben Gott bitten, daß Er ihn segne."

„Wie heißt er? O nenne mir seinen Namen!"

„Du kannst beten: »Gott segne meinen Bruder Peter!«

„Das werde ich recht oft thun," rief Mina, und schlang die Aermchen um den Hals der Mutter.

„Du mußt es nicht laut sagen, mein Kind."

„Nein; nur so." Mina bewegte die Lippen, ohne einen Ton hervorzubringen. Ihre Mutter küßte sie und flüsterte ihrem Gemahl zu: „Es ist mir ein Trost, es ihr gesagt zu haben. Ich konnte nicht anders." Er nickte beistimmend; aber seine Miene wurde ernst. Es war ihm leid, daß der geringste Schatten eines Geheimnisses über dem Geiste seiner kleinen Tochter schweben sollte. Mina hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß ihre beide Eltern das Vorgefallene bedauerten, und wie es bei Kindern in solchen Fällen gewöhnlich ist, sie wußte nicht recht, was sie thun sollte. Von ihrer Mutter Schooß hinabgleitend, sprang sie zu Pater Maret und bat ihn, Domino mit ihr zu spielen.

In diesem Augenblicke hörte man deutlich den Hufschlag eines Pferdes auf dem Fahrwege, was zumal in dieser Jahreszeit etwas Seltenes war. Im nächsten Augenblicke kamen Roß und Reiter zum Vorschein und d'Auban erkannte einen der Couriere des Gouverneurs.

„Wie! Ferual?" rief er aus. „Sind Sie es? Bringen Sie Briefe?"

„Ja, gnädiger Herr; eine Depesche von Herrn Perrier."

„O! Wirklich?" Er streckte die Hand danach aus und wollte das Siegel lösen, hielt aber inne und sagte: „Mina, hole schnell Jemand, um das Pferd zu halten. Sie scheinen sehr müde, Ferual? Sie sind scharf geritten, und ich weiß, was für ein Land Sie passirt haben. Charlotte," sagte er, zu seiner Gattin gewendet, „wollen Sie Befehl geben, daß Herr Ferual etwas zu essen erhält?"

Alle Dienstboten waren außer dem Hause beschäftigt. Mina nahm daher das Pferd beim Zügel und suchte es durch Streicheln zu bewegen, ein Stück Kuchen aus ihrer Hand zu nehmen. Frau d'Auban ging selbst nach der Küche, um dem Fremden eine Erfrischung zu bereiten.

D'Auban setzte sich an den Tisch und begann die Depesche zu lesen. Der Inhalt schien ihn sehr in Anspruch zu nehmen; sobald er mit dem ersten Blatte zu Ende war, reichte er es dem Missionar hin, und fuhr Blatt für Blatt so fort.

Als beide Männer das Schriftstück ganz gelesen hatten, sagte der Pater: „Ihre Ahnungen sind früher wahr geworden, als wir erwarteten."

„Allerdings hatte ich lange etwas Derartiges befürchtet," sagte d'Auban, „ein ganz anderes aber ist es, das Unheil von der Zukunft zu erwarten, oder es unmittelbar vor sich zu sehen, es gleichsam an die Thüre pochen zu hören."

„Was gedenken Sie zu thun?"

„Ich muß so schnell als möglich fort. Es gibt keine andere Wahl. Ich betrachte es als die Pflicht jedes Franzosen, in diesem Augenblicke dem Gouverneur Gehorsam zu leisten, als wäre er sein oberster Befehlshaber."

„Und Ihre Frau und Tochter?"

„Am liebsten möchte ich sie sogleich mit nach Neu-Orleans nehmen, wo sie in Sicherheit sein werden; dann könnte ich mich Herrn Perrier zur Verfügung stellen.“

„Auch ich halte dies für das Beste, wenn sie auch hier nicht gerade in Gefahr sein würden. Wir können unsern Indianern trauen.“

„O! was das betrifft: ich bin überzeugt, daß ein Jeder sein Blut vergießen würde für Mutter und Kind. Aber Charlotte würde es gewiß nicht ertragen, hier bleiben zu müssen, um so mehr, da auch Sie weggehen, ehrwürdiger Vater. Nein, wir müssen uns auf den Weg machen, so bald wir können, und es ihr sofort mittheilen.“

„Aber haben Sie keine Besorgniß für die Reise?“

„Vorerst noch nicht. Wie ich Ihnen vor einer Stunde sagte: ich habe es schon lange gefühlt, daß wir auf einem Vulcan stehen. Sie sehen: der für die allgemeine Erhebung festgesetzte Tag ist der fünfzehnte Januar nach unserm Kalender; es liegen also noch mehrere Wochen dazwischen. Bis zu diesem Zeitpunkte werden die Indianer vermuthlich zuvorkommender sein als gewöhnlich. Was aber die Zukunft der Colonie anbelangt — Gott stehe denen bei, die in den Kampf verwickelt werden. Es wird ein verzweifelter Krieg werden, fürchte ich. Ach!“ seufzte er, seinen Kopf auf die Hände stützend, „unser Honigmonat geht zu Ende! Er dauerte fast zehn Jahre. Wir dürfen daher nicht klagen! Es wird dem Menschen nicht oft zu Theil, zehn Jahre beinahe ununterbrochenen Glückes zu genießen. Da kommt meine Frau. Wie wird sie es ertragen, St. Agatha verlassen zu müssen? Und die arme, kleine Mina — was wird sie empfinden? Doch es muß durchgemacht werden.“

„Ich will Sie jetzt verlassen,“ sagte Pater Maret und ging der Thüre zu. „Es ist besser, Sie besprechen diese Angelegenheit allein mit Ihrer Frau; und mir bleibt zu Hause viel zu thun. Wenn Sie Ihren Entschluß gefaßt haben, so setzen Sie mich davon in Kenntniß und lassen Sie mich den Tag Ihrer Abreise wissen.“

Als er im Fortgehen war, rief Frau d'Auban ihn zurück. Er nickte mit der Hand und lächelte ihr freundlich zu, ließ sich aber nicht aufhalten; und d'Auban sagte: „Er hat Eile, nach Hause zu kommen, Theuerste. Und ich habe mit dir zu sprechen.“

„Was gibt es, Henri? Was schreibt Herr Perrier? O! gewiß ist etwas im Anzuge, ich sehe es in deinen Augen. Um des Himmels willen, was ist es? Doch nichts, wodurch wir genöthigt werden uns zu trennen? Alles kann ich ertragen, nur das nicht!“

„Nicht sogleich; vor der Hand noch nicht, wenn du mich nach Neu-Orleans begleiten willst. Ich muß unverzüglich dahin reisen. Herr Perrier ist benachrichtigt worden, daß eine allgemeine Erhebung der indianischen Stämme am 15. Januar stattfinden soll — eine allgemeine Niedermetzelung der Franzosen ist beschlossen! Wäre der Gouverneur nicht rechtzeitig von dieser Verschwörung unterrichtet worden, so ginge die ganze Colonie zu Grunde. Jetzt hat man Zeit, der Gefahr vorzubeugen. Er wünscht, daß ich so schnell als möglich zu ihm komme. In diesem Augenblicke, sagt er, wo das Leben der Franzosen und die Zukunft der Colonie an einem Faden hange, könne meine langjährige genaue Bekanntschaft mit den Indianern von großem Nutzen sein. Nun, theuerste Frau, was meinst du, daß wir thun sollen? Vorerst laufen wir keine Gefahr,

wenn wir hier bleiben. So viele von den Illinois sind Christen, daß wir von diesen keinen Angriff zu befürchten haben."

Frau d'Auban antwortete nicht sofort. Sie ging einige Schritte weiter in den Garten, der unter ihrer Pflege wunderschön geworden war. Sie betrachtete den großartigen Strom, den Tannenwald, den Hain von Tulpenbäumen und alle die trauten Punkte der vielgeliebten Gegend, wo sie zehn glückliche Jahre verlebt hatte. Dann wandte sie sich gegen ihren Mann und sprach mit denselben Worten, welche er kurz zuvor gebraucht hatte: „Unser langer Honigmonat ist zu Ende!"

„Aber unsere Liebe ....?" flüsterte er zärtlich.

„Sie ist heiliger, tiefer, stärker denn je," rief sie feuerig. „Aengstige dich nicht um mich, Henri; alles wird gut werden, wenn du uns nur mit dir nehmen willst."

„Das ist es, was ich wünsche. Ich fürchte nichts von unsern guten Indianern. Aber wer weiß, was geschehen könnte, wenn sie selbst von ihren mächtigern Nachbaren angegriffen würden?"

„Und wenn wir in noch so großer Sicherheit wären, wenn wir in Frieden dahin leben könnten, während Andere um uns herum kämpften und zu Grunde gingen: solch einen Frieden würden wir verschmähen. Es ist deine Pflicht, Henri, zu gehen. Und meine Pflicht ist es, dir zu folgen. Wenn Gefahr droht, so laß uns zusammen ihr entgegen gehen."

„O, du herrliche Frau! Das habe ich von dir erwartet. Es versteht sich, daß ich der Aufforderung des Gouverneurs Folge leisten und ihm in dieser Lage in jeder Hinsicht behülflich sein muß. Ich gestehe, es wäre mir

unmöglich, dich und unser Kind zurückzulassen. Aber eben so schwer fällt es mir, dich wieder in die Welt hineinzuziehen, welche du aus so guten Gründen verabscheuen mußt."

„Ich fürchte nichts, als dich zu verlassen. Und kann ich nicht auch Dienste leisten in der Stunde der Gefahr? Von dir habe ich arbeiten gelernt; du wirst mich auch lehren zu leiden und zu wagen."

„Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß du mir von großem Nutzen sein kannst, geliebte Frau. Wir dürften in der That berufen werden, an diesem Kampfe Antheil zu nehmen — er wird schrecklich werden, fürchte ich; denn auf beiden Seiten werden schlimme Leidenschaften im Spiele sein."

Eine Wolke der Besorgniß zog über ihr Gesicht.

„In Neu-Orleans sind so viele Europäer. Werde ich nicht Gefahr laufen, erkannt zu werden?"

„Nicht so leicht, denke ich, nach einem Zwischenraum von zwölf Jahren, und wenn du als meine Frau erscheinst. Wir wollen indessen vorsichtig zu Werke gehen; anfangs mußt du ganz zurückgezogen leben. In dem Kloster der Ursulinerinnen könntest du vielleicht bleiben, wenn ich genöthigt sein sollte, mich für einige Zeit von dir zu trennen. Es wäre mir lieber, wenn man dich nicht einmal als Frau von Moldau wiedererkännte."

„Den Leuten könnte etwa eine Aehnlichkeit auffallen, aber wohl nichts weiter. Wir vergessen zuweilen, wie unglaublich unsere wahre Geschichte Andern erscheinen mag; und mit jedem Tage werde ich meinem ehemaligen Ich weniger ähnlich."

D'Auban lächelte und dachte, die Zeit habe ihrer Schönheit nicht den geringsten Eintrag gethan. Sie war

mit sechsunddreißig Jahren, wiewohl in anderer Weise, eben so anziehend wie sie mit vierundzwanzig gewesen war.

„So mache dich denn reisefertig, damit wir abfahren können, sobald ich ein Schiff und Ruderknechte ermittelt haben werde. Je eher wir uns auf den Weg machen, desto besser. Ich denke, Pater Maret wird uns begleiten. Wie wenig ahnten wir, als er so eben von seiner Reise sprach, daß wir sie mit ihm machen würden! Die Fahrt stromabwärts ist natürlich viel weniger beschwerlich als stromaufwärts, doch immerhin mühselig genug. Aber, so es Gott gefällt, werden wir in einigen Monaten hieher zurückkehren. Diese Hoffnung müssen wir im Auge behalten, meine theuere Frau.“

„Daran wage ich nicht zu denken, Henri. Seit einiger Zeit verfolgt mich das Gefühl, daß wir hier viel zu glücklich gewesen sind — glücklicher als in der Regel die Menschen zu sein pflegen. Mir ahnte, daß irgend ein Wechsel bevorstehe. Während der letzten Tage klangen einige Zeilen, welche ein Reisender mit dem Messer auf eine Planke in Simon's Barke eingeschnitten hatte, mir beständig in den Ohren.“

„O, du abergläubisches Herz!“ rief d'Auban mit zärtlichem Vorwurf, „kannst du es nicht lassen, an Ahnungen zu glauben? Wie lauteten die Zeilen, die du meinst?“

„Am Mittag des Lebens ein Sturm sich erhebt,
Beim rollenden Donner das Herz mir erbebt;
Es zucken die Blitze, es brauset die Fluth —
O! lehre mich sterben mit gläubigem Muth!

O Henri, du wirst mich lehren zu sterben, wie du mich gelehrt hast zu leben!“

„Alles was du wünschest, will ich dich lehren, meine Liebe! Aber ich sehe keine besondere Wahrscheinlichkeit, daß wir gerade jetzt sterben sollten. Im Gegentheile hoffe ich von den Stauden, die wir heute Morgen pflanzten, im nächsten Sommer recht viele Erdbeeren zu pflücken. Es ist ein großes Glück, daß wir einen Aufseher haben, dem wir trauen können. Dubois wird unsere Geschäfte eben so gut besorgen, als ich es selbst könnte. Antonio soll mit uns gehen. Jetzt aber sage unserer Mina, daß sie die Reise mitmachen wird."

Im Begriffe, in's Haus zu treten, wandte sich Frau d'Auban wieder um und sagte: „Henri, hast du schon erfahren, welche Erleichterung es ist, wenn die Vorsehung eine Frage entscheidet, die wir lange Zeit hindurch in unserm Gewissen erwogen haben? Ich dachte mir oft, unser hiesiges Leben sei ein Paradies für dich und mich, aber für unsere kleine Mina werde eine Veränderung von Nutzen sein. Auch höre ich gar nichts mehr von dem andern armen Kinde, und vielleicht sind doch Pflichten gegen dasselbe zu erfüllen. Nie hatte ich den Muth, davon zu sprechen; aber jetzt, da der liebe Gott uns von hier wegruft, fühle ich, daß es recht so ist. Er will gewiß für mich thun, was ich nicht den Muth hatte selbst zu vollbringen."

„Gott sei Dank, daß du die Sache in diesem Lichte betrachtest, Geliebteste! Du hättest mir aber deine Bedenken mittheilen sollen."

„O, Henri! Es ist leichter, das Leiden von Gott anzunehmen, als ihm freiwillig entgegen zu gehen."

Diese Auffassung entsprach der Natur ihres Gemahls nicht. Muth im Ertragen mehr als im Handeln ist die Eigenthümlichkeit des Weibes.

Als es in der Ansiedlung ruchbar wurde, daß die Bewohner von St. Agatha im Begriffe ständen abzureisen, machte sich ein allgemeines Gefühl der Niedergeschlagenheit geltend, obschon sie nur einige Monate ausbleiben sollten. Der Schwarzrock geht weg und auch der weiße Häuptling mit Weib und Kind: das war eine Nachricht, welche überall Trauer verbreitete; und in Menge kamen die Eingeborenen nach St. Agatha, um sich zu vergewissern, ob das wahr sei.

Mina versammelte ihre Freundinnen auf dem Rasenplatze und hielt ihnen eine Abschiedsrede. Sie ziehe nach dem Süden, sagte sie, gleich den Vögeln, deren Vorbereitungen zum jährlichen Wanderzuge sie oft zusammen beobachtet hätten, und gleich diesen werde sie zurückkehren, wenn der Winter gekommen und wieder vorübergezogen sei. Sie bedauere es, scheiden zu müssen, und werde in der Ferne alle ihre indianischen Brüder und Schwestern im Herzen tragen. Sie wolle ihnen aus der Stadt der Weißen Geschenke mitbringen: goldene Kugeln, wie die Schiffer sie zuweilen in den Barken mitbringen, und Bilder ähnlich denen in der Kirche, aber so klein, daß Kinder sie in der Hand tragen könnten — und viel köstlichere Süßigkeiten als Ahornzucker. Sie habe keine Lust, bei den Weißen zu bleiben, sie liebe die weißen Kinder nicht. Sie könne es nicht ändern, selbst weiß zu sein; das sei nicht ihre Schuld. Den Lilien sei es nicht möglich, zu rothen Rosen zu werden, wünschten sie es auch noch so sehr: so müsse auch sie weiß sein, sie möge wollen oder nicht.

Als die kleine Rednerin inne hielt, erwiderte eins der indianischen Kinder: „Wir lieben deine weiße Farbe, kleine Lilie; eine rothe Rose wäre uns nicht halb so theuer. Wir würden dich nicht hübsch finden, wärest du braun,

wie wir es sind. Aber wenn du mit weißen Kindern spielst in dem Lande, wo goldene Kugeln zwischen schimmernden Blättern an den Bäumen hängen, dann mußt du sie nicht so lieben wie uns. Auch sie werden dich nicht lieben, wie wir dich lieben. Du wirst der goldenen Kugeln und der Süßigkeiten überdrüssig werden, und nach den Wäldern und den Prairien dich sehnen. Du wirst nicht klagen, denn die Tochter eines Häuptlings klagt niemals; selbst dann nicht, wenn der Feind ihr das Herz ausreißt. Aber sterben wirst du, wenn du nicht zurückkommst zu uns; und dann werden wir dich nicht wiedersehen, bis wir eingehen in das Land der Ewigkeit."

Nach einigen Tagen waren d'Auban's Anordnungen getroffen. Das Nothwendigste an Fahrnissen wurde in die Barke gepackt, die er gemiethet hatte, und eine Matraze für Frau d'Auban und ihre Tochter wurde an dem einen Ende angebracht. Der Oberst nahm eine Jagdflinte mit sich, und für den Fall einer Gefahr ein paar Pistolen, so wie einen ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln; denn er wollte nicht öfters als unumgänglich nothwendig war, in den indianischen Dörfern anhalten. Zur Ergänzung der mitgenommenen Vorräthe gedachte er unterwegs einiges Wild zu erlegen, so daß sie ausreichten, bis man in Neu-Orleans ankommen würde. Unter dem Gepäck, das Pater Maret mitnahm, war das Brevier der schwerste Theil.

An einem prächtigen Octobermorgen trat die Gesellschaft ihre Reise an. St. Agatha lag in seiner ganzen Schönheit da; nachsinnend hielt Frau d'Auban die Augen auf den Pavillon geheftet, während die Barke den Strom hinabglitt, und sagte im Herzen dem glücklichen Aufenthalte

ein stummes Lebewohl. Krampfhaft drückte sie die kleine Hand, die in der ihrigen lag. Mina's Kummer war für den Augenblick von den Zerstreuungen der Reise aufgewogen, und als das Boot sich in Bewegung setzte, klatschte sie vor Freude in die Händchen.

Die Fahrt stromabwärts war, wie d'Auban gesagt hatte, ungleich weniger ermüdend als die Bergfahrt; dennoch hatte die Reise ihre Schwierigkeiten, Mühsale und Gefahren. An manchen Stellen kostete es viele Zeit, das Boot durch die Massen von verfaultem Holz und welken Pflanzen, welche den Weg versperrten, hindurchzusteuern. Manchmal verbreitete auch eine Wolke von Moskitos zeitweilige Finsterniß und verursachte den Reisenden die empfindlichsten Qualen. Zuweilen waren sie genöthigt, an's Ufer zu steigen, um neue Vorräthe und reines Trinkwasser herbeizuschaffen. Wenn sie in der Nähe von Gebüschen landeten, mußten sie ein Feuer anzünden, um die Schlangen zu vertreiben. Bei Tage schien die Sonne sehr heiß, und die Nächte waren oft kalt. D'Auban beschleunigte die Fahrt so viel als möglich; wenn er auch nicht gerade Furcht hatte, so sehnte er sich doch nach dem Ende der Reise. Hier und da wechselten sie am Gestade einige Worte mit den Eingeborenen. Im Allgemeinen schienen die Indianer sehr wohlwollend, und nichts in ihrer Sprache oder ihren Mienen gab die geringste Andeutung, daß Ereignisse, wie Herr Perrier sie erwartete, wirklich bevorstanden.

Eines Abends, als die Ruderer von ihrer Arbeit etwas ruheten und das Boot mit dem Strome treiben ließen, wurden auf einer Anhöhe vor ihnen zwei Männer sichtbar. Während das Boot näher kam, gaben sie durch

Zeichen zu verstehen, man möge anhalten. Es stellte sich heraus, daß es Franzosen aus der Niederlassung der Natschehs waren, welche sich dort aufgestellt hatten, um Pater Maret zu erwarten, da sie erfahren hatten, daß ein Priester sich auf der Reise nach Neu-Orleans befinde. Pater Savel, ihr Seelsorger, hatte sich für einige Zeit nach dem Districte der Yasuhs begeben, und inzwischen waren verschiedene Personen erkrankt und einige lagen auf dem Sterbebette, des geistlichen Beistandes dringend bedürftig. Der folgende Tag war gerade ein Sonntag, und die Franzosen sowohl als die christlichen Eingeborenen hatten jene Männer beauftragt, den fremden Priester zu ersuchen, einige Stunden bei ihnen zu verweilen, um die heilige Messe zu lesen und die Kranken mit den Sterbesacramenten zu versehen. D'Auban war mit dieser Verzögerung nicht sehr zufrieden; allein der Fall war so dringend, daß er sich nicht berechtigt fühlte, seine Zustimmung zu verweigern. Demgemäß wurde die Barke an das Ufer gebracht, und ein einziger Ruderer zu ihrer Bewachung zurückgelassen. Die Reisegesellschaft lenkte ihre Schritte nach der Stadt der Natschehs, wo Christen von allen naheliegenden Niederlassungen sich eingefunden hatten, um Pater Maret zu treffen.

Mina war hoch erfreut, das Boot verlassen zu dürfen, an welches sie so viele langweilige Tage hindurch gefesselt gewesen war. Sie lief auf dem Grase umher und den Hügel hinauf, welcher zwischen dem Flusse und der prachtvollen Ebene lag, in deren Mitte das Volk der Sonne, so nannten sich die Natschehs, seine Stadt erbaut hatte. Es war dies vielmehr ein ungeheueres Dorf, dessen Hütten zwischen Hainen von Akazien und Tulpenbäumen zerstreut umherlagen. In der Mitte eines freien Platzes

stand der Palast der Sonne, die Wohnung des Stammesfürsten. Gegenüber lag der Wohnsitz der Sonnenfrau, der Mutter des Thronfolgers. Diese Paläste zeichneten sich vor den andern Hütten nur durch ihre Größe aus. Sämmtliche Behausungen bestanden aus einem einzigen Stockwerke; sie waren mit Stroh und Blättern gedeckt. Matten vom feinsten Flechtwerk mit Fäden von verschiedenen Farben gestickt, bekleideten die Wände der Hallen. Der Tag neigte sich, als die Reisenden die Stadt erreichten. In kleinern und größern Zwischenräumen waren Fackeln von brennendem Fichtenholz aufgepflanzt oder wurden von den Bewohnern umhergetragen. Durch den röthlichen Schein, welche sie über das ganze Bild verbreiteten, wurde die malerische Wirkung desselben noch erhöht. Mina's Entzücken hatte keine Grenzen. Es war, als ob ein Märchenland vor ihrem Blick sich öffnete. Nie gesehene herrliche Blumen schienen auf allen Seiten emporzuschießen, und die goldgelben Früchte der Bäume, untermischt mit weißen Blüthen, erregten ihre höchste Bewunderung. Zum ersten Male sah sie wohl angelegte Gärten und regelmäßig gepflanzte Baumreihen; die Pracht der südlichen Pflanzenwelt, verbunden mit einem gewissen Grade von Civilisation, war ihr ein völlig neuer Anblick.

Die Reise-Gesellschaft wurde an der Thüre von Pater Savel's Hütte durch seinen Diener, einen alten Neger, empfangen, der beim Anblick eines Schwarzrocks vor Freude die Hände zusammenschlug. Er setzte in gebrochenem Französisch dem „Haupte des Gebetes“ auseinander, was alles für ihn zu thun sei, und ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte der Priester nach den Hütten der Kranken, welche der Neger ihm bezeichnet hatte. Mittlerweile

machte d'Auban einige Besuche bei den zunächst wohnenden französischen Colonisten. Sie waren ohne alle Ahnung von der bevorstehenden Gefahr, und er hielt es nicht für klug, ihnen von der Nachricht, welche er durch Herrn Perrier erhalten hatte, Mittheilung zu machen. Seitdem der Brief geschrieben worden, mochten die Umstände sich geändert haben, und jedenfalls konnte es nur den Zusammenstoß mit den Eingeborenen beschleunigen, wenn sich ein plötzlicher Schrecken unter den Europäern verbreitete. Nach Verlauf einer ganz kurzen Zeit konnte er mit dem Gouverneur die zum Schutze seiner Landsleute nothwendigen Vorsichtsmaßregeln berathen. Allerdings erwähnte Jemand, daß vor einiger Zeit eine Deputation des Häuptlings zu Herrn Chépar, dem Befehlshaber des nächsten Forts, gekommen sei, um Verwahrung gegen einige strenge Maßregeln einzulegen, über welche die Natschehs sich beklagten. Damals hatte beiderseits eine große Aufregung geherrscht, welche aber nunmehr beigelegt zu sein schien. Dagegen wurde bei einem Theile der Dacotahs, eines kriegerischen Stammes, der oft mit ihren Nachbaren im Streit lag, eine Mißstimmung gegen die Franzosen und eine gewisse Feindseligkeit gegen die Colonisten vorausgesetzt. Der Besitzer einer der bedeutendsten Niederlassungen in diesem Landestheile, Herr des Ursins, beschrieb die Natschehs als ein kluges, durchtriebenes, aber verweichlichtes Volk, welches niemals irgend ein kühnes Wagniß unternehmen oder auf weiteres sinnen würde, als ihre Nachbaren zu überlisten und im Handel zu betrügen. „Unlängst aber," fügte er lachend hinzu, „haben sie in einem Unternehmen dieser Art den Kürzern gezogen. Die Jäger, wozu, wie Sie wissen, nahezu alle Männer des Stammes gehören, trafen

Anstalten für ihre Winterjagden, und waren im Fort, um mit den Officieren über den Ankauf von Gewehren und Pulver zu verhandeln. In ihrem Eifer, es sich gegenseitig zuvorzuthun, machten sie übertriebene Gebote, so daß unsere Landsleute dabei sehr gut weg kamen und einen ungeheuern Vorrath an Geflügel, indianischem Korn und Nahrungsmitteln jeder Gattung erwarben."

„Wie weit ist es von hier nach dem Fort?" fragte d'Auban, der diesen Mittheilungen gedankenvoll zugehört hatte.

„Beiläufig eine Meile. Der Commandant wird entzückt sein, Sie zu sehen und eine Gelegenheit zu haben, durch zuverlässige Hände dem Gouverneur einen Brief zu übersenden."

„Es wäre vielleicht gut, wenn ich mit ihm spräche. Wo liest Pater Savel die heilige Messe, wenn er hier ist?"

„Bei schönem Wetter im Freien, im Winter und zur Regenzeit in einer Hütte, die nothdürftig zu diesem Behufe hergerichtet ist. Es gibt hier nicht viele Christen, und wir haben weder einen ständigen Missionar noch eine Schule. Von den Natschehs haben sich bei weitem nicht so viele bekehrt, als von den andern Stämmen, mit denen die Europäer in Berührung kamen. Sie hängen mehr als die andern Indianer an ihrer Religion. Wir Colonisten führen bekanntlich kein erbauliches Leben; daher kann man nicht sagen, daß die Religion hier besonders blühe. Dennoch wohnen wir gern zuweilen der heiligen Messe bei; wir sind nicht ganz zu Heiden geworden. Also auf Wiedersehen bis morgen — auf dem Felde hinter der Hütte, wo Sie wohnen."

D'Auban ging nach dem Dorfe zurück. Der Mond goß sein blasses Licht auf das zitternde Laub der Akazien;

die breiten Blätter der Tulpenbäume rauschten im Nachtwinde und die Magnolien strömten ihren weihrauchähnlichen Duft aus.

Als er sich dem äußern Theile der Stadt näherte, kam etwas Weißes in raschem Laufe auf ihn zu, und ehe er Zeit hatte, es zu erkennen, warf Mina sich ihm in die Arme.

„Kind!“ rief er mit der Heftigkeit, welche die Furcht erweckt, „was thust du hier? Warum hast du deine Mutter verlassen?“

„Wir schliefen beide ein, als du fortgingest; aber ich erwachte nach kurzer Zeit. Es war langweilig, bei dem schönen Mondscheine müßig da zu liegen. Ich schlich ganz sachte hinaus, ohne daß die Mutter erwachte, und suchte im Felde hinter der Hütte nach Blumen, um sie morgen auf den Altar zu stellen. In Pater Savel's Zimmer hatte ich einige Blumenvasen gesehen, ähnlich denen, die wir zu Hause haben.“

„Du hättest nicht allein aus der Hütte gehen sollen, Mina,“ sagte ihr Vater, sie bei der Hand nehmend.

„Ich habe diese wundervollen rothen Blumen gefunden, Papa, und Freunde getroffen.“

„Freunde! Was für Freunde?“

„Zwei indianische Knaben, Papa, mit dunkeln, schwarzen Augen und langen, auf die Schultern herabhängenden Haaren. Auf dem Kopfe hatten sie bunte Federn und um den Leib Gürtel, die mit rother Seide gestickt waren. Sobald sie mich sahen, kam einer herbei und redete mit mir in einer Sprache ungefähr wie meine eigene, aber doch nicht ganz so. Ich verstand alles, was er sagte. Er fragte, ob ich seine Schwester sei, die vor einiger Zeit in das Land

der Ewigkeit gegangen sei. Ich schüttelte den Kopf; dann sagte der andere Knabe: »Deiner Schwester Haut war von der Farbe der Blätter, die im Herbste abfallen, und ihre Augen schwarz wie die Beeren, welche wir von den Guyavabäumen lesen. Dies aber ist eine Tochter der Weißen, mit einem Halse wie Schnee und Augen von der Farbe des Himmels.« Der Andere jedoch antwortete: »Gewiß, sie ist kein Kind der Weißen. Sie gleicht keinem von all den Kindern, die ich jemals sah, und ich wollte, ich hätte sie bei mir. Sie kommt gewiß von dem großen, blauen Salzsee, von dem einige der Unsern sprechen, oder aus einer Wolke des Himmels.«

„Was hast du ihnen denn gesagt, Mina?" fragte ihr Vater, ihre Hand fester umschließend, da ihn unwillkürlich ein ängstliches Gefühl beschlich.

„Ich erzählte ihnen, ich sei ein indianisches Kind, Vater, und in einem weit entfernten Lande geboren, welches einem andern Stamme gehöre, und die Indianer, die ich lieb habe, seien Christen, sagte ich. Darauf erwiderten sie mir, sie seien Kinder der Sonne, und einer von ihnen berührte mein Haar und sagte, ein Sonnenstrahl habe es in Gold verwandelt, und der Andere verlangte, mein kleines Crucifix zu besehen, das ich hier am Halse trage. Er sagte etwas von dem Schwarzrock, dem Häuptling des Gebets, und sprach leise zu dem zweiten, der mich um meinen Namen fragte. Ich sagte, ich hieße Menonah, die Lilie der Prairie. Sie gaben mir diese Blumen, denn ich war nicht groß genug, sie selbst zu pflücken. Werden sie nicht auf dem Altare wunderschön aussehen, diese prächtigen rothen Blüthen?"

D'Auban legte die Hand auf Mina's Kopf und strei-

chelte ihre Wangen; dann eilte er mit ihr nach der Hütte. Es war ein herrlicher Abend; die Landschaft gewährte einen bezaubernden Anblick; die Luft war sanft und balsamisch. Aber es war ihm nicht wohl zu Muthe; etwas Drückendes schien in der Luft zu liegen. Vielleicht beruhte dieses Gefühl nur auf Einbildung; vielleicht auch war ein Gewitter im Anzuge. Einige dunkele Wolken hingen über dem Gebirge im Westen. In der Stadt brannten die Fackeln von Fichtenholz noch heller als früher. Gruppen von Indianern saßen unter den Bäumen zerstreut umher. Einige spielten lärmende Spiele, andere saßen im Kreise um Männer, welche wahrsagten und Zeichen deuteten nach der Weise ihres Stammes. An den Bäumen waren Hängematten befestigt, in welchen Kinder vom Nachtwinde in Schlaf gewiegt wurden. Am Brunnen inmitten des freien Platzes füllten indianische Mädchen ihre hölzernen Krüge mit Wasser. Friedlich und anmuthig war der Anblick dieser indianischen Stadt, als der Mond hoch am dunkelblauen Himmel stand und das Licht von Myriaden von Sternen den Glanz der Tannenholzfackeln zu Schanden machte.

Sonderbarer Weise empfand d'Auban gerade in diesem Augenblick einen Anfall von Heimweh, wie er in dem wilden nördlich gelegenen Landstriche, den er so lange bewohnte, nie empfunden hatte. Mitten in der Schönheit dieser Stunde, an diesem Orte voll der herrlichsten Reize der Natur, gedachte er mit einer Wehmuth, deren Schmerz er körperlich zu empfinden vermeinte, an den feuchten, salzigen Westwind, der auf den Höhen von Keir Anna ihm so oft in's Gesicht geweht hatte, und an die kühnen, braven Männer, die in den Tagen seiner Kindheit

ihn auf den Schultern getragen hatten. Und mit dem fieberhaften Verlangen, mit dem der Krieger auf dem Schlachtfelde nach einem Trunke kalten Wassers schmachtet, sehnte er sich nach seinem Heimathlande, nach einem Blicke auf dessen wolkigen Himmel. Mit Widerwillen wandte er den Blick ab von dem lieblichen, mit den weißen Hütten der Indianer besetzten Thale und von den Lichtern, die zwischen den Oleanderbäumen hindurch schimmerten, wie die Feuerfliegen in den Hainen Italiens. Er eilte nach der Hütte, wo seine Frau eben von dem tiefen Schlafe der Ermüdung aufgewacht war und mit Schrecken bemerkt hatte, daß Mina nicht mehr an ihrer Seite lag. Fast gleichzeitig kam auch Pater Maret zurück. Er hatte die ganze Zeit seit seiner Ankunft mit dem Besuche von Kranken verbracht und zwei oder drei Sterbenden die heiligen Sterbesacramente gereicht.

„Morgen früh," sagte er, „muß ich einem alten christlichen Häuptling, der in einiger Entfernung vom Dorfe wohnt, die heilige Communion reichen, und sobald ich zurück bin, will ich auf offenem Felde hinter dieser Hütte die Messe lesen. Fast alle Christen werden sich einfinden. Unmittelbar darauf können wir abfahren."

„Die Knaben, welche mir diese prächtigen Blumen gaben, werden auch zugegen sein," sagte Mina; „sie haben es mir gesagt. Wir werden morgen für dich Sorge tragen, kleine Schwester der Sonnenkinder, sagten sie; wir werden dich zu unserer Mutter bringen."

„Was sagten sie?" fragte d'Auban scharf; „wiederhole diese Worte genau."

Mina that es und fügte bei: „Vater, laß uns noch einen Tag in diesem schönen Dorfe bleiben."

„Gott behüte," murmelte d'Auban. „Dieser Ort tödtet mich. Selbst der Duft der Blumen scheint die Luft zu vergiften. Nie war mir ein Ort so widerwärtig. Jetzt wollen wir etwas essen und dann uns zur Ruhe legen."

Bald darauf schlummerten Mutter und Tochter sanft nebeneinander auf einer Matte; einige Mäntel bildeten ihr Kopfkissen. Der Missionar zog sein Brevier aus der Tasche und sagte:

„Es war ein schweres Tagewerk, mein lieber d'Auban. Welch eine Gnade ist es, einer armen Seele auf ihrem Wege nach der Ewigkeit behülflich zu sein! Gott sei Dank, daß wir hier landeten; es war nicht umsonst. Mehrere Christen wären ohne Sacramente gestorben, wenn die Vorsehung uns nicht an diesen Ort geführt hätte."

„Sie sehen ganz erschöpft aus," sagte d'Auban. „Sie wollen doch nicht jetzt noch Ihr Brevier beten? Sie werden ausruhen, nicht wahr?"

„Morgen werde ich zum Ausruhen übrig Zeit haben," antwortete der Priester mit dem Lächeln, das seinen Freunden so wohl bekannt war und in diesem Augenblicke sein blasses Gesicht heller als gewöhnlich überstrahlte. Lange noch erinnerte sich d'Auban dieser Worte und dieses Lächelns. Einige Minuten lang betrachtete er den Priester, wie er sein Brevier betete; dann fielen seine Augenlider zu, und er schlief ein.

Zweites Capitel.

Der Ueberfall.

Vor Sonnenaufgang, als der erste matte Lichtstreif im Osten den neuen Tag verkündete, war Pater Maret schon auf dem Wege nach der Hütte des alten Sachem, den zu besuchen er versprochen hatte. Als er anlangte, öffnete ein indianischer Jüngling von edelm Aussehen ihm die Thüre und deutete auf das Lager, wo der Greis lag. Während der Priester dem Häuptling die heiligen Sterbesacramente reichte, stand der Jüngling vor der Hütte und blickte mit gekreuzten Armen und trauriger Miene zum Himmel empor, an welchem ein Stern nach dem andern erbleichte. Als der Missionar sich anschickte, von dem alten Manne Abschied zu nehmen, hielt dieser ihn zurück und sagte: „Guter Vater, rufen Sie meinen Sohn Ontara. Ich möchte gern in Ihrer Gegenwart mit ihm sprechen, und ihm meinen letzten Willen kund thun. Er ist einer der Söhne des weiblichen Oberhauptes. Sein Vater war ein berühmter Krieger, und fiel im Kampfe gegen die Choktaws. Er war mir ein Sohn von dem Tage ab, da ich ihn in meinen Armen trug und ihn schießen und schwimmen lehrte. Er ist gut; und der große Geist flößt ihm erhabenere und edelere Gedanken ein, als andern Jünglingen seines Alters. Aber er glaubt noch nicht an das Gebet der Christen. Die Worte, welche ich zu ihm redete, tönten unbeachtet an sein Ohr, wie der Same, der auf Felsen fiel. Aber jetzt will ich ihm dieses Crucifix schenken, das der Schwarzrock der Yasuhs

mir gab, als ich bei jenem Stamme in Gefangenschaft war. Er wird es aus Liebe zu Utalissi behalten, bis zu dem Tage, da der große Geist zu seinem Herzen sprechen und er an das Gebet der Christen glauben wird.“ Als er so redete, kam eine Veränderung über die Züge des Greises; der Priester erkannte, daß der Tod herannahe, und beeilte sich, den Jüngling herein zu rufen. Sein dunkeles, unerschrockenes Auge haftete auf dem Gesichte des sterbenden Sachem, welcher sagte: „Mein Sohn, nimm dies, meinen größten Schatz. Du wirst eines Tages seinen Werth erkennen.“

„Ist es ein Manitu?“

„Nein, mein Sohn; es ist das Bild dessen, der für uns am Kreuze starb: das Bild des Sohnes des großen Geistes, den die Christen anbeten.“

„Ich kann nicht zu dem Gebete des Schwarzrockes gehören,“ sagte der Jüngling; „ich bin ein Kind der Sonne.“

Die Augen des alten Mannes leuchteten plötzlich auf. „Mein herrlicher Sohn,“ rief er, „mein Jäger der Hügel, der große Geist wird dich eines Tages zu einem Menschenfischer machen.“ Das Feuer, mit welchem der Sterbende diese Worte ausrief, erschöpfte seine Kraft; er sank ohnmächtig zurück. Während der Missionar sich bemühte, Leben und Bewußtsein in die ersterbende Hülle zurückzurufen, griff der Knabe hastig nach dem Crucifix, welches dem Greise aus der Hand gefallen war, und verbarg es auf seiner Brust.

Wenige Augenblicke darauf hauchte der alte Sachem seinen letzten Seufzer aus, und während der Priester, an der Seite der Leiche knieend, mit leiser Stimme das Miserere betete, stimmte der indianische Jüngling einen Todten-

sang an; leidenschaftliche Klagen, Ausrufungen zum Preise des Verstorbenen und eine Beschreibung des Looses, das den hingeschiedenen Geist auf den Inseln der Seligen, in dem Reiche der Ewigkeit erwarte, vereinigten sich darin in der rührendsten Weise.

Die für die h. Messe festgesetzte Stunde war gekommen. Frau d'Auban und Pater Savel's Neger hatten den Altar auf der Wiese hinter dem Hause hergerichtet, deren grüne Fläche sich von dem Dorfe bis zum Walde erstreckte. Mina hatte den Altar mit Sträußen von rothen und weißen Blumen und mit Gewinden von Weinblättern geziert. Der Priester kam kurz vor der bestimmten Zeit zurück. Er mußte noch Beicht hören, ehe er die Messe las, und verweilte zu diesem Behufe in der Hütte. Mittlerweile strömten französische Colonisten und eine kleine Anzahl indianischer Neubekehrten aus den schattigen Tiefen der nahen Gebüsche und setzten sich auf das Gras. Männer, Frauen und Kinder hatten sich eingefunden. Selbst die am wenigsten Frommen unter den Auswanderern freuten sich, wieder einmal die h. Messe zu hören.

Endlich trat Pater Maret aus der Hütte, angethan mit seinem Meßgewande, und die Gemeinde kniete nieder vor dem Altare. Er sprach zuerst einige französische Gebete und hielt dann eine kurze Anrede.

D'Auban, welcher bei der Messe dienen sollte, stand einige Schritte hinter ihm. Er bemerkte, daß die Versammlung noch immer zunahm. Ohne eine Störung zu machen, kamen von allen Seiten mehr und mehr Indianer heran, so leise, daß man keinen Tritt auf dem weichen Grase hörte. In ehrerbietiger Haltung blieben sie stehen, unbeweglich wie Bildsäulen. Eine Reihe von dunkelfarbigen

Gestalten nach der andern hatte sich um die Betenden herum gebildet. Nicht das leiseste Geflüster war zu hören; die Menge wuchs so lautlos, wie die Schneemassen im Schweigen der Nacht sich aufthürmen; man vernahm nichts, als die Stimme des Priesters. Als die Predigt zu Ende, und der Segen gegeben war, wandte der Priester sich gegen den Altar. D'Auban warf einen Blick nach der Stelle, wo seine Frau und Tochter knieten und mit geneigtem Haupte den Segen empfingen. Und mit diesem einen Blicke überschaute er die ganze Ebene; sie war nun überfüllt von Indianern: nicht eine Stelle war frei, kein Ausweg offen.

Der Priester begann die heilige Messe.

»Judica me, Deus, et discerne causam meam de gente non sancta; ab homine iniquo et doloso erue me.« Mit welch seltsamer Gewalt und Bedeutung trafen diese Worte d'Aubans Ohr! Er gab die vorgeschriebene Antwort. Das Confiteor wurde gesprochen, zuerst vom Priester und dann von dem Meßdiener im Namen des Volkes. Hierauf ging der Priester zum Altar, zuerst auf die rechte Seite, den Introitus zu lesen, einen kurzen Abschnitt aus den h. Büchern; dann in die Mitte, um das göttliche Erbarmen herabzurufen für sich selbst und für die Gemeinde. »Kyrie eleison« sagte er. »Kyrie eleison« antwortete der Ministrant. Ach! Gott erbarme sich Beider! Gott erbarme sich aller Anwesenden!

Da fällt ein Schuß — und der Priester stürzt nieder auf den blumigen Grund vor den Altar hin; unter dem wolkenlosen Himmel, im hellen Sonnenschein, in sein weißes Gewand gehüllt, liegt er da wie ein tapferer Soldat, der auf seinem Posten niedergestreckt wird. D'Auban springt

zu ihm und kniet neben ihm auf den Boden nieder. Die Wunde ist tödtlich; unaufhaltsam strömt das Leben aus.

Der Sterbende rafft seine Kraft zusammen, um noch ein letztes Wort hervorzubringen. D'Auban hält sein Ohr dicht an dessen Lippen. „Der junge Häuptling Ontara," flüstert er, — dann thut er den letzten Athemzug und stirbt.

Als d'Auban das Auge erhob, entrollte sich vor ihm ein wildes, furchtbares Durcheinander; allerseits hatte das Gemetzel begonnen. Er stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Einen Augenblick stand er wie gelähmt durch die Hoffnungslosigkeit des hereingebrochenen Unheils, wie versteinert nach der Stelle blickend, wo er die Schätze seines Herzens zuletzt gesehen hatte. Im nächsten Augenblicke stürmte er in verzweiflungsvoller Wuth nach jener Richtung; aber Schaaren bewaffneter Indianer umzingelten ihn von allen Seiten. Das Aechzen der Gemordeten traf sein Ohr; die Leichen seiner Landsleute wurden ihm vor die Füße geschleudert.

„Tödtet ihn," rief ein Indianer, welcher die übrigen anzuführen schien. „Tödtet den Freund des Schwarzrocks! Vernichtet jeden Franzosen! Schlagt alle Weißen nieder! Laßt nicht einen Einzigen entrinnen, der das Schicksal der Andern erzählen könnte. Aber schont der Frauen und Kinder; die große Sonne unseres Stammes befiehlt, daß sie am Leben bleiben, um Sklaven zu werden." D'Auban verstand die Bedeutung dieser Worte; obwohl sein Gehirn zu brennen schien, war er dennoch seiner Sinne völlig mächtig. Rasch wie der Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß er jetzt sein Leben nicht daran wagen dürfe, wenn er

nicht seine Theuern hoffnungslosem Elend überliefern wollte. Verlieh ihm Gott die Kraft zu fliehen, so konnte Hülfe für sie geschafft werden. Rettete er sich selbst, so machte er ihre Rettung möglich. Das Blut schoß wieder nach seinem Herzen zurück, und neue Kraft durchströmte seine Glieder. Nach einem wortlosen Gebete zu dem Gott, der Samson und Josue Kraft verliehen, und einer begeisterten Anrufung der unbefleckten Jungfrau warf er sich mit der ganzen Wucht seines gewaltigen Körpers den zahllosen Feinden entgegen. Er bahnte sich einen Weg durch die wuthentbrannte Menge, welche im Schrecken über seine anscheinend übermenschliche Kraft zurückfuhr. Aber er wurde wieder umringt und nahezu überwältigt von der Zahl der Angreifer. Da sprang ein junger Indianer auf ihn zu, als wolle er ihn zu Boden reißen. Aber plötzlich machte er eine Schwenkung und warf sich rückwärts gegen seine anstürmenden Landsleute. Dadurch hielt er sie auf und öffnete d'Auban eine Gasse. Während des Augenblickes, da er mit ihm zu ringen schien, flüsterte der Jüngling seinem Feinde zu: „Fürchte nichts für die weiße Frau und ihr Kind; Ontara wird sie beschützen."

Mit einer Schnelligkeit, welche selbst die leichtfüßigsten Indianer zu Schanden machte, stürmte d'Auban dem Fluße zu und warf sich in den Nachen, der zu seiner Barke gehörte, und welcher von einem der Ruderer bewacht wurde. Mit seinem Messer schnitt d'Auban den Strick entzwei, mit dem das kleine Fahrzeug am Ufer befestigt war, und dann begannen beide Männer um ihr Leben zu rudern. Die Eingeborenen verfolgten sie mit ihren leichten Booten. Bei der großen Sonne hatten sie geschworen, daß nicht ein einziger Weißer entkommen solle. Pfeile schwirrten den

Verfolgten um das Haupt, so hart waren die Wilden ihnen auf der Ferse. Plötzlich — es war ein verzweifeltes Mittel — legte d'Auban die Ruder aus der Hand und griff nach dem Gewehr, das am Boden des Nachens lag. Er zielte nach seinen Verfolgern, und diese erschraken bei dem Anblick einer Schußwaffe, wandten seitwärts und mäßigten ihre Eile. Er lud nun rasch sein Gewehr und feuerte. „Es ist ein verzaubertes Schiff," schrieen die Indianer; „kein Sterblicher könnte so rasch rudern!" und sie kehrten um. Nach Verlauf einiger Stunden, während welcher d'Auban mit Versprechungen und Zureden den Muth des Mannes aufrecht erhielt, der mit ihm die verzweifelten Anstrengungen dieser furchtbaren Augenblicke getheilt hatte, steuerte er dem Ufer zu.

„Ist dies der Weg nach dem französischen Fort?" fragte sein Leidensgenosse, welcher voraussetzte, es handele sich darum, Baton-Rouge zu erreichen.

„Nein," erwiderte d'Auban, „die Franzosen in der Festung sind wahrscheinlich auch niedergemetzelt. Aber von hier aus können wir nach dem Gebiete der Choktaws gelangen. Sie leben mit den Natschehs in Feindschaft, und die Geschichte, die wir zu erzählen haben, wird ihnen in den Ohren klingen wie ihr eigenes Kriegsgeschrei. Du kannst mir folgen oder mich verlassen, wie du willst. Doch nein, es wäre besser, du nähmest das Boot und brächtest die Nachricht von dem Gemetzel nach der ersten europäischen Niederlassung, die du erreichen kannst. Du forderst dann den Befehlshaber oder Residenten, wer es auch sei, im Namen der Menschlichkeit auf, mit den umwohnenden Franzosen unverzüglich über die Mittel zur Rettung der Gefangenen zu berathschlagen."

Nach dieser Verabredung brach d'Auban sich Bahn durch die Wälder und eilte einem Dorfe der Choktaws zu, das unweit des Stromes gelegen war. Dort rief er die Hülfe der Eingeborenen an, und in ihrer eigenen Redeweise voll wilder Beredtsamkeit forderte er sie auf, sich zu erheben und ihm zu folgen, um die Frauen und Kinder der Weißen zu befreien. Die Flamme, welche seine Worte angefacht hatten, züngelte von Wigwam zu Wigwam. Es erwachte der tiefwurzelnde Stammeshaß, und das Herz der indianischen Krieger, erschüttert durch die Ausbrüche des Jammers, welche aus einem von den widerstreitenden Gefühlen der Hoffnung und Furcht zerrissenen Herzen drangen, wurde zur Theilnahme gestimmt. Das Gesuch des weißen Mannes fand Gehör. Das Haupt des Stammes erhob sich gleich einem Löwen, der sein Lager verläßt. Ueber siebenhundert Krieger schaarten sich um sein Banner. Mit der Streitaxt in der Hand zogen sie unter d'Auban's Anführung durch die pfadlosen Savannen und den unbetretenen Urwald nach der sonnigen Ebene hin, wo die Natschehs über den Mord der Weißen triumphirten und die blassen Frauen und entsetzten Kinder der hingeschlachteten Franzosen verhöhnten.

Es erforderte Tage, diesen Marsch vorzubereiten, Tage, ihn auszuführen, — Tage, welche die tödtliche Angst für d'Auban zu Jahrhunderten verlängerte. Sein Haar erbleichte und seine Stirne wurde von Linien durchfurcht, welche die Zeit nie wieder zu glätten vermochte.

Als Frau d'Auban den Missionar vor dem Altare fallen gesehen hatte, war sie aufgesprungen und hatte die Arme gegen ihren Mann ausgestreckt. Sie sah, wie er

den sterbenden Priester aufhob; aber im nächsten Augenblicke war es ihr nicht mehr möglich, etwas zu unterscheiden. In der gräßlichen Verwirrung konnte sie nichts thun, als halb sitzend, halb knieend ihr Kind an die Brust drücken, von eisigem Entsetzen erfüllt bei dem Gestöhn der Sterbenden und dem wüthenden Geschrei der Mörder um sie her.

Kurz darauf fühlte sie sich am Arme gepackt, und in sprachlosem Schauder zu dem Indianer aufschauend, der sie ergriffen hatte, hörte sie ihn sagen: „Du bist meine Sklavin, bleiche Tochter des Weißen. Fortan wirst du mir dienen, wie bisher die Schwarzhäute die Kinder der Sonne bedient haben."

Mina, welche die Sprache der Eingeborenen besser verstand als ihre Mutter, stieß den Indianer mit ihren kleinen Händen zurück und rief: „Wo ist Ontara, der Sohn der Sonnenfrau? Ontara!" schrie sie mit ihrer kindlichen Stimme, die durchdringend und dennoch voll Wohllaut über die Ebene schallte: „Ontara! Zu Hülfe!" Der Jüngling hörte den Ruf und stürzte herbei zu der Stelle, wo Mutter und Tochter händeringend sich weigerten, dem bluttriefenden Indianer zu folgen. Ontara schwang seine Streitaxt über dem Haupte des Kriegers und befahl ihm unter einer Fluth von Verwünschungen, seine Gefangenen freizugeben; sie seien Sklavinnen seiner Mutter, der Sonnenfrau, sagte er. Er winkte Mina, und nahm sie bei der Hand, um sie fortzuführen. Das Kind, weniger erschreckt als seine Mutter, und voll Vertrauen in das Wort ihres Spielgenossen vom Vorabende, flüsterte: „Komm Mutter, komm hinweg! Sie tödten uns, wenn wir hier bleiben. Der schreckliche Mann

wird wiederkehren, bevor der Vater uns zu Hülfe kommt.“ Frau d'Auban erhob sich, und mit verzweiflungsvollem Auge blickte sie auf das schreckenvolle Schauspiel umher: die entseelten Körper, das rinnende Blut und den verwüsteten Altar, auf dem die rothen und weißen Blumen noch unverwelkt standen.

„Henri!“ rief sie mit lauter Stimme, „Henri, haben sie dich gemordet?!“ In wildem Jammer zog sie Mina zu dem Altare hin, wo der Priester im Blute lag. Sie stürzte auf die Kniee neben seiner leblosen Hülle, schlug die Hände zusammen, und als ob derjenige, welcher auf Erden gleichsam ein Engel Gottes für sie gewesen war, noch immer ihre Stimme vernehmen könnte, rief sie: „O Vater, theuerer Vater! wo ist er?“ — Kein Laut kam über die kalten, bläulichen Lippen. Das Auge, welches im Leben so mild auf ihr geruht hatte, hob sich nicht mehr. Dennoch aber kam ihr eine Antwort von diesem Angesichte, ruhig und schön in dem Frieden des Todes, von diesen stummen Lippen, welche Jahre lang nur Worte des Segens und Friedens gesprochen, — eine Antwort, die in ihr von rasendem Schmerze zerrissenes Herz drang, als redete er aus dem Grabe oder vom Himmel herab, wohin der reine Geist geflohen war.

Frau d'Auban warf sich nieder wie vor den sterblichen Resten eines Martyrers und küßte ehrfurchtsvoll die Hand, welche ihr so oft den Segen gegeben hatte. Erfüllt von großer Geduld und ausdauernder Kraft, richtete sie ihr Auge zuerst zu dem wolkenlosen Himmel empor, und dann überschaute sie nochmals das Feld des Entsetzens und der Verwüstung. Aber weder unter den Todten noch den Lebenden konnte sie ihren Gemahl erspähen.

»Fiat voluntas tua,« murmelte sie mit der völligen Ergebung in den Willen Gottes, die während der Folterqualen des Zweifels stets schwieriger ist, als in der Stunde hoffnungsloser Gewißheit. Der indianische Jüngling war ihnen gefolgt und blickte theilnahmlos auf die Gesichter der Todten. „Folget mir," sagte er, und deutete nach dem Palaste der Sonnenfrau. Als sie dort angelangt waren, führte er seiner Mutter die Gefangenen vor. Sie saß, von ihren Dienerinnen umgeben, auf einer Matte. Der junge Häuptling sagte ihr einige Worte, und sie nickte zustimmend. Er machte Mina ein Zeichen, heranzutreten. Das Mädchen blickte in das Gesicht der Frau, die sie wohlwollend anschaute, und rief, in einen Strom von Thränen ausbrechend: „Wo ist mein Vater? Gebt mir meinen Vater zurück!"

Die Sonnenfrau schüttelte den Kopf und antwortete: „Alle Weißen müssen sterben. Aber das Kind des weißen Mannes soll leben und die Sonnenkinder bedienen!"

Mina stieß einen durchdringenden Schrei aus. Ontara führte sie auf die Seite und flüsterte ihr zu: „So gerade wie der Pfeil von dem Bogen und schnell wie eine Feder, die der Wind vor sich hertreibt, fuhr der weiße Häuptling den Strom hinab, weit weg von dem Lande der Natschehs."

Mina eilte zu ihrer Mutter, schlang die Arme um ihren Hals und sagte leise: „Mein Vater ist noch am Leben. Er ist den Strom hinabgefahren. So sagt der junge Häuptling."

„Dann ist noch Hoffnung für uns," murmelte Frau d'Auban, indem sie das Kind an ihr Herz drückte. „Gott ist barmherzig! Diese Hoffnung macht das Leben erträglich, und um deinetwillen und vielleicht auch seinetwegen, muß ich trachten zu leben, meine Mina."

Die Frau, die bereits durch so viele und eigenthümliche Wechselfälle des Lebens hindurch gegangen war, die Tochter und Schwester gekrönter Häupter, das verzärtelte Schooßkind eines kleinen Hofes, später das Schlachtopfer des wilden Czarowitsch, dann die glückliche Gattin des französischen Colonisten, — sie begann noch an demselben Abende ihre Geschäfte als Sklavin ihrer indianischen Gebieter, sanft und voll Muth wie eine Seele, die in der Lehre vom Kreuze geschult worden ist.

Alle Frauen und Kinder der gemordeten Franzosen traf das gleiche Loos. Der grenzenlose Jammer um die geliebten Todten brachte Manche dem Wahnsinn nahe, weil sie alles religiösen Haltes und Trostes entbehrten. Denn viele unter den Auswanderern hatten durch Vernachlässigung ihrer kirchlichen Pflichten nahezu den Glauben verloren und sahen sich nun hoffnungslos dem größten denkbaren Mißgeschicke gegenüber. Ihre indianischen Herren frohlockten in ihrer Gegenwart über das schauerliche Schicksal ihrer Opfer und sprachen unverhohlen davon, wie das gleiche Gemetzel an einem nahe bevorstehenden Tage überall statthaben werde, wo es französische Ansiedelungen gebe, den ganzen Lauf des Mississippi entlang, von den großen Seen jenseits seiner Quellen bis zu seiner Mündung in das Meer. Nicht ein einziger von allen Franzosen, prahlten sie, würde übrig bleiben, der die Kunde nach dem Lande tragen könne, von wo sie hergekommen. Die neue französische Stadt und jedes Fort und jede Niederlassung solle dem Boden gleich gemacht werden, und die Indianer, welche das Gebet der Franzosen erlernt hätten und es versuchten, einem Schwarzrock das Leben zu retten, sollten an Pfähle gebunden und bei lebendigem Leibe langsam verbrannt werden.

Die Brauchbarkeit ihrer neuen Sklaven veranlaßte die meisten der Wilden, sie mit einem gewissen Grade von Menschlichkeit zu behandeln. Die europäischen Frauen mußten ihnen aus Thierhäuten und aus den Stoffen, welche sie in dem Fort geraubt hatten, Kleidungsstücke machen. Herr Chépar und die ganze Besatzung waren ermordet worden. Das Eintreffen mehrerer Wagen mit europäischen Waaren auf jener Militairstation hatte die Habgier der Häuptlinge und Aeltesten erregt und sie veranlaßt, ihre Vorbereitungen zu beschleunigen und das Signal zu Mord und Plünderung schon einige Tage vor der für den allgemeinen Aufstand in der ganzen Colonie festgesetzten Zeit zu geben. Beim Anblick dieser Erzeugnisse europäischen Gewerbfleißes drängten sich Thränen in die Augen der armen Gefangenen, in denen die Erinnerung an ihr Vaterland dadurch lebhaft geweckt wurde. Es waren Möbel, an die man in der Heimath gewöhnt war, Kleiderstoffe und Leinenzeug mit dem Stempel einer Stadt, in welcher die Eine oder Andere der Europäerinnen ehedem gewohnt hatte; Tassen, Gläser und Teller, wie sie zu jener Zeit unter dem höhern Bürgerstande bereits allgemein im Gebrauch waren. Einzelne dieser Dinge waren in Nummern des »Mercure,« oder der »Gazette de France,« oder des »Journal de Trévoux« eingewickelt. Mit wahrer Gier wurden diese Blätter von den unglücklichen Frauen gelesen und mit ihren Thränen benetzt; und die Nachrichten, die sie darin fanden, ließen das Bild irgend einer alten malerischen Stadt des schönen Frankreichs oder irgend eines Thales in der Provence oder Normandie vor ihren Augen heraufsteigen. Oder es waren die engen Straßen von Paris, an die sie erinnert wurden, einer

Stadt, welche stets in den Herzen Aller, die innerhalb ihres Burgfriedens geboren sind, eine hervorragende Stelle behauptet. Das Bild des freundlich glänzenden Flusses, der die alte Stadt durchströmt, ihre schmucken Gebäude, sonnigen Uferstraßen und schattigen Gärten haben wohl eben so viele Verbannte im Schlafe verfolgt, als die Schneekuppen der Schweizeralpen oder die von goldigem Sonnenschein durchstrahlten Gebüsche und Myrthenhaine Italiens.

Frau d'Auban und ihre Tochter wurden, Dank dem Schutze des jungen Ontara, ziemlich milde behandelt. Ihre Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten erwarb ihnen die Gunst der Sonnenfrau, welche hoch erfreut war, sich vor ihren Unterthanen in europäischem Putze zeigen zu können. Die meiste Zeit der Gefangenen wurde durch Nadelarbeiten ausgefüllt. Viele Stunden des Tages saßen sie nähend auf dem Grase in einem Gehölz von Akazien hinter der Hütte, die den Palast vorstellte. Frau d'Auban fand in der körperlichen Anstrengung ein Gegengewicht gegen ihre quälenden Gedanken. Mina half ihr eifrig oder nachlässig, je nach ihrer augenblicklichen Stimmung.

Kinder können den Druck des Kummers oder der Angst nicht anhaltend ertragen. Wenn die Ungewißheit über das Schicksal ihres Vaters auf ihr lastete, lehnte Mina den Kopf an ihrer Mutter Brust und überließ sich einem leidenschaftlichen Weinen. Wenn sie aber bemerkte, daß ihre Mutter leidend und erschöpft aussah und doch wie eine Sklavin arbeitete, dann kannte ihr Eifer, ihr beizustehen, keine Grenzen. Wenn dagegen ihre Freunde, die indianischen Jünglinge, zugegen waren, erwachte unwiderstehlich der Wunsch, zu spielen. Die beiden jungen Häuptlinge verzichteten auf jeden an-

dern Zeitvertreib und vernachlässigten selbst Jagd und Fischerei, um mit dem kleinen Mädchen sich zu unterhalten. Sie sahen in ihr ein Ideal von Schönheit und Anmuth. Es war ein reizender Anblick, wenn das blonde Kind der Gefangenen unter einer Hecke von Oleanderbäumen zwischen ihren beiden Gespielen saß, welche an Hautfarbe und Gesichtszügen einander glichen, in dem Ausdrucke aber einander auffallend unähnlich waren. In Ontara's Erscheinung und Benehmen lag etwas Vornehmes und Edeles, ein Anstand, welcher bei einem Europäer sorgfältiger Erziehung zugeschrieben worden wäre. Seine Bewegungen waren gemessen und fein, und seine Augen hatten den nachdenklichen, beinahe traurigen Ausdruck, der dem indianischen Volksstamme eigen ist. Osseo hatte ein schlaues Gesicht, und wenn ihn irgend etwas ärgerte, blitzte ein boshafter Schein aus seinen tiefliegenden Augen, welche in solchen Augenblicken denen eines gereizten Thieres ähnlich waren. Er war mit der königlichen Familie verwandt, aber kein Sohn des regierenden Fürsten. Seine wunderbare Geschicklichkeit und Gewandtheit hatten ihm die Liebe des jungen Häuptlings erworben. Die beiden Jünglinge waren unzertrennliche Gefährten und der jungen Gefangenen gleichermaßen gewogen.

Eines Tages brachte Ontara ihr einen Büschel von den wachsgelben Blumen der Mimosa. Sie wand sie zu einem Kranze, und aus einigen prachtvollen Federn, die Osseo ihr eben geschenkt hatte, machte sie eine Krone und setzte sie sich lachend auf den Kopf. Ontara's Stirne verzog sich zu einem finstern Ausdruck und er redete Osseo heftig an. Ihre Blicke und Geberden zeigten den Ausdruck des Zornes. Mina zerriß sofort den Kranz wie

die Krone, und die Blumen und die Federn zu einem Strauße zusammenbindend, steckte sie diesen in ihren Gürtel. Sie hatte sich angewöhnt, ihre Gedanken in Zeichen auszudrücken, und war im Erfinden von Sinnbildern eben so geschickt wie die Indianer selbst.

Osseo deutete auf den Strauß und sagte: „Die Blumen werden morgen welk sein und abfallen, aber die Federn werden im Gürtel des Mädchens prangen bis sie so groß ist wie ihre Mutter."

Wiederum überflog Ontara's Stirne der Ausdruck des Unmuths, aber Mina beeilte sich zu erwidern: „Die Blumen mögen sich entfärben, aber sie duften süß, auch wenn sie welk und dürr sind. Die Federn duften gar nie. Allein sehr schön sind sie," fügte sie mit einem so schelmischen Lächeln bei, daß Osseo ausrief: „In deinen Augen, kleines, weißes Mädchen, ist ein mächtigerer Fetisch, als der, den ich auf der Brust trage!" Und die Hand in sein Gewand steckend, zeigte er den Kopf einer Schlange.

Mina schauderte. „Ein Fetisch," sagte sie, „ist ein böses Ding, und die Schlangen mag ich nicht leiden. Ich habe eben so gewiß keinen Fetisch in meinen Augen, als ich keine Schlange an der Brust trage."

Am folgenden Morgen kam Osseo nach dem Akazienhaine und hieß Mina mit ihm nach dem Walde gehen; dort wolle er ihr schönere Blumen geben, als Ontara am vorigen Tage ihr gebracht habe, und einen Vogel, der ihre Stimme nachahme. Mina blickte erwartungsvoll ihrer Mutter in die Augen; sie hatte große Lust, durch die Felder und in dem Walde umherzulaufen; aber ihre Mutter schüttelte den Kopf und befahl ihr, bei der Arbeit sitzen zu bleiben. Sie erklärte dann dem jungen

Indianer, Mina sei Eigenthum der Sonnenfrau und dürfe ohne deren Erlaubniß sich nicht entfernen. Osseo's Augen glühten vor Zorn; er drohte, das Kind mit Gewalt hinwegzuführen. Seine Sklavin sei es, sagte er, und er werde es zwingen, mit ihm zu gehen. Entsetzt über des Jünglings Mienen und Geberden beschloß Frau d'Auban, Mina unter Ontara's Schutz zu stellen. Sie fühlte ein unwillkürliches Vertrauen in seine großmüthige Natur und wußte wohl, daß wenn ein Indianer einmal irgend Jemand als seine Schwester oder sein Kind angenommen habe, er getreulich die dadurch übernommenen Pflichten erfülle.

Sobald demnach der junge Häuptling nach dem Palaste kam, theilte sie ihm mit, Osseo habe Mina seine Sklavin genannt und gedroht, sie hinweg zu führen. „Willst du ihr Bruder sein?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Willst du sie beschützen, Ontara?" Die Augen des indianischen Jünglings hatten Funken gesprüht, als er von Osseo's Drohungen hörte, und nachdem Mina's Mutter ihre Bitte ihm vorgetragen hatte, machte er Beiden ein Zeichen, ihm zu folgen. Er führte sie in die Versammlung der Sachems, und in Gegenwart seines Vaters, der Sonne des Stammes, erklärte er feierlich nach der Sitte seines Volkes Mina für seine Schwester. Und als Sinnbild dieser Verwandtschaft legte er seine Hand ihr auf den Kopf und drohte mit lauter Stimme Jedem, der es wagen würde, sie zu belästigen, den Tod. „Sie ist meine Schwester!" rief er. „Sie ist zurückgekehrt von dem Lande jenseits des Grabes. Sie ging dahin, als das Laub von den Bäumen fiel, und nun kehrte sie wieder mit dem frischen Grün und den Blumen, mit goldenem

Haar und sonnigen Augen. Niemand wage es, sie zu berühren! Sie ist eine Tochter der Sonne."

Frau d'Auban blickte ihren jungen Beschützer dankbar an und führte ihre Hand nach dem Munde — ein Zeichen der Freundschaft, das er verstand.

Mina war überglücklich. „Jetzt habe ich einen Bruder," rief sie und schlang ihre Arme um den Hals Ontara's. Die unschuldige Liebe des Kindes und diese Art, sie zu bekunden, war dem indianischen Jünglinge etwas völlig Neues. Es berührte eine Saite in seinem Innern, die bisher noch niemals angeschlagen worden war. Von jenem Augenblicke an war sie ihm theuerer, als irgend etwas au der Welt. Das Vertrauen ihrer Mutter in ihn, ihr sanfter Kuß und der Name „Bruder," den sie ihm gab, machten das Leben für Ontara zu etwas anderm, als es vorher gewesen war. Er hatte nie eine Thräne vergossen, — die Kinder seines Volkes weinen nicht — aber eine eigenthümliche Rührung überkam ihn, und er wandte sich ab, nicht wissend, was das Gefühl zu bedeuten habe.

An einem der langen und mühevollen Tage, welche dem Gemetzel folgten, saß Frau d'Auban bei der Arbeit vor ihrer Hütte auf dem Grase, und Mina neben ihr. Eine Französin, die, einen Krug auf der Schulter, zum Brunnen ging, blieb stehen, um mit ihnen zu sprechen. Sie war die Wittwe des Herrn Lenoir, eines der im Fort gemordeten Officiere, und nunmehr Sklavin im Palaste des Häuptlings.

„Ah! Eine Leidensgefährtin!" rief sie aus. „Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„Frau d'Auban."

„Ah! Frau d'Auban — die Frau des — soll ich sagen: verstorbenen Obersten d'Auban?"

Es ist unter gewissen Umständen leichter, entschiedene Unarten zu ertragen, als die unvorsichtige, wenn auch wohlgemeinte Berührung einer wunden Stelle in unserm Herzen. Eine der härtesten Prüfungen vielleicht bereitet uns die Theilnahme solcher Leute, welche glauben, ihre Schmerzen seien unsern Schmerzen gleich, während sie mit denselben nicht mehr Aehnlichkeit haben, wie ein Nadelstich mit einem Dolchstoß.

„Ach!" seufzte Frau Lenoir, „mein armer, lieber Mann! Er kam in dieses Land, um sein Glück zu machen, und das Glück hat ihm einen fürchterlichen Streich gespielt! Er war einer der ersten, welche von diesen Teufeln in Menschengestalt an jenem gräßlichen Morgen getödtet wurden. Waren Sie dabei? Wurde Ihr Herr Gemahl gleichfalls niedergemacht?"

Es war Frau d'Auban zu Muthe, als würde sie auf die Folter gespannt. „Ich lebe der Hoffnung ...." hauchte sie, vermochte aber den Satz nicht zu vollenden.

„Mein Vater ist nicht getödtet worden," sagte Mina. „Ich weiß gewiß, daß er wiederkommen und uns befreien wird."

„Ah! Oberst d'Auban konnte entfliehen? Ich wünsche Ihnen Glück dazu; das war in der That ein günstiger Zufall. Wäre es nur meinem lieben, armen Manne auch so gut gegangen! Allein er war, was man ein Unglückskind nennt; wenn es eine Möglichkeit gab, in ein Unglück oder eine Schwierigkeit zu gerathen, so kam er sicherlich hinein. Ich pflegte zu sagen: Mein Freund, dir gelingt auch gar nichts; du bist gewiß unter einem unglücklichen Stern geboren. An deiner Wiege haben die Schicksalsgöttinnen nicht gelächelt. Du triffst niemals das Rechte.

Ach, der arme Mann! Er pflegte dann den Kopf zu schütteln und zu sagen: Ja, meine Liebe, ich glaube beinahe, du hast Recht. Noch nie in meinem Leben that ich einen wichtigen Schritt, den ich nicht bereut hätte. Sie sehen, er hatte ein großes Vertrauen in mein Urtheil .... Waren Sie glücklich in Ihrer Ehe, meine Liebe? Vergebung, wenn ich Sie betrübe! Unser gemeinsamer Kummer — denn ohne Zweifel sind Sie über das Schicksal Ihres vortrefflichen Gemahls keineswegs beruhigt, wenn Sie gleich viel weniger zu beklagen sind als ich — unser gemeinsamer Kummer macht uns gewissermaßen zu Freundinnen. Ist dieses reizende kleine Fräulein Ihr einziges Kind?"

Mina heftete einen forschenden Blick auf Frau d'Auban's Gesicht. Die geschwätzige Fremde hatte unbewußt den geheiligten Boden betreten, dem ihre Mutter und sie nur auf den Knieen sich naheten.

„Es ist mein einziges Töchterchen," antwortete Frau d'Auban mit erregter Stimme. Dann fragte sie rasch: „Haben Sie Kinder, Frau Lenoir?"

„Nein, und ich bin wirklich sehr froh darüber. Herr Lenoir bedauerte es. Aber seit wir in dieses Land kamen, sagte ich ihm oft: Wer hatte nun Recht in diesem Punkte? Du wirst wohl zugeben, daß es in deiner Lage genug ist, eine Frau auf dem Halse zu haben? Gewiß, mehr als genug, meine Liebe, antwortete er dann. Ich muß ihm darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, er widersprach mir nicht oft. Wenn ich Kinder gehabt hätte, würde ich befürchtet haben, sie möchten eben solche kleine Teufel werden wie diese jungen Indianer."

„Die Indianer sind ganz und gar keine Teufel!" platzte Mina heftig aus. „Ich liebe die Indianer."

„O pfui! Fräulein! Sie lieben diese abscheulichen Indianer, welche den lieben Herrn Pater mordeten und meinen guten Lenoir und alle Franzosen? Den Indianern kommt doch gewiß das Verdienst nicht zu, daß Ihr Papa noch am Leben ist!“

„Einer von ihnen verhalf ihm zur Flucht, ich weiß es. Und ihn habe ich lieb, so wie unsere braven Illinois, die Choktaws, die Dacotahs und viele andere.“

„Von all diesen Wilden, von welchen Sie sprechen, habe ich nie etwas gehört,“ meinte Frau Lenoir. „Allein das weiß ich: daß ich jeden Indianer lebendig verbrennen und ihr scheußliches Land vom Meer verschlungen sehen möchte.“

„Und ich wollte, Sie lägen in der Tiefe des Meeres, und ich würde Sie nicht herausziehen!“ rief die Kleine, vor Zorn fast erstickend.

„Oh, Sie kleines Ungeheuer!“ schrie Frau Lenoir.

„Mina, was sagst du da?“ mahnte ihre Mutter strenge.

„Aber Mutter, warum sagt sie so garstige Dinge? Weil es einige grausame Indianer gibt, müssen wir deshalb alle hassen?“

„Wir müssen nicht einmal die Grausamen hassen, sondern sie bemitleiden und für sie beten.“

„Nun, die frommen Leute haben merkwürdige Ansichten,“ brach Frau Lenoir aus; „jedenfalls erziehen sie ihre Kinder sehr schlecht. Es ist doch merkwürdig, wie gefühllos solche Betschwestern sind! Ach! man darf nicht viel Theilnahme von Leuten erwarten, die nicht selbst erfahren haben, was Leiden heißt. Guten Abend, Frau

d'Auban. Ich hatte gehofft, wir könnten uns gegenseitig ein Trost sein in unsern gemeinsamen Leiden, allein ...."

„Gehen Sie so nicht von mir," sagte Frau d'Auban wohlwollend. „Unser Unglück ist in der That groß, und wir sollten uns gegenseitig zu helfen trachten. Zürnen Sie mir nicht ...."

„O! in dieser Hinsicht habe ich eine sehr glückliche Natur; ich bin eine überaus verträgliche Person. Aber nehmen Sie meinen Rath an: lassen Sie das kleine Fräulein nicht zu viel schwätzen; man gewöhnt sich das im spätern Leben nie mehr ab. Und machen Sie keine Betschwester aus ihr; zu viel Religion taugt nicht für Kinder."

Der Schatten eines Lächelns überflog Frau d'Auban's Züge. Inzwischen hob Frau Lenoir mit Mühe ihren schweren Wasserkrug. „Er wird noch schwerer sein, wenn er gefüllt ist," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „und jetzt schon schmerzt mich die Schulter von seinem Gewicht! Aber eine mürrische, alte Indianerin drohte mich zu schlagen, wenn ich ihrem Befehle nicht Folge leistete."

Die arme Frau setzte sich auf das Gras nieder und weinte bitterlich. Es war ein selbstischer, wenig Theilnahme erregender Schmerz, aber kläglich anzusehen, gleich den Leiden einer Mücke, die unter einem Rade zerquetscht wird.

„Oh! da kommt Ontara," rief Mina und klatschte in die Hände. „Jetzt sollen Sie sehen, daß er mir helfen wird, Ihren Krug füllen. Darf ich mit ihm an den Brunnen gehen, Mutter?"

Frau d'Auban willigte ein, denn der Brunnen war ganz nahe. Der junge Häuptling nahm den Krug und

Mina legte ihre Hand auf die Handhabe, um ihm tragen zu helfen, wie sie sagte. Mit Staunen und Bewunderung blickte er auf ihre kleine weiße Hand. Er wußte nichts von Handschuhen, sonst würde er mit Romeo ausgerufen haben: Wär' ich ein Handschuh doch auf dieser Hand.

Mina redete lebhaft mit ihm, indem sie des Weges gingen, und er nannte sie seine „weiße Lilie," seine „schöne Wenonah."

Als sie den Brunnen erreicht hatten und den Krug in das Wasser hinabließen, sagte sie: „O! wie sehr wünschte ich ...." und hielt dann inne.

„Was wünscht meine Blume?" fragte Ontara. „Nenne mir deinen Wunsch und ich will die große Sonne bitten, dir zu geben, was immer du haben möchtest."

„Ich brauche nichts, was sie mir geben kann. Was ich wünsche, ist zu sehen, daß ein Schwarzrock meinem Bruder Wasser über die Stirne gösse und die Worte spräche, die ihn zu einem Christen machen."

„Das Haupt des Gebetes ist todt. In meinem Herzen habe ich ihm einen Todtengesang gesungen. Er kann nie mehr zu den Lebenden sprechen."

„Aber es gibt andere Schwarzröcke, andere Häupter des Gebets."

„Zu dieser Stunde werden sie alle getödtet sein. Denke nicht mehr an sie, kleine Taube vom Stamme der Weißen, und sprich nicht zu Ontara von dem Gebete der Franzosen. Er ist ein Kind der Sonne und verehrt seinen Vater."

„Aber ich weiß, daß er ein Crucifix bei sich trägt," rief Mina, eifrig auf die Brust des Indianers deutend.

„Mein Vater Utalissi gab es mir, und ihm zu Liebe trage ich es dicht am Herzen."

In diesem Augenblicke gesellte Osseo sich ihnen zu. Mina fürchtete sich nicht vor ihm, wenn ihr neuer Bruder bei ihr war. Er schien sehr aufgeregt und schrie sobald er die Beiden sah: „Ich habe den Fetisch entdeckt, welchen der große Zauberer der Abnakis besaß. Er sprach mir vor einiger Zeit davon, und ich habe seitdem unablässig danach gesucht.“

„Was ist das?“ fragte Ontara.

Osseo zog eine kleine Schlange aus seinem Gewande. „Ich habe sie in Schlaf gezaubert,“ sagte er, als Mina entsetzt zurückfuhr. „Sie wird nicht erwachen, bevor ich es befehle. Dieser Fetisch ist so mächtig, daß sein Besitzer niemals einen Pfeil vergebens abschießt und im Kampfe nie besiegt wird; und wenn er auf die Jagd geht, bringt er mehr Wild nach Hause als irgend ein anderer.“

„Wirf sie weg, Osseo, wirf sie weg,“ rief Mina aus, „sie wird dir nicht zum Heile sein.“

„Und wenn ich den Fetisch wegwerfe,“ sagte der Jüngling höhnisch, „wird die Taube des weißen Stammes dann an meiner Brust ruhen?“

„Ich werde dich sehr lieb haben,“ antwortete Mina und heftete ihre großen glänzenden Augen auf den jungen Wilden.

„Aber nicht so sehr wie Ontara?“ fragte Osseo mit einem boshaften Blick auf den jungen Häuptling.

„Ontara ist mein Bruder,“ erwiderte Mina, sich an ihren Beschützer schmiegend.

„Und wenn irgend Jemand es wagt, ihr nur ein Haar zu krümmen,“ rief Ontara, „werde ich ihn vor die Sachems führen oder ihn tödten, wo ich ihn finde.“

Eine dunkele Röthe überzog das Gesicht seines Geg-

ners; er gab jedoch keine Antwort auf die Drohung. Er streichelte die Schlange in seinem Kleide und sagte zu dem kleinen Mädchen: „Wenn noch fünf Sommer kommen und gehen, wirst du zu wählen haben, welchen von uns Beiden du heirathest."

„Dich will ich nicht, und ihn kann ich nicht heirathen," antwortete Mina unbefangen.

„Warum nicht?" fragte Ontara lebhaft. „Du bist keine Sklavin mehr, da ich dich zu meiner Schwester gemacht habe. Und wenn du alt genug bist, werden wir vor die Sachems treten, und in Gegenwart der großen Sonne werde ich dich zu meiner Frau machen."

Mina schüttelte den Kopf: „Die Töchter der Weißen heirathen nicht Söhne anderer Stämme, so sagen ihre Eltern."

„Dann wirst du niemals heirathen," schrie Osseo wild. „Nicht ein einziger Weißer wird übrig bleiben, der dein Mann werden könnte. Die Indianer werden sie alle tödten."

„Nein," antwortete Mina, „der große Gott wird ihnen das nicht erlauben. Er ist mächtiger als alle euere Fetische."

„Aber nicht mächtiger als das glorreiche Tagesgestirn, das die Natschehs anbeten," sagte Ontara und deutete nach der Sonne, die in diesem Augenblicke sich in ein Bett von glühenden Wolken zur Ruhe legte.

„Der Gott der Christen schuf die Sonne und den Mond und die Sterne," entgegnete Mina. Dann setzte sie sich mit den beiden Indianern an den Brunnen hin, und sie sprachen von der Religion der Natschehs und dem Gebete der Christen. Die einfachen Glaubensbegriffe eines

Kindes waren der Fassungskraft dieser unentwickelten Gemüther angemessener, als der Unterricht älterer Leute. Sie lauschten gierig auf ihre Worte. Jeder von Beiden hatte sich an diejenige Seite des Irrglaubens angeklammert, welche am besten zu seinen angeborenen Neigungen stimmte. Osseo's Sinn erfüllte der düstere Aberglaube der Teufelsanbetung; er besaß ein unbegrenztes Vertrauen in Zaubersprüche und Beschwörungen. Unter der Leitung der gelehrtesten Wahrsager der benachbarten Stämme hatte er die Geheimnisse der Magie studirt und war in alle Künste der Zauberei eingeweiht. Ontara dagegen, vielleicht zufolge einer instinktmäßigen Vorliebe für das Licht und auch wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Stellvertreter des Tagesgestirns, weihte der Sonne eine besondere und ausschließliche Verehrung. In ihr erblickte er die Verkörperung aller Begriffe, die er von Glanz und Hoheit sich gebildet hatte. Am Morgen jauchzte er ihrem Aufgang entgegen, am Mittag warf er sich in Anbetung nieder vor ihren blendenden Strahlen, und am Abende feierte er ihren Untergang mit Lobliedern.

Mina zog ein Gebetbuch aus der Tasche und las dem Sonnenanbeter die Worte des Psalmisten:

„Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände."

„Ein Tag bringt dem andern das Wort herfür, und eine Nacht meldet der andern die Kunde."

„Es ist keine Sprache, es ist kein Wort, deren Stimme man nicht hörte.

„Ueber die ganze Erde geht aus ihr Schall, und bis an die Enden des Erdkreises ihr Wort."

„In die Sonne hat er seine Wohnung gesetzt, und

sie geht hervor wie ein Bräutigam aus seiner Kammer; frohlocket wie ein Riese zu laufen den Weg."

„Vom äußersten Himmel ist ihr Ausgang und ihre Rückkehr am Aeußersten desselben; und es ist Niemand, der sich bergen kann vor ihrer Hitze."

Ontara horchte aufmerksam auf ihre kunstlose Uebersetzung der erhabenen Worte der heiligen Schrift und ließ sie dieselben wiederholen, bis er diese Verse auswendig wußte. Osseo liebkoste die Schlange an seiner Brust und sagte, er möchte zu dem Gebete der Christen gehören, wenn es gewaltigere Zauberkräfte habe als jene der Abnakis.

„Wenn einmal mein Arm seine volle Kraft erlangt haben wird," rief er begeistert, „und mein Fetisch seine vollständige Größe, dann wird mein Name berühmt werden, wie der des großen Oneyda oder der des weisen Hiawatha, des Sohnes des Westwindes."

Ein Wink ihrer Mutter rief Mina nach dem Palaste zurück. Frau d'Auban hörte geduldig Frau Lenoir zu, die ihr erzählte, in welch trauriger Weise eines ihrer Kleider zerschnitten und für eine Indianerin zurecht gemacht worden war. Wenn es ein Werk der Barmherzigkeit gewesen war, ihren Krug zu füllen, so war es ein noch größeres, sie von den Kleidern plaudern zu hören, welche sie von Paris mitgebracht hatte. Es tröstete sie mehr, als irgend etwas anderes vermocht hätte, und sie kehrte zu ihrem harten Tagewerk zurück, indem sie versicherte, Frau d'Auban's Theilnahme habe ihr Unglück erleichtert.

Drittes Capitel.

An den Pforten des Todes.

Wiederum verging ein Tag, und noch einer; und oft ging die Sonne unter, ohne daß eine Aenderung in dem Schicksal der Gefangenen eintrat, oder irgend ein Gerücht, welches Befreiung versprach, ihrem Ohre schmeichelte; und mit jedem schwindenden Tage wurde es ihnen schwerer, gegen die Verzweiflung anzukämpfen.

„Mutter," sagte Mina eines Tages, indem sie sich Frau d'Auban an den Hals warf, „darf ich meinen Vater suchen gehen? Erlaube mir, bei Nacht, wenn Niemand mich vermissen wird, aus der Hütte zu schleichen und jenseits des Stromes nach dem Lande der Choktaws zu wandern. Dort ist er, ich weiß es."

„Warum glaubst du das, Mina?" fragte begierig ihre Mutter und hob den Kopf, der in tiefer Entmuthigung sich auf die Brust gesenkt hatte. Ihre Augen waren trübe vom beständigen Wachen und ihr Gehör abgestumpft durch die fortwährende Anspannung, um den ersten Laut zu erhaschen, der die Annäherung der Franzosen verkündigen möchte.

„Mein Bruder Ontara sagte es. Er hat mit einem Manne gesprochen, der ihm erzählte, unter den Choktaws hätte ein weißer Häuptling ein Kriegsgeschrei erhoben und sie hätten zu den Waffen gegriffen. Ontara wird mich über den Fluß rudern, wenn ich im Finstern mich davon machen kann; denn er hat mir versprochen, alles zu thun, um was ich ihn bitten würde, und ein Kind der Sonne,

sagt er, hält stets sein Wort. Er wird mir zeigen, welchen Weg ich nehmen und in welcher Richtung ich gehen muß. Er kann mit den Choktaws nicht die Friedenspfeife rauchen, weil sie Feinde der Natschehs sind. Aber ich werde doch den Vater finden und mit ihm zu dir zurückkehren, Mutter."

„Man bewacht uns zu scharf, Mina. Du weißt, daß unsere Aufseherin mit dem Rücken an der Thüre unserer Hütte schläft, damit wir dieselbe nicht verlassen können. Ich kann dir nicht gestatten, allein zu fliehen, mein Kind. Wenn aber dieser indianische Jüngling in der That gesonnen ist, unsere Flucht zu begünstigen, so bin ich bereit, seine Hülfe anzunehmen."

„Ach! Mutter, es wird uns nimmermehr möglich sein, durch die Thüre hinauszugehen. Aber zwischen den Brettern der Wand gerade hinter unserer Matte findet sich eine Lücke. Diese habe ich mit den Fingern erweitert, und ich glaube, wenn ich mich flach auf den Boden lege, kann ich hindurchkriechen. Du solltest es mir erlauben."

Frau d'Auban schauderte. Sie umschlang ihr Kind mit beiden Armen. „Mina!" rief sie in großer Aufregung aus, „versprich mir, daß du nicht von meiner Seite weichen willst! Du darfst nicht daran denken, mich zu verlassen, vorerst wenigstens nicht. Ich muß es dir sagen, mein Kind: eine große Gefahr schwebt über unserm Haupte. Diese arme einfältige Frau Lenoir hat mit den schwarzen Sklaven eine Verschwörung gegen unsere indianischen Gebieter angezettelt. Gelingen kann sie unmöglich, und entdeckt man sie, so werden wir vermuthlich alle zum Tode verurtheilt. Kommt es zum Aeußersten, so werde ich dir vielleicht befehlen, allein zu fliehen. Wenn auch die In-

dianer dich nicht umbringen würden, so wäre es doch schlimmer als der Tod, dich allein in ihren Händen zu lassen. Besser, du gingest bei dem Versuche, den Vater zu suchen, in der Wildniß zu Grunde, als daß du unter den Wilden aufwachsen solltest! Mina, ich habe vielleicht keine Gelegenheit mehr, mit dir zu sprechen. Eines noch will ich dir sagen, dessen du eingedenk bleiben mußt, so lange du lebst: du bist eine Christin und das Kind europäischer Eltern! Werde niemals deinem Glauben untreu, und heirathe niemals einen Indianer."

Mina glitt von den Knieen ihrer Mutter herunter, stellte sich vor sie hin und faltete die Hände: „Dann werde ich gar nicht heirathen, Mutter. Ich habe zu Ontara gesagt, ich könne seine Frau nicht werden, weil du mich gelehrt hättest, weiße Mädchen dürften sich nicht mit ihren indianischen Brüdern vermählen. Aber ich versprach ihm auch, niemals einen Weißen zu heirathen."

„Das war thöricht, mein Kind," antwortete ihre Mutter. „Du bist viel zu jung, solch ein Versprechen zu geben; es hat keine Gültigkeit."

„Mutter, ich werde mein Versprechen halten. Ich bin überzeugt, es hat Gültigkeit."

Wiewohl Frau d'Auban die Sache als eine Kinderei zu behandeln versuchte, war sie dennoch verdrießlich über die Entschiedenheit ihres kleinen Mädchens. Es trat darin wieder die leidenschaftliche Liebe hervor, welche Mina von jeher für ihr Geburtsland und dessen Eingeborene an den Tag gelegt hatte.

„Wenn ich sterben sollte, Mina, und du bliebest allein in diesem Lande, was würdest du thun?"

„Ich würde alles im Gedächtnisse behalten, was

du mich gelehrt hast, und mich bestreben, tugendhaft zu sein."

„Und wenn die Indianer dich zwingen wollten, ihre Religion anzunehmen?"

„Eher sollen sie mich tödten."

In diesem Augenblicke hatte das Kind eine so augenfällige Aehnlichkeit mit ihrem Vater, daß die unglückliche Mutter davon betroffen wurde. Sie neigte den Kopf zu der Kleinen hinab, als wolle sie in dieser angstvollen Stunde an dem muthigen Herzen des Kindes Stärke suchen. In stummer Umarmung sich umschlingend, schwiegen beide; da stürzte Frau Lenoir in wildem Entsetzen herbei.

„Wir sind verloren! Alles ist vorbei!" stammelte sie mit schwacher, todesbanger Stimme. „Es war ein so schönes Complott! Und so zu mißlingen!" Sie rang die Hände und schlug die Augen zum Himmel auf, ohne Frau d'Auban's ängstliche Fragen zu beachten.

„Ist die Ausführung mißlungen oder wurde es entdeckt?" fragte diese zitternd.

„Entdeckt! Ja, alles ist entdeckt! Einer dieser elenden Neger hat uns verrathen, und jetzt sind wir sämmtlich dem Tode verfallen. O! daß es dazu kommen mußte! Der Plan war so schön, gerade wie die Verschwörung Cinna's im Théâtre Français. O, der Verräther! Das schwarze Ungeheuer! Der Elende! .... Frau d'Auban, Sie sitzen ja da, wie eine Bildsäule, wie ein Stein; fühlen Sie denn gar nichts?"

„Um Gottes willen, schweigen Sie; lassen Sie mir Zeit nachzudenken," gab Frau d'Auban zur Antwort und drückte die Hand gegen die Stirne. Eine Weile blieb sie regungslos, und als sie die Augen aufschlug, stand

Ontara vor ihr. Er sprach leise und hastig zu Mina mit sehr lebhaften Geberden.

„Was sagt er?“ fragte ihre Mutter, welche nur wenig von der Sprache der Natschehs verstand.

„Er sagt, um Mitternacht sollten alle weißen Frauen und Kinder nach dem Platze inmitten des Dorfes gebracht, dort an Pfähle gebunden und bei Sonnenaufgang lebendig verbrannt werden. Er hat die Sonne, seinen Vater, um mein Leben gebeten, weil ich seine kleine Schwester sei und er mich lieb habe; aber die Sonne will nicht auf ihn hören, und sagt, die Weißhäute müßten alle sterben. Und ich will auch nicht leben, wenn sie dich tödten, meine Mutter!“ Mina warf sich ihrer Mutter in die Arme und schluchzte laut an ihrer Brust. „Aber ach! was wird der Vater thun?“

Wiederum sprach Ontara dringend zu dem weinenden Kinde.

„Was sagt er? Was sagt er?“ fragte die Mutter verstört.

„Er sagt, wenn ich heute Nacht durch das Loch aus der Hütte kriechen wollte, bevor die Indianer uns nach dem Platze schleppen, so werde er mich draußen erwarten und mich in seinem Nachen über den Fluß führen nach dem Lande der Choktaws.“

Frau d'Auban erhob ihr Herz zum Himmel um Erleuchtung und Leitung. Es war ein furchtbarer Augenblick; sie glaubte der Qual dieser Entscheidung erliegen zu müssen. Mit innig flehendem Ausdrucke richtete sie die Augen auf das Gesicht des jungen Indianers. Er schien die stumme Frage, die heiße Bitte zu verstehen. Rasch zog er das Crucifix aus dem Busen, machte das Zeichen, das nach

indianischer Sitte einen Schwur bedeutet und legte die Hand auf Mina's Kopf.

Frau d'Auban wußte, daß dies so viel war, als ein feierliches Gelöbniß, sie zu beschützen. Sie war überzeugt, daß der Knabe ein gutes Herz und einen edeln Sinn habe. Ohne zu wissen, wie, fand sie Worte, durch die sie ihm verständlich machte, sie wolle ihm Vertrauen schenken.

Mina schmiegte sich an sie und flüsterte: „O, Mutter, fürchte dich nicht. Ontara ist gut, und ich werde meinen Vater zurückbringen, noch rechtzeitig, um dich zu retten."

Die Nacht hatte ihren schwarzen Schleier ausgebreitet: tiefe Stille herrschte in der Hütte, wo die Gefangenen und ihre indianischen Gefährten ruhten. Ruhe — seltsame Bezeichnung für den Zustand der Todesangst, welche eines dieser menschlichen Wesen erfüllte. Regungslos lag Frau d'Auban auf ihrer Matte, ihr Kind an der Seite. Sie umklammerte dessen Hand mit der ihrigen, als wolle sie sich überzeugen, daß es noch da sei. Aber fort mußte es; denn Ontara hatte wahr gesprochen: der Urtheilspruch war über die Gefangenen gefällt. Eines unbedachten Weibes heillose Unvorsichtigkeit hatte es dahin gebracht, den ganzen Stamm der Natschehs zu rasender Wuth zu entflammen. Sie würden ihre Opfer sogleich niedergemacht haben, hätten sie nicht im Vorgefühl ihrer verzögerten Qualen einen Genuß gefunden. Schon wurden die europäischen Sklaven und die Neger aus den Hütten ihrer Eigenthümer geschleppt und nach dem Mittelpunkte des Dorfes geführt, wo die Sachems versammelt waren. Die Indianer schwangen ihre Streitäxte, errichteten Pfähle und brachten Stricke herbei, um die Opfer anzubinden.

In dem Theile des Palastes, wo Frau d'Auban gefangen gehalten wurde, konnte man den Klang ihrer Fußtritte, das Wehklagen der Frauen und das Geschrei der Kinder hören. Sie erkannte, daß keine Zeit zu verlieren war. Sie drückte die Lippen hart an Mina's Ohr. „Mein Kind," lispelte sie, „die Stunde ist gekommen, da ich dich Gott und deinem Schutzengel anvertrauen muß. Gedenke, meine Tochter, der letzten Worte deiner Mutter. Weine nicht, mein süßes Kind, der leiseste Seufzer könnte gehört werden. Bleibe immer gut, Mina, und die allerseligste Jungfrau wird deine Mutter sein. Der Herr segne dich, theuerstes Kind! Jetzt krieche hinaus. Gott segne dich! Gott geleite dich!"

Eine letzte, lange, stumme, innige Umarmung, und dann sah die Mutter im Mondlichte, das durch die Bretterwand der Hütte schimmerte, ihr Kind durch die enge Spalte schlüpfen.

Es war nun fort. Wohin? Mit wem? Ein junger Wilder war sein Führer. War es Wahnsinn, daß sie sich so von ihrem Kinde trennte? Ihr Herz stand fast stille. Sie warf sich vor der Oeffnung, durch welche Mina gekrochen war, auf die Erde und blickte hinaus auf die vom lichten Vollmond erhellte Wiese. Deutlich unterschied sie die Gestalt Mina's, die mit der Behendigkeit einer Antilope über das feuchte Gras sprang, um gleichen Schritt mit dem jungen Indianer zu halten, der sich ihr beigesellt hatte. Mit angestrengter Sehkraft schaute sie den beiden Fliehenden so lange als möglich nach; aber bald waren sie ihrem Gesichtskreis entschwunden. Sie tauchten in das Dickicht, welches nach dem Flusse führte. Die Mutter wandte sich ab und barg ihr Gesicht in den Haufen ge-

trockneter Blätter, auf welchem der Kopf ihres Kindes noch vor einem Augenblicke geruht hatte, damit auch nicht der geringste Laut hörbar werde, der sich über ihre Lippen stehlen möchte. Mit äußerster Kraftanstrengung kämpfte sie die tödtliche Angst nieder, welche ihr ganzes Wesen erschütterte.

Es war ihr fast eine Erleichterung, als sie aus der Hütte abgeholt wurde. Nach Mina suchte man nicht lange. Die Frau, welche zur Beaufsichtigung der Gefangenen angestellt war, sagte den Kriegern einige Worte, die des Kindes Abwesenheit zu rechtfertigen schienen. Um übrigens ihren Eifer an den Tag zu legen, überhäufte sie Frau d'Auban mit Vorwürfen und stieß sie unsanft nach der Thüre der Hütte. Dem Mutterherzen war diese Mißhandlung willkommen; der Anblick der Pfähle, an welche Frauen und Kinder gebunden werden sollten, die Grausamkeit der Indianer, ihre unmenschliche Fröhlichkeit gewährte ihr einen Trost eigenthümlicher Art. Hätte man ihres Lebens geschont, so würde der Gedanke, daß sie ihr Kind ohne andern Schutz als den ihres indianischen Gespielen in die Wildniß geschickt hatte, sie zum Wahnsinn getrieben haben. Nun aber, an den Pforten des Todes stehend, fühlte sie, daß sie es ohne Vorbehalt dem Schutze Gottes übergeben konnte. Jetzt durfte sie mit inbrünstigem Danke für sich sagen: „Sie ist fort, sie ist gerettet.“ Und das Auge ihres Geistes haftete mit einer Innigkeit, welche dem leiblichen Schauen fast gleich kam, auf dem Crucifix, das Mina's jugendlicher Führer auf der Brust trug.

Während der langen Stunden der grauenvollen Nacht und den folgenden Schreckenstag hindurch, bis es dunkelte,

und nun wieder eine ganze Nacht, welche für so viele menschliche Wesen die letzte sein sollte, hatte sie mit christlichem Heldenmuthe die Last des Leidens getragen; mit Tagesanbruch sollten die Gefangenen sterben, im vollen Lichte der glorreichen, majestätischen Sonne, des edelsten unter Gottes leblosen Geschöpfen, des stummen Zeugen menschlicher Verirrungen und menschlicher Verbrechen, des Gegenstandes abgöttischer Verehrung der heidnischen Mörder, welche sich um ihre Opfer schaarten. Frau d'Auban vergaß sich selbst, sie vergaß ihren abwesenden Gemahl und ihr fliehendes Kind in dem glühenden, alle andern Gefühle verzehrenden Wunsche, ihre Leidensgefährtinnen auf den Tod und das Gericht vorzubereiten. Sie fand Kraft, ihre Stimme zu erheben und den Kleinmüthigen von Hoffnung, den Schuldigen von Vergebung zu sprechen; laut betete sie mit ihnen Acte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue. Sie stellte ihnen vor, wie Maria am Throne Gottes für sie bitte und Jesus sie erwarte, wie ein Wort, ein Seufzer, ein nach oben gewendeter Blick genüge, in dieser Stunde den Himmel zu erwerben. Die Indianer tanzten nach ihrer Sitte um ihre Schlachtopfer und erfüllten die Luft mit ihren Gesängen voll roher Freude; aber ihre Stimme übertönte dieses ohrverletzende Gekreisch, und ihre Gebete füllten jede Pause aus, welche die Wilden in ihrer schaudererregenden Fröhlichkeit eintreten ließen. Es war ihr die Gnade verliehen, inmitten dieser brechenden Herzen und dieser wuthentbrannten Menge das Werk eines Engels zu thun.

Die noch übrigen Lebensstunden der Gefangenen eilten rasch dahin. Der erste matte Schimmer verkündete schon die Morgenröthe. Von den Indianern, welche aufgestellt

waren, um die ohnehin an ihre Pfähle fest angebundenen Gefangenen zu bewachen, waren viele eingeschlafen. Die ganze Nacht hindurch hatten sie von dem Feuerwasser, wie sie den Branntwein nannten, in reichlichem Maße genossen. Sie hatten große Quantitäten davon in dem französischen Fort erbeutet. Frau d'Auban sprach noch immer mit leiser und erschöpfter Stimme der armen Frau Lenoir zu, deren verzweifeltes Weinen sich in ein mattes Aechzen aufgelöst hatte. Da hörte sie dicht hinter sich eine Stimme, und sich umwendend, so weit ihre Fesseln es gestatteten, sah sie halb verborgen den jungen Osseo stehen; er hielt ein Messer in der Hand. „Tochter der Weißen," flüsterte er, „wo ist Mina? Ich will deine Bande zerschneiden und dir zur Flucht verhelfen, während die Wächter schlafen, wenn du mir sagen willst, wo ich sie finden kann."

„Der große Geist allein weiß, wo sie jetzt ist," antwortete Frau d'Auban, schaudernd vor den Blicken Osseo's.

„Sprich mir nicht von dem großen Geiste und von euerm verhaßten Gebete. Mina will ich haben. Auf meiner Brust trage ich einen Fetisch, der mir helfen wird, sie aufzufinden, wenn du dich weigerst, mir zu sagen, wo sie ist. Du aber wirst sterben." Dann fügte er höhnisch bei: „Das Feuer wird gleich angezündet, und deine weißen Glieder werden darin zusammenschrumpfen wie das Holz des Waldes im Brande. Sage mir, wo Mina ist, und ich will dich retten."

Frau d'Auban antwortete nur durch ein schwaches Kopfschütteln; ihre Kraft war erschöpft.

„Ich werde sie suchen im ganzen Lande," schrie der junge Wilde und schwang seine Streitaxt. „Und hättest

du sie über die große Salzsee geschickt, ich werde sie doch erreichen; denn rascher ist nie ein von Menschenhänden gemachtes Boot gefahren, als ich das meine zu lenken verstehe."

Frau d'Auban schloß die Augen. Am Schall der Fußtritte hörte sie, daß er sich entfernte. Dann unterbrach eine Zeit lang nichts mehr die Stille außer dem leisen Aufseufzen der zum Tode Verurtheilten und den schweren Athemzügen ihrer betrunkenen Peiniger.

Als die heldenmüthige Frau wieder aufschaute, vergoldete die Sonne die Spitzen der Berge.

„Glorreiches Gestirn des Tages! Verkündiger des Todes," sprach sie vor sich hin. „Gesegnet sei dein Licht, das unsern schmerzenreichen Weg zum Himmel beleuchtet! Gesegnet seien deine Strahlen, welche unsere Glieder erwärmen, gleichwie die Liebe Jesu unsere Herzen mit Wärme durchdringt. Dunkelheit lagert noch über der Ebene, aber die Höhen sind schon jetzt von Glanz überfluthet; die Schatten des Todes senken sich auf uns nieder, aber jenseits derselben strahlt die Glorie des Himmels. O, mein Gott! es ist Dein Bote, den Du vor Dir her sendest. O, meine Theuern, lebet wohl!"

Ihr Kopf sank auf die Brust nieder. Sie regte sich nicht, sie sprach nicht; schweigend bereitete sie sich zum Tode.

Horch! welch ein Laut traf ihr Ohr! Aehnlich klang es dem Geprassel des Regens, wenn er auf das Laub des Waldes fällt, und doch leise wie die Fußtritte der Pflegenden am Lager eines Sterbenden. Kann eine Schaar Bewaffneter so leicht auftreten? Kann ein Heer von Kriegern in so lautlosem Marsche daherschleichen? Ja; denn

es ist der flinke, leichtfüßige Stamm der Choktaws. Es sind die gewandten Taucher, die listigen Jäger der westlichen Prairien, welche die Spur der wilden Thiere bis in ihre Höhlen zu verfolgen und am Gestade des Flusses den Alligator im Schlafe zu überraschen wissen.

Sie haben dem Aufruf des Weißen Gehör geschenkt. Sie haben in ihrer eigenen Sprache ihn seine schaudervolle Geschichte erzählen hören. Seit langer Zeit bestand eine Erbfeindschaft zwischen ihnen und den Kindern der Sonne; ihr Haß gegen die Natschehs wurde zur Flamme angefacht, als sie von dem Morde des Schwarzrocks hörten. Denn Pater Savel war bei ihnen gewesen und hatte gesprochen von dem Gebete der Christen, und sie hatten geantwortet: „Es ist gut; wir haben deine Worte gehört und werden überlegen, was du uns sagest.“ Bei der Stimme des Fremdlings erhoben sie sich wie ein Mann. Siebenhundert Krieger tanzten den Waffentanz und verpflichteten sich mit einem Eidschwur zu der Befreiung der Weiber und Kinder der Weißen. Aus den Dörfern und den einsamen Wigwams, von den Hügeln und aus den Ebenen kamen sie herbei und vereinigten sich mit dem weißen Anführer. Beim Lichte des zunehmenden Mondes überschritten sie den großen Strom, und da der Tag im Osten graute, zogen sie vor die Stadt der Sonne.

Schweigend rücken sie nun heran, und wenn sie sprechen, so ist es nur mit halber Stimme. D'Auban schreitet an der Spitze der rothen Krieger, der einzige Fremdling unter ihnen — der einzige, für welchen mehr als das Leben, mehr als die Ehre auf dem Spiele steht. Er fühlt in sich die Kraft, mit Tausenden von Gegnern in die Schranken zu treten, und dennoch erzittert sein Herz gleich

dem eines Weibes bei dem Rascheln eines Blattes, — so furchtbar ist die Erwartung — so martervoll die Ungewißheit! Er trachtet den feuchten Nebel, welcher den Blick nach der Ferne ihm verschließt, mit den Blicken zu durchdringen. Die Augen werden ihm trübe von der Anstrengung; sie brennen, die thränenlosen Augen; und die Bäume des Waldes mit ihren verschlungenen Aesten und fadenförmigen Zweigen scheinen sonderbare phantastische Gestaltungen anzunehmen, die seiner Sehnsucht spotten. Da glaubt er in der unklaren Ferne einer Lichtung im Walde zwei Gestalten herankommen zu sehen. Doch nein; die eine geht voran, die andere zieht sich zurück und ist bald verschwunden. Aber das weiße Ding, das immer näher kommt, was ist es? Verdichtet sich der Nebel oder täuscht ihn sein Auge? Unterscheiden kann er nichts.

Da erreicht ein Schrei sein Ohr; er erkennt die Stimme. „Vater! o, Vater!“ Er stürzt vorwärts, und Mina liegt in seinen Armen. Die Kriegerschaar umringt die beiden.

„Deine Mutter! wo ist deine Mutter?“

„Sie schickte mich fort; ich kroch aus der Hütte heraus. Aber eile, eile!“

„Ist sie in Sicherheit? Ist sie wohl? Wie haben die Natschehs euch behandelt?“

„Gut, bis vorige Nacht. Eile, Vater, o eile! Die Sachems sind gewiß sehr aufgebracht, daß meine Mutter mich fortschickte.“

D'Auban nahm sein Töchterchen in die Arme, als wäre sie nicht schwerer gewesen wie eine Feder, und schritt voran. Er würde sie mit Leichtigkeit getragen haben, hätte sie drei Mal so viel gewogen, so furchtbar erregt war sein Nervensystem. Aber plötzlich anhaltend, wandte er sich den

Indianern zu und sagte: „Meine Brüder, der große Geist hat dieses Kind uns entgegengeschickt. Der große Geist ist mit uns und wird meine indianischen Brüder segnen für die That, welche sie heute vollbringen.“

Ein Gemurmel durchlief die Reihen der Krieger.

Das weiße Mädchen, sagte Einer dem Andern, sei von dem großen Geist gekommen, sie nach der Sonnenstadt zu führen; und vorwärts drängten Alle durch das verschlungene Dickicht, ihre Waffen fest umklammernd, wie der Tiger, welcher den Fußtritten seines Wildes auf der Spur ist.

Der Wald ist endlich durchschritten, und die offene Ebene liegt vor den Kriegern hingedehnt. Sie sehen die weißen Wigwams der Stadt der Natschehs zwischen den Hainen von Oleander und Akazien. Noch eine Stunde und sie werden dieselben erreicht haben. D'Auban ruft einem der Indianer.

„Mein Bruder Perlfeder,“ sagte er „nimm das Kind und bleibe mit ihm auf dieser Stelle. Gelingt unser Angriff, so werden wir von der Stadt aus dich abholen lassen, um mit uns den Siegessang zu singen. Wenn aber die Nacht anbricht und keine Kunde dich erreicht, dann sage: Mein weißer Bruder ist todt. Führe dann das Kind zu dem Schwarzrock der nächstgelegenen Mission oder zu den Franzosen im Süden. Der große Geist wird dich segnen, mein Bruder, und dir den Weg zeigen nach dem Lande der Ewigkeit.“

„Nein, ich verlasse dich nicht, Vater!“ schrie Mina, d'Auban's Arm krampfhaft umklammernd. „Lasse mich neben dir herlaufen; ich habe mit Ontara gleichen Schritt gehalten. Lasse mich bei dir bleiben!“

„Mina, im Namen Gottes und als dein Vater gebiete ich dir, hier zu bleiben.“ Er hatte scheinbar im Zorne gesprochen und das Kind warf sich vom Jammer überwältigt auf den Boden. Er getraute sich nicht zurückzuschauen; er schritt voran, denn von jeder Minute konnte Leben oder Tod abhängen. Das blondgelockte Kind blieb auf der Wiese liegen, unbeweglich wie ein Marmorbild, blaß wie eine gebrochene Lilie; es nahm keinen Trost von dem Indianer an, so sehr dieser sich bemühte, die Gedanken Mina's abzulenken von dem Marsche der kleinen Schaar gegen die Stadt, in welcher das Leben ihrer beiden Eltern an einem Faden hing.

Die Stunde war gekommen, da die Sachems auf dem Platze sich versammeln wollten, um der Hinrichtung der europäischen Gefangenen beizuwohnen. Bei Sonnenaufgang sollte der Schall des Gonggong sie herbeirufen. Aber ein unerwartetes Schauspiel war es, auf das die Augen der betrunkenen Wächter fielen, als sie erwachten. Feuerschein kam herüber von der Stadt, in der mehrere Gebäude brannten; Schlachtmesser blinkten, Streitäxte wurden vor ihren Augen und über ihren Köpfen geschwungen. D'Auban's Krieger hatten den Platz umzingelt, während er selbst nach den Pfählen hinstürzte, um die Fesseln der Gefangenen zu zerhauen.

In allen Richtungen loderten die Wigwams in Flammen auf. Ein Schrei der Wuth und des Schreckens erhob sich aus der Stadt; das Schmerzensgeheul der Natschehs, die noch vor Kurzem triumphirt hatten, zerriß die Lüfte. In wilder Verwirrung rannten sie durcheinander. Einige stellten sich den Angreifern entgegen, deren Anzahl sie nicht unterscheiden konnten, so plötzlich war die Ueberraschung gewesen,

so rasch und heimlich der Anmarsch. Andere versuchten die Flammen zu löschen, welche sich über das Dorf verbreiteten und den Palast der Sonne bedrohten.

D'Auban fing seine Gattin auf, als sie im Begriff war, umzusinken. Mit der letzten Kraft fragte sie: „Mina?"

„Sie ist in Sicherheit," antwortete er. „Ermanne dich noch für eine kleine Weile, meine Theuere. Das Leben all dieser hülflosen Wesen hängt an den Ereignissen dieser Stunde."

Er übernahm nun den Befehl über die Angreifenden. Hundert Mann beauftragte er, die Frauen und Kinder nach dem Ufer zu bringen, wo vorausgesandte Kähne sie erwarteten. Einen Mann sandte er nach dem Orte, wo er seine Tochter unter der Obhut ihres indianischen Beschützers gelassen hatte, mit dem Befehle, Mina sofort an das Ufer des Flusses zu bringen. Mit den noch übrigen Streitkräften warf er sich dem Feind entgegen. Furchtbar war der Anprall der beiden wüthenden Stämme. Viele Natschehs fielen unter den Hieben der kampfgeübtern Choktaws; aber der Streit war ein ungleicher und mußte auf die Länge zum Vortheile der Sonnenkinder ausschlagen. Denn diese fingen an, sich von ihrer Ueberraschung zu erholen und eilten von allen Seiten zum Kampfe herbei. D'Auban's überlegene Kriegserfahrung setzte ihn in den Stand, den Rückzug seiner Streitmacht so zu leiten, daß die Ueberzahl der Verfolger ihn nicht hindern konnte.

Er hatte einen Boten nach Fort Rosalie gesandt, und hoffte, eine französische Truppenabtheilung würde ihm von dort rechtzeitig entgegengeschickt werden. Aber das scharfe Auge des Indianers, welcher auf einem der naheliegenden

Hügel aufgestellt war, um die Gegend zu überschauen, vermochte kein Zeichen nahender Hülfe zu erspähen.

Der Oberst beschloß, sich auf die Rettung der Gefangenen zu beschränken, ohne die Stellung in der Stadt der Natschehs, welche in der ersten Ueberraschung gewonnen worden war, zu behaupten. Die Choktaws schossen gleich den alten Parthern ihre Pfeile gegen den Feind ab, während sie sich zurückzogen, und d'Auban mit seiner Muskete, welche ihm schon so gute Dienste gethan hatte, hielt die Nacheilenden in ehrfurchtsvoller Entfernung. Dennoch richteten ihre Geschosse unter den Zurückweichenden ein gewaltiges Blutbad an, und mancher der Choktaws blieb starr und kalt auf den grünen Rasenhügeln liegen, die sich zwischen der Sonnenstadt und dem Vater der Gewässer hinziehen. Endlich hatte man das Ufer erreicht, und während die heldenmüthige Schaar unter d'Auban's Oberbefehl dem Feinde die Spitze bot, drängten die Frauen und Kinder sich in die mit Ruderern des befreundeten Stammes bemannten Fahrzeuge.

Doch von Mina zeigte sich keine Spur. Ihrer Mutter Gesicht wurde aschfarbig. Ein Boot nach dem andern, gefüllt mit Frauen und Kindern, schoß den Strom hinab, getrieben durch die vereinte Kraft der Ruderer und der Strömung. Noch ein einziges war zurückgeblieben. D'Auban und seine Indianer kämpften fort. Aber wie lange noch konnten sie Stand halten, wie lange noch ihr Blut vergießen um des einzigen vermißten Kindes willen? Er fühlte, daß seine eigene Kraft abnahm; sein Arm erlahmte, sein Kopf wurde wirr. In diesem Augenblicke erleuchtete eine unheimliche Gluth den Himmel. Die Natschehs blickten zurück und sahen, wie aus jedem Haine, aus jedem Tempel der Sonnenstadt von neuem die Flammen empor-

loderten. Ein Schrei tönte von Aller Lippen; sie standen von der Verfolgung der Feinde ab und in tumultarischer Hast eilten sie zurück nach der brennenden Stadt.

Da stürzte auch Perlfeder herbei. Athemlos brach er vor d'Auban's Füßen zusammen, denn die Last, die er trug, war für den schwer Verwundeten keine leichte. Mina sank in ihres Vaters Arme, und der Indianer hauchte kaum verständlich die Worte aus: „Der Geier suchte die Taube hinwegzuführen, und sein Fetisch war sehr mächtig. Aber der große Geist des Gebets der Christen war noch mächtiger. Er gab mir Kraft, sie dir zu bringen, mein weißer Bruder, und nun eile hinweg und lasse mich sterben."

D'Auban sah einen Pfeil in der Seite des Indianers stecken und errieth, daß derselbe vergiftet sei. Er kniete neben dem treuen Freunde nieder, der sein Kind gerettet hatte: einen Augenblick noch und der Geist des Braven schied von hinnen, begleitet von Gebeten und Segenswünschen, welche nicht in Worte gekleidet wurden, sondern unmittelbar aus dem Herzen mit unaussprechlicher Innigkeit emporstiegen.

Die befreundeten Indianer schwammen größtentheils über den Fluß und zerstreuten sich in den Wäldern, von den Schätzen, welche sie während ihres raschen Ueberfalls in der Stadt geraubt hatten, so viel mit sich führend, als sie tragen konnten. Die Barke, in welcher d'Auban, seine Frau und Tochter, die Leiche ihres Retters und einige seiner Kampfgenossen sich befanden, fuhr den Strom hinab mit der Eile, welche die Umstände bedingten.

Wunderbar war die Rettung der Gefangenen gelungen, und Mina's Entkommen war vielleicht das wunderbarste Ereigniß des Tages. Osseo hatte sie und Perlfeder auf dem Wege nach dem Flusse angetroffen; der begleitende

Krieger fiel von einem Hiebe seiner Streitaxt. Osseo forderte das weiße Mädchen zurück als eine entlaufene Sklavin aus dem Palaste der Sonnenfrau. Unfehlbar würde es ihm gelungen sein, Mina nach der Stadt zurückschleppen, da Perlfeder allein nicht im Stande war, ihm zu widerstehen und zugleich das Mädchen zu schützen. Aber auch Ontara, welcher ebenfalls in allen Richtungen nach Mina gesucht hatte, kam zur Stelle und nahm sich des Mädchens an. Während Osseo sich wüthend wider den neuen Gegner kehrte, gewann der Choktaw Zeit, mit dem Mädchen auf dem Arme die Flucht zu ergreifen. Schnurgerade, wie der Pfeil vom Bogen fliegt, eilte er durch die Ebene, über das federartige Gras und die wogenden Maisfelder hinweg. Schon waren die Fahrzeuge der Choktaws in Sicht, da kamen einige der nach der Stadt eilendes Natschehs vorüber; ein Pfeil schwirrte durch die Luft und traf Perlfeder in die Seite. Kein Schrei entschlüpfte seinen Lippen, kaum mäßigte er seine Schritte. Aber Mina erkannte, daß er verwundet war, denn sein Fuß schwankte. Sie schloß die Augen in Todesangst und rief ihm zu, stehen zu bleiben. Er achtete nicht auf sie. Sein Mund murmelte die Weise, nach welcher der Todtensang seines Stammes gesungen wurde; er fügte aber Worte bei, welche dem Gebete der Christen entnommen waren. Sein Blut färbte den Rasen bis an den Rand des Wassers. Der Krieger sank ohne einen Laut des Schmerzes zu den Füßen des Freundes hin, dessen Kind er gerettet hatte, und starb. Glühende Thränen der Dankbarkeit fielen darum auf die entseelte Hülle des Indianers, während sie kalt und steif am Boden des Kahnes lag, welcher die Gefangenen der Freiheit entgegenführte.

Drei Tage später umschlossen schützende Mauern die müden Flüchtlinge, und der Ruf der französischen Schildwachen in dem Fort, das sie aufgenommen hatte, tönte wie Musik an ihr Ohr. D'Auban saß zwischen seiner Frau und Tochter; er schaute sie an mit einer Zärtlichkeit, die zu tief war, sich in Worten zu ergießen. Er fing an, die Wirkungen der übermäßigen Anstrengung und Aufregung, welche er durchgemacht hatte, zu verspüren. Seine entkräfteten Glieder und sein abgearbeiteter Geist erlagen der Erschöpfung. Er war grau geworden und sah zehn Jahre älter aus, als da er St. Agatha verlassen hatte. Seine Frau erholte sich rascher. In ihrem Alter hat der Geist noch eine größere Spannkraft und überwindet die Nachwirkungen der Leiden leichter, als in vorgerücktern Jahren. Und wenn sie auch unsägliche Angst erduldet hatte, war sie doch nicht genöthigt gewesen, unter dem vernichtenden Drucke derselben thätig einzugreifen.

Als Mina an jenem Abende zu Bette ging, verbarg sie ihr Gesicht in dem Kopfkissen; ihre Eltern hörten sie schluchzen als ob ihr Herz brechen wolle.

„Was bekümmert dich, mein Kind?“ fragte ihre Mutter zärtlich, während der Vater sich sorgenvoll über sie niederbeugte.

„Ich werde meinen Bruder Ontara nie wiedersehen!“ rief das weinende Kind. „Er hat mir das Leben gerettet, und nach euch Beiden liebe ich Niemand auf der Welt so sehr wie ihn. Einer der Soldaten sagte, die Franzosen rückten gegen die Hauptstadt der Natschehs und würden alle Einwohner niedermachen. O, Vater, sie werden meinen Bruder tödten, der dir und mir das Leben gerettet hat!“

D'Auban war tief ergriffen von diesem Gedanken; die Befürchtung seiner Tochter war gegründet. Er versprach ihr, zum Gouverneur zu gehen, sobald sie Neu-Orleans erreicht haben würden, und ihn zu bitten, daß er dem Commandanten der französischen Truppen Befehl ertheile, das Leben des jungen Häuptlings Ontara zu schonen und ihn mit Milde zu behandeln.

„So laßt uns denn sogleich abreisen," rief Mina und richtete sich im Bette auf.

„Wir werden Morgen bei Zeiten aufbrechen," versicherte ihre Mutter. „Schlafe jetzt, mein Kind."

Es währte mehrere Tage, bevor d'Auban sich hinlänglich erholt hatte, um Baton-Rouge verlassen zu können; er sandte indessen durch einen Soldaten einen Brief an Herrn Perrier. Das Schicksal des jungen Indianers machte ihm große Sorge, wenngleich er sich bemühte, Mina's Angst zu zerstreuen und ihre Gedanken anderweitig zu beschäftigen. Wie er im Laufe weniger Wochen gealtert hatte, so war sein kleines Mädchen während derselben Spanne Zeit in Gedanken und Gefühlen beinahe zur Jungfrau herangereift. Sie spielte nicht mehr. Ihr Geist erging sich stets in Erinnerungen an die Vergangenheit oder entwarf Pläne für die Zukunft. Die Einbildungskraft war bei ihr so lebhaft, daß sie gewissermaßen die Entwickelung ihres Charakters beförderte. Die Scenen, welche sie durchlebt hatte, die Erinnerungen, welche dieselben zurückgelassen hatten, die abgemattete Gestalt ihres Vaters und der sorgenvolle Ausdruck in dem Blicke ihrer Mutter, wenn diese den Gatten betrachtete, ihre Ungewißheit über Ontara's Schicksal, — alles das übte eine niederdrückende Wirkung auf ihr liebevolles und im höchsten Grade empfindsames

Gemüth aus. Dieser unvermittelte Uebergang von einem Leben, so fröhlich und so frei als kaum je ein Kind es gelebt hatte, zu einem von Sorgen und widerstreitenden Gefühlen erfüllten Dasein, war zu viel für ein so junges und so sehr zum Nachdenken geneigtes, sinniges Wesen. Da auch nach der Ankunft in Neu-Orleans ihre Stimmung sich nicht aufheiterte, beschlossen ihre Eltern, sie für einige Zeit in die Erziehungs-Anstalt der Ursulinerinnen zu schicken, in der Hoffnung, daß die Gewöhnung an regelmäßige Beschäftigung und der Umgang mit Mädchen ihres Alters die trüben Nachwirkungen der jüngsten Erlebnisse verwischen würden. Das Ergebniß dieser Maßregel war anfangs nicht sehr befriedigend.

Viertes Capitel.

Zurück nach der alten Welt.

Ungefähr drei Monate nach den im vorhergehenden Capitel erzählten Ereignissen spielte eine Schaar von Mädchen verschiedenen Alters mit der ganzen Lebhaftigkeit, welche die Jugend und der französische Charakter nur verleihen können, unter den Orangenbäumen im Garten des Ursulinerinnenklosters. Zur Feier der Nachricht von der endlichen Niederwerfung des Indianer-Aufstandes war ihnen ein freier Tag bewilligt worden, und die Kinder zeigten in ihrer Weise ihre patriotische Begeisterung: Ein hübsches kleines Mädchen mit klugen Augen sprang auf eine Bank unter einem Bananenbaum, um an die sie umgebenden

Mitschülerinnen eine Rede zu halten. Emilie de Beauregard war bei ihren Gefährtinnen sehr beliebt; ehe sie den Mund öffnete, klatschte man ihr schon Beifall und gebot einander Stille.

„Meine Damen!“ fing sie an, „erhebt in Freude euere französischen Herzen! Unsere Landsleute haben einen glorreichen Sieg erfochten! Das königliche Banner mit den weißen Lilien von Frankreich weht über den Trümmern der Sonnenstadt.“ Allgemeiner Beifall begrüßte diesen Eingang. Die Rednerin, angeeifert durch den Erfolg, fuhr fort: „Der Feind liegt vernichtet im Staube. Er wagte es, Franzosen zu ermorden; nun aber hat die Rache ihn ereilt und die Ströme sind gefärbt von seinem Blute.“

„Das hat sie aus der Geschichtsstunde behalten,“ flüsterte Julie d'Artaban ihrer Nachbarin Rosa Perrier zu.

„Thut nichts — sei stille!“ antwortete die Tochter des Gouverneurs. „Es ist eine schöne Rede.“

„Die Häuser dieser Ungeheuer wurden eine Beute der Flammen — kein Kornfeld, kein Orangengarten ist übrig in dem Thale, wo französisches Blut vergossen wurde. Diese Indianer, die so grausam wie die wilden Thiere sind, werden jetzt selbst ohne Gnade zu Tode gehetzt. Ihre Fürsten, die Kinder der Sonne, wie sie sich nennen, sind alle erschlagen oder als Sklaven verkauft. Nicht ein einziges ihrer dunkelfarbigen Gesichter wird man jemals wiedersehen in dem Lande, wo sie geboren sind.“

Das war zu viel für eine der Zuhörerinnen. Mina d'Auban stürzte mit blitzenden Augen und hochgerötheten Wangen herbei, faßte die Bank und stürzte sie um, so daß die Rednerin rücklings auf das Gras fiel. Fräulein de Beauregard war begreiflicherweise sehr zornig über diesen

Angriff, und ihre bewundernden Freundinnen noch mehr. „Du unartiges Mädchen! Wie boshaft von dieser indianischen Prinzessin!“ erschallte es von allen Seiten. Letzteres war Mina's Spitzname in der Schule. „Pfui, Fräulein!“ rief Julie d'Artaban, während das Töchterchen des Gouverneurs, welches bereits großartige Begriffe von dem Strafamte der Obrigkeit hatte, zur Schwester Gertrude, der Klassenlehrerin, lief, um sie herbei zu holen.

Die sanfte Nonne fand Mina weinend inmitten ihrer aufgeregten Gefährtinnen, welche alle von der Gewaltthätigkeit, die sie verübt hatte, Zeugniß ablegten.

„Sie warf Emilie nieder, weil sie uns die guten Nachrichten von dem großen Siege der Franzosen erzählte.“

„Es ist unmöglich, mit Fräulein d'Auban zu spielen,“ sagte eine andere. „Sie geräth in Wuth, wenn wir sagen, daß wir unsere eigenen Landsleute lieber haben als die Indianer und Neger.“

„Sie behauptete, alle Indianer seien Ungeheuer,“ entgegnete Mina schluchzend; „und sie muß selbst ein Ungeheuer sein, um so etwas sagen zu können. Einige von ihnen sind sehr gut, — besser als die Weißen.“ Es erfolgte ein allgemeines Gelächter, das ihre Entrüstung noch erhöhte, und sie rief leidenschaftlich aus: „Ich hasse die Weißen!“

„Komm' mit mir, mein Kind,“ sagte Schwester Gertrude, „du weißt nicht, was du redest. Bleibe lieber nicht bei deinen Gefährtinnen, wenn du dich nicht beherrschen kannst. Geh jetzt in das Schulzimmer und warte dort, bis ich komme und mit dir spreche.“

Kummer und Entrüstung zerrissen das Herz des armen Mädchens; zudem machte ihr Gewissen ihr Vorwürfe über ihre Heftigkeit. Sie brachte es nicht über sich, ihren Mit-

schülerinnen zu vergeben oder innerlich mit ihnen Frieden zu schließen. Dieser Widerstreit bestand, seit sie in der Schule war. Für Mina war die Trennung von ihren Eltern eine schwere Prüfung gewesen. Diese hatten gedacht, der Verkehr mit französischen Kindern würde Mina von den schmerzlichen Gedanken an die Vergangenheit ablenken und ihrer entschiedenen Vorliebe für die Indianer ein Ende machen. Sie hatten aber nicht in Anschlag gebracht, welchen Eindruck auf ihr Gemüth der unverhehlte Abscheu hervorbringen mußte, den ihre Gespielinnen in Bezug auf diejenigen kund gaben, welche sie so sehr liebte. Diese Mädchen machten in ihrem Hasse keinen Unterschied zwischen den tückischen Natschehs und den guten christlichen Bewohnern von Illinois; und das stechende Gefühl der Ungerechtigkeit gab Mina's Erbitterung neue Nahrung. Es war nachgerade eben so natürlich, daß die kleinen Französinnen, von denen die meisten durch den Aufstand Verwandte und Freunde verloren hatten, einen Widerwillen gegen die Indianer empfanden, als daß Mina mit all ihren Erinnerungen an St. Agatha und ihrer Dankbarkeit und Liebe für Ontara und Perlfeder die Aeußerungen des Hasses schmerzlich empfand. Anstatt ihre mächtige Vorliebe für ihr Geburtsland und dessen Ureinwohner zu mindern, hatte ihr Aufenthalt im Kloster bisher nichts anderes bewirkt, als sie darin zu bestärken. Schmerzlich vermißte sie auch ihre frühere Freiheit; das Gebundensein an das Schulzimmer war ihr eine Pein. Daher kam sie oft in Ungnade bei ihren Lehrerinnen wegen Uebertretung der Hausordnung. Ihre Vergehen aber waren mitunter eigenthümlicher Art: zuweilen zog sie die Strümpfe aus, um baarfuß durch das Bächlein zu waten, das den

Garten durchfloß, oder sie kletterte auf die Bäume, um einen Blick auf das Meer zu thun, dessen Wasserspiegel sie an die grünen wogenden Felder ihrer Heimath erinnerte.

Als Schwester Gertrude in das Schulzimmer trat, fand sie Mina traurig und schweigsam. Allmälig aber entlockte ihr sanftes Wesen und ihr liebevoller Zuspruch dem Herzen des armen Kindes das Bekenntniß seiner Empfindungen. Die Nonne verstand sie, und während sie Mina ihrer Heftigkeit wegen tadelte, gab sie doch zu, daß man sie gereizt hatte, und bewies Theilnahme an ihrem Leide.

Nicht allein in der Schule wurde Mina's empfindsame Natur durch den Mangel an Mitgefühl verletzt; auch ihr Vater und ihre Mutter, die so furchtbar während der Tage ihrer Trennung gelitten hatten, vermieden unwillkürlich alles, was sie an jene Zeit gemahnte. Sie würden dem jungen Häuptling zu Liebe, der ihr Kind beschützt hatte, keine Anstrengungen gescheut und jedes Opfer gebracht haben, das in ihrer Macht stand. Auch beteten sie täglich für den braven Mann, der Mina's Rettung mit dem Tode bezahlt hatte. Allein die Nennung ihrer Namen rief die Erinnerung an so schreckenvolle Auftritte zurück, daß ihnen davor graute. Das Kind bemerkte dies, ohne es recht zu verstehen. Wiewohl ihm nie untersagt worden war, von ihnen zu sprechen, erkannte Mina mit richtigem Gefühl, daß dieser Gegenstand den Eltern nicht willkommen war. Niemand konnte errathen, wie viel das Kind unter diesem stillschweigenden Verbote litt. Auch St. Agatha wurde selten von den Eltern genannt. Die Mutter schien beunruhigt und traurig, wenn Mina von diesem geliebten Aufenthalte sprach.

Frau d'Auban beobachtete das Aussehen ihres Mannes mit täglich wachsender Angst. Sehnsucht nach seinem Vaterlande, ein Heimweh, wie es die Verbannten oft so unvermuthet erfaßt, verbunden mit den Anfängen einer durch die heftige körperliche Anstrengung und die Ueberspannung der Geisteskräfte herbeigeführten Krankheit, drückte schwer auf Oberst d'Auban's Gemüth. Mina wagte in seiner Gegenwart ihre Gedanken nicht mehr mit derselben Unbefangenheit auszusprechen, wie sie ehedem zu thun pflegte. In Bezug auf Ontara's Schicksal war nicht das Geringste zu ihrer Kenntniß gekommen. D'Auban hatte über die Königs-Familie der Natschehs alle erdenklichen Nachforschungen anstellen lassen. Er hatte genau erfahren, was aus den verschiedenen Gliedern derselben geworden war; nur über die beiden Jünglinge Ontara und Osseo ließ sich nichts ermitteln. Sie waren entweder umgekommen oder hatten bei einem weiter entfernt wohnenden Stamme Schutz gesucht. Es war auf ihre Gefangennehmung ein Preis ausgesetzt worden, weil man es für gefährlich erachtete, irgend einen der Verwandten der großen Sonne in Freiheit zu lassen. Auf seines Freundes dringende Bitten gab der Gouverneur nachträglich Befehl, daß, wenn man Ontara's habhaft würde, er mit Milde behandelt und sogleich nach Neu-Orleans gebracht werden solle.

Es war für Mina ein großer Trost, an jenem Tage, da die Sache zwischen ihr und ihren Mitschülerinnen zu einem Ausbruch gekommen war, der Schwester Gertrude ihre ganze Geschichte erzählen zu dürfen.

„Sie sehen, liebe Schwester Getrude," sagte sie, „ich bin eine Indianerin, obschon meine Haut weiß ist. Ich bin in Illinois geboren; und ich wollte, ich wäre braun

und hätte schwarze Augen und Haare, wie meine Landsleute."

„Aber, liebes Kind, da hast du Unrecht! Du bist eine Creolin und keine Indianerin. Deine Eltern sind Franzosen, und du solltest dich freuen, daß du ihnen gleichest."

„Das würde ich auch, wenn die weißen Mädchen die Indianer lieb hätten; aber sie hassen dieselben, und deshalb sollen sie auch mich hassen."

„Hassen! welch abscheuliches Wort im Munde eines Christen! Ich glaube nicht, daß deine Mitschülerinnen diese armen Leute wirklich hassen. In der That, ich hoffe du irrst: denn morgen werden wir sechs kleine eingeborene Waisen, deren Eltern in dem Aufstande den Tod fanden, in das Kloster aufnehmen. Sie sollten als Sklaven verkauft werden; aber unsere würdige Mutter hat sie von der Compagnie für sich erbeten, und wir werden sie im Christenthum erziehen. Heute Abend nach dem Nachtgebet will ich an unsere Kinder einige Worte richten und ihnen sagen, daß aus Liebe zu Christus sie diese kleinen Verlassenen willkommen heißen und sie lieb haben sollen. Aber Mina, mein Kind, du solltest auch bedenken, daß der Vater von Anna Mirepoix und der Bruder von Johanna Castel und der Onkel von Virginie d'Aumont durch die Hand der Rothhäute gefallen sind. Und wenn sie etwas sagen, das dich ärgert, so frage dich selbst, was du denken würdest, wenn dein Vater ermordet und deine Mutter in der Stadt der Natschehs lebendig verbrannt worden wäre."

Mina warf sich der Schwester Gertrud in die Arme und vergoß Thränen der Reue über ihr Vergehen, zugleich aber Thränen der Freude, daß die kleinen braunen Waisenkinder unter ein sicheres Obdach gebracht würden.

Von diesem Tage an begann ein neuer Abschnitt in ihrem Schulleben. Die Nonnen hatten richtig berechnet, daß der beste Weg, die Gefühle ihrer Zöglinge für die unglücklichen Eingeborenen zu sänftigen, der sein würde, ihr Mitleiden und ihre Theilnahme zu Gunsten der armen kleinen Indianerinnen anzuregen. Der Versuch gelang. Einige Tage später saß Emilie de Beauregard auf derselben Bank, von welcher sie mitten in ihrer Rede herabgestürzt worden war, mit einem braunen Kinde auf ihrem Schooß, während Mina vor ihr kniete und dasselbe mit einem Büschel Federn zu unterhalten suchte. Rosa Perrier und Julie d'Artaban stritten sich um den Besitz eines andern Indianerkindes. Alle Mädchen ließen sich von Mina indianische Worte lehren, um sich mit den kleinen Wilden verständigen zu können, die förmlich die allgemeinen Lieblinge geworden waren. Was Mina anbetraf, so war sie Allen eine Mutter; die zarten Geschöpfe hingen an ihr mit instinctmäßiger Zuneigung. Während der Schulzeit saßen sie oft regungslos zu ihren Füßen, mit jener Sanftmuth, welche selbst schon in der Kindheit den indianischen Stämmen eigen ist, und in den Freistunden liefen sie ihr nach wie die kleinen Hündchen. Alle Süßigkeiten, die Mina bekam, wurden den kleinen Indianerinnen gegeben, und die einzigen Geschenke, worauf sie Werth legte, waren Spielsachen und Kleider für ihre kleinen Schützlinge. Bei dieser neuen Beschäftigung hob sich ihre Gesundheit und ihre Stimmung zusehends. Mina wuchs ungemein rasch, war aber dabei nicht sehr kräftig; ihre frische Farbe kehrte jedoch zurück, und auf ihrem lieblichen Gesichte ruhte wieder ein heiteres Lächeln.

Es gibt Menschen, welche dazu bestimmt scheinen, auf

Erden keine bleibende Stätte zu haben; sei es, daß sie umherziehende Arbeiter sind oder geschäftige Müßiggänger. Während ihres ganzen Lebens wandern sie von einem Orte zum andern, als ob der über den ewigen Juden ausgesprochene Fluch auf ihnen läge. An ihrem Geburtsort kennt man sie nicht mehr; nie wieder besuchen sie die Heimath ihrer Kindheit, den Schauplatz ihrer Jugend. Jede örtliche Anhänglichkeit, welcher sie Raum geben, wird im Keime zerstört. Der Vorhang fällt über eine Scene ihrer Pilgerfahrt nach der andern, und das Wort „Ende" liest man fast auf jeder Seite ihrer Lebensgeschichte. Einige nennen das ein widriges Geschick. Andere erkennen in den einzelnen Vorkommnissen eines solchen Lebens die Hand der Vorsehung, welche auserwählte Seelen vom Irdischen losschält und zur Selbstverleugnung heranzieht. „Hat der Christ ein Vaterland?" fragt Emilie de Guérin, und sie war ein Genie, vielleicht auch eine Heilige, ohne es zu wissen.

Aehnliche Gedanken, wiewohl in keine bestimmte Form gekleidet, durchwogten Frau d'Auban's Gemüth, als sie eines Abends mit ihrem Gemahl den Plan ihres künftigen Lebens besprach. Es war zwischen ihnen nahezu festgestellt, daß sie nach Frankreich zurückkehren würden. Sie hatte manche schlaflose Nacht, manche sorgenvolle Stunde zugebracht, bevor sie sich entschloß, diese Reise in Vorschlag zu bringen. Es war indessen unverkennbar, daß der Zustand des Obersten sich verschlimmerte, und daß allein unter einer vorzüglichen ärztlichen Behandlung noch Aussicht auf Heilung war. Die Aerzte in Neu-Orleans hatten erklärt, daß binnen der nächsten Monate eine Operation vonnöthen sein würde, und sie konnte den Gedanken nicht fassen, dem ungeübten Chirurgen der Colonie ihren

Mann anzuvertrauen. Es schien nur zu wahrscheinlich, daß er in Zukunft den Mühen und Beschwerden des Pflanzerlebens nicht mehr gewachsen sein würde. Das Klima von Louisiana verzehrte seine Kräfte und verschlimmerte sein Leiden. Die starkmüthige Frau zauderte nicht lange; mit einem freundlichen Lächeln schlug sie ihm vor, die Niederlassungen zu verkaufen, — St. Agatha aufzugeben! Die Grundstücke waren während der letzten zehn Jahre bedeutend gestiegen, und ihr Verkauf konnte eine Summe eintragen, welche eine kleine aber genügende Lebensrente abwerfen würde. Dieser Entschluß kostete Ueberwindung und Opfer. St. Agatha stand in Beziehung mit der einzigen glücklichen Periode ihres Lebens. An dieser geliebten Stätte war ihre Jugend wiedergekehrt. Dort war ihr die Gnade des wahren Glaubens und häusliches Glück in seiner Vollendung zu Theil geworden, dort war sie glücklich als Gattin und Mutter, von ihrer Umgebung fast vergöttert gewesen. Sie war über die Erde dahingewandelt mit aufrechtem Haupte, unentstellter Stimme und einem friedevollen Herzen. Kein Kummer, keine Sorgen hatten ihre Tage getrübt oder ihre nächtliche Ruhe gestört, während sie im grünen Schatten und unter den einfachen Bewohnern von St. Agatha lebte.

Seit ihrer Ankunft in Neu-Orleans war sie mehrmals von Schrecken erfaßt worden beim Anblick von Personen, deren Gesichter sie früher gesehen zu haben glaubte, und wenn die Augen eines Unbekannten ihr auf der Straße folgten — und dies geschah oftmals, denn ihre Schönheit war blendender als selbst in ihrer Jugend, alle ihre Bewegungen waren voll Anmuth und ihre Gestalt die einer Königin, — dann eilte sie raschen Schrittes davon oder

zog ihren Schleier herab. Altes Herzeleid kehrte wieder, Gedanken an die Vergangenheit drängten sich öfters ihrem Geiste auf. Den Tod ihrer Schwester erfuhr sie gelegentlich und konnte nicht einmal mit Mina von ihrem Schmerze sprechen.

Ihr Aufenthalt in Neu-Orleans war ein Vorgeschmack dessen, was künftighin ihr Loos sein würde, wenn einmal St. Agatha verkauft war. Mit diesem Schritte schloß sie wissentlich die Thore ihres irdischen Paradieses; allein sie wußte auch, daß, was zehn Jahre ein Paradies für sie gewesen war, es nicht länger sein konnte. Weder ihr Mann noch sie selbst vermochten zu vergessen, was sie durchgemacht hatten. Es gibt Gedankenbeziehungen, die sich nicht lösen lassen. Die Bewohner, die Sprache, selbst die Naturschönheiten von America konnten ihnen nicht mehr sein, was sie vordem gewesen. Nein, es war nicht ein Opfer, das sie brachte — bei reiflichem Nachdenken wurde ihr das klar, — es war nur die Besiegelung eines unwiderruflichen Urtheilsspruches.

Die Nachrichten aus Europa beschwerten ihr Gemüth ebenfalls mehr und mehr. Zwei Jahre waren vergangen, seit die Kunde vom Tode des Czars Peter in die Colonie gelangt war; und nun war eben die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Katharina eingetroffen. D'Auban hatte dieselbe eines Abends im Hause des Gouverneurs gehört und war nach Hause geeilt, sie seiner Frau mitzutheilen.

Sie fragte beklommen: „Und was weiß man von meinem Sohne?“

„Er ist zum Kaiser ausgerufen worden, und Mentschikoff hat die Verantwortung für seine Person und die Zügel der Regierung in die Hand genommen.“

„O, nun verstehe ich, warum Katharina lieber ihm als der Prinzessin Anna die Krone hinterließ! Mein armes Kind! Was wird aus ihm werden in den Händen solcher Menschen wie Mentschikoff und die Dolgorucki? Wurde weiter nichts erzählt?“

„Nein, das war alles.“

Frau d'Auban's Lippen bebten. Sie nahm ihre Arbeit und eilte nach einer Terrasse, von wo aus man die Aussicht auf das Meer genoß; sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, in der Einsamkeit die eben erhaltenen Nachrichten zu erwägen. Die Gegenwart ihres Gemahls sogar war in diesem Augenblicke drückend für sie. Das verlassene Kind hatte die Oberhand in ihrem Gemüth; die Aenderung seines Geschickes erzeugte in ihrem Innern neue Gedanken der verschiedensten Art. Er war nunmehr Kaiser, Czar aller Reußen, dieser Jüngling, dessen Angesicht zu erblicken sie sich sehnte. Sie stellte sich vor, wie das Volk jauchzte, als man ihn zum Kaiser ausrief. Sie wähnte den Zuruf: „Lang lebe Peter der Zweite!“ in dem Geräusche der Wellen zu hören, die sich sanft am Ufer brachen. Dann wieder fragte sie sich, ob er wohl je seiner Mutter gedenke, ob er wohl ihr Bild zu betrachten pflege, und ob dieses Bild an derselben Stelle hänge wie ehedem: über dem Lager, wo sie gesessen hatte, als das Kind ihr zum letzten Male gebracht worden war. Auf dem Rahmen stand ihr Name: Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, geboren 1692. War wohl ihr Todestag beigefügt worden?

„Er sieht mein Bild,“ sprach sie vor sich hin; „und wenn er zur Kirche geht, so erblickt er meine Gruft. Ob er mich jemals in seinen Träumen sieht? Ich habe oft sehr deutlich von ihm geträumt und bin erwacht, gerade da er zu mir

sprechen wollte. O, mein kaiserlicher Knabe, mein junger Czar, mein gekröntes Kind, du würdest vielleicht die Hälfte deines Reiches darum geben, eine Mutter zu haben, an deren Brust du dein junges, blondgelocktes Haupt legen könntest, in deren Armen du Schutz fändest gegen böse Menschen und geheime Feinde! Und warum sollten wir uns nie wiedersehen? Weshalb sollte die zwischen uns liegende Kluft nicht überschritten werden können, jetzt, da der Czar todt ist und auch die Kaiserin, und mein Sohn mein eigenes Kind an ihrer Statt regiert?"

Indem diese Gedanken ihr Gemüth durchzogen, empfand sie ein glühendes Verlangen, nach Europa zurückzukehren. Nicht, als ob sie daran gedacht hätte, ihren Rang wieder einzunehmen; sie schauderte bei dem Gedanken, ihr Dasein zu enthüllen, und erbebte vor der Gefahr und dem Elende, das solch ein Schritt für sie und ihren Gemahl nach sich ziehen könnte. Erachtete doch die alte Welt, gleich dem Minister Talleyrand, Fehler für schlimmer als Verbrechen, und eine unebenbürtige Ehe für erniedrigender als die Sünde. Lieber wäre sie gestorben, als ihre Vermählung zu verleugnen; aber im Geheimen vielleicht durfte sie es wagen, ihrem Sohne sich zu nahen. Wenn die Gräfin Königsmark noch am Leben war, — seit zwei Jahren hatte sie nichts mehr von ihr vernommen, — so konnte dem jungen Kaiser das Nöthige mitgetheilt werden, um ihr, nicht ihre Stellung neben dem Throne, aber den Platz der Mutter in seinem Herzen wiederzugeben.

Sie sprach mit ihrem Manne von ihren unbestimmten Ideen und Hoffnungen, von den zwiefachen Gründen, welche sie nun hatte, nach Frankreich zurückzukehren. Endlich war der Entschluß gefaßt. D'Auban hatte

lange Zeit geschwankt; er mißtraute seiner eigenen innigen Sehnsucht, sein Vaterland wieder zu sehen, und fürchtete die Folgen der Rückkehr nach Europa für seine Frau. Ein unvorhergesehener Umstand, welcher zu jener Zeit eintrat, den er ihr aber vorenthielt, beschleunigte seine Einwilligung.

Er hatte seiner Frau nie von den Befehlen gesprochen, welche von Europa aus erlassen worden waren, alle des Raubes der Juwelen der Großfürstin verdächtige Personen zu verhaften. Die Gerüchte, welche in Bezug auf Frau von Moldau und Herrn de Chambelle in Umlauf waren, schienen in Vergessenheit gekommen zu sein; aber der Oberst fühlte sich in dieser Beziehung niemals ganz beruhigt. Gerade um jene Zeit begegnete ihm auf der Straße Herr Reinhard, derselbe Mann, der hauptsächlich thätig gewesen war, jene Gerüchte zu verbreiten. Am folgenden Tage sah ihn d'Auban das Haus umschleichen, als wolle er dessen Bewohner beobachten. Dieser Umstand bestimmte den Oberst, die Colonie zu verlassen. Es fand sich ein Käufer für die vereinigten Niederlassungen; er veräußerte sie, und es wurde vereinbart, daß die Kaufsumme einem Banquier in Paris übermittelt werden sollte.

Auf dem nächsten Schiffe, das von Neu-Orleans absegelte, wollten die Gatten nach Frankreich zurückkehren. Ihre Absicht war, zunächst die zur Heilung des Obersten erforderliche Zeit in Paris zuzubringen. Später, nachdem d'Auban seine Gesundheit wieder erlangt haben würde, wollte er sich um eine Staatsanstellung in einer der von Frankreich abhängigen Besitzungen bewerben. Die Dienste, welche er während des Aufstandes geleistet hatte, berechtigten ihn, meinte er, zu einem solchen Posten; auch hatte er Freunde, von denen er hoffen durfte, daß sie ihm behülflich sein

würden, seine Ansprüche geltend zu machen. Seine Frau nährte nebenbei manchen romantischen Gedanken, manche Träumerei von einer Reise nach Rußland und einer geheimen Unterredung mit ihrem Sohne. Sie hegte solche jedoch nur in der Stille; selbst ihr Mann wußte nicht, wie sehr sie auf die Verwirklichung derselben rechnete.

Mit tieferm Kummer, als der eines Kindes zu sein pflegt, hafteten Mina's Augen auf der Küste von America, während die „Stadt Paris“ die Anker lichtete und der Wind die Orangendüfte aus den Gärten der französischen Colonisten herüberwehte. Ihre Mutter seufzte, als sie die Thränen sah, welche des Mädchens Augen füllten, und voll Besorgniß fragte sie sich, ob ihre Tochter gleich ihr selbst bestimmt sei, stets ein Pilgrim zu sein auf dieser Erde.

„Ein Jahr — so sagtest du, nicht wahr, Mutter?“ flüsterte Mina, indem sie sich bemühte zu lächeln. „Ein Jahr, und dann kehren wir nach St. Agatha zurück?“

Frau d'Auban streichelte ihr die Wangen, ohne zu antworten. Sie wünschte den Verkauf von St. Agatha vor ihr geheim zu halten, bis der Anblick anderer Länder neue Interessen geweckt und die Frische ihrer Erinnerung abgeschwächt haben würde.

„Nach einem Jahre wird Papa ganz gesund sein, und dann können wir zurückkehren. Welcher Jubel wird dann in der Mission sein, wenn wir wiederkehren! Alle werden uns entgegenkommen mit Blumengewinden und Gesängen, wie sie zu thun pflegten, wenn der gute Pater Maret und die Jäger aus den Wäldern heimkamen. O, wie glücklich werden wir sein!“

Sie hoffte gegen die Hoffnung — das arme Kind. Im Stillen argwöhnte sie die Wahrheit und sprach nur

in dieser Weise, um sich selbst zu beruhigen. Da ihre Mutter keine Antwort gab, schlich sie hinweg und setzte sich allein in einem andern Theile des Schiffes nieder. Ihr Vater ging sie zu suchen; sie warf sich ihm in die Arme, barg ihr Gesicht an seiner Brust und weinte. Aber als sie das Köpfchen wieder erhob, hatte sie ihren Schmerz niedergekämpft und erfreute sein Herz mit einem strahlenden Lächeln. Die Geistesstärke, welche ihr von Kindheit an die Herrschaft über ihre Gespielen verschafft hatte, war während der letzten zwei Jahre nach einer andern Richtung gelenkt und ausgebildet worden. Die Prüfungen ihrer Schulzeit hatten sie gelehrt, sich selbst zu beherrschen.

Die Ankunft an einem Orte, den wir seit vielen Jahren nicht mehr gesehen haben, der Anblick von Gegenständen, die in unserer Jugend uns bekannt waren, von Dingen, die wir wiedererkennen, von andern, welche sich verändert haben und dem unserer Erinnerung eingeprägten Bilde unähnlich geworden sind, hat gewöhnlich einen Anhauch von Wehmuth im Gefolge — zuweilen nur von wohlthuendem Ernst, zuweilen von finsterer Trauer. Wenn unser Auge auf einer friedlichen Landschaft ruht, oder auf einer schönen, weiten Aussicht über Meer und Land, oder auf einem halbwegs zwischen uns und dem Himmel emporragenden Gebirgszuge, dann sind solche Erinnerungen weit weniger niederschlagend, als wenn sie mit dem Aufenthalte geschäftiger Menschen und den breiten Heerstraßen des Lebens in Verbindung stehen. Wenn wir in einer großen Stadt einen Gasthof betreten und nichts zu thun haben, als niederzusitzen und nachzudenken, wenn jeder Anblick, jeder Laut uns bekannt und fremd zugleich ist,

wenn wir inmitten der stets auf- und niederwogenden Menschenfluth eine lange Zeit allein bleiben, so wird das Gefühl der Vereinsamung uns schmerzlich drücken. Kein Buch liegt auf unserm Tische; Niemand klopft an unsere Thüre; der Postbote bringt keine Briefe. Wagen rollen durch die Straßen, allein sie halten nicht an; mechanisch horchen wir auf ihr stärker und wieder schwächer werdendes Gerassel, während es näher kommt, vorüberzieht und verhallt. Wir treten an's Fenster und beobachten die Vorübergehenden, die alle irgend ein Ziel verfolgen; und es ist uns zu Muthe, als ob nur wir allein auf der Welt nichts zu thun hätten, als ob wir für jetzt am Ufer des großen Stromes des menschlichen Lebens gestrandet wären.

Herr und Frau d'Auban empfanden die überwältigende Macht dieses Gefühls an dem Tage, da sie in einer kleinen Wohnung ihren Aufenthalt nahmen, welche ein Bekannter in einer der altmodischen Straßen des Faubourg St. Germain für sie gemiethet hatte. Wiederum sich in Paris zu finden und zusammen dort zu sein, das kam ihnen so außerordentlich vor. Das alltägliche Aussehen aller Dinge, die sie umgaben, war an sich schon ungewöhnlich für sie. D'Auban fühlte sich sehr müde von der langen Reise, und Mina desgleichen. Er setzte sich an das Fenster und verfiel in Nachsinnen. Mina nahm Platz auf einem Schemel zu seinen Füßen und beobachtete düstern Blickes die Wagen und Fußgänger. Hierauf zog sie ihre Brieftasche hervor und schrieb folgende Bemerkung hinein:

„Am 5. August 1730. Wir sind so eben in Paris angekommen. Es ist ein sehr häßlicher, trauriger Ort — ganz anders als Illinois oder Louisiana; es ist gleichsam ein großer Wald von Häusern. Die Menschen haben

diesen Wald gemacht, der allmächtige Gott aber die großen Wälder der neuen Welt; das Werk Gottes gefällt mir besser. Papa und Mama sehen nicht glücklich aus, und ich finde Frankreich sehr häßlich. Ich stimme nicht überein mit Maria Stuart, welche sagte: »Lebe wohl, du schönes Frankreich.« Ich sage mit einem tiefen Seufzer: »Grüß Gott, trauriges Frankreich." Sie hatte das wunderschöne Frankreich, wo ich geboren bin, nie gesehen — das Land, wo ich unter den Fichtenwäldern im Grase ruhte und durch die grünen Zweige das Spiel der Sonnenstrahlen beobachtete — wo Jedermann freundlich gegen uns war. Ich möchte zurückkehren ....."

Sie ließ den Bleistift aus der Hand fallen und lehnte das Köpfchen an die Kniee ihres Vaters. So schlief sie ein. Er hob die Brieftasche vom Boden auf und las, was sie geschrieben hatte. Fast traurig war das Lächeln, das über seine Lippen flog; dann nahm er seine Tochter in die Arme und trug sie in's Nebenzimmer, wo er sie auf ein Bett legte, ohne sie aufzuwecken.

Inzwischen hatte Frau d'Auban ihren Reiseanzug abgelegt und packte ihre Sachen aus. An einem Spiegel vorübergehend, blieb sie plötzlich stehen und beschaute sich aufmerksam. Sie war noch immer eine sehr schöne Frau, und der Ausdruck ihrer unvergleichlichen Augen war lieblicher denn je, — aber das konnte sie nicht beurtheilen. Es fiel ihr auf, daß sie viel älter aussah, und daß Jemand, der sie in frühern Jahren gesehen hatte, sie schwerlich wiedererkennen würde. Wie thöricht bin ich, dachte sie, die Menschen so sehr zu fürchten! Ich will mich bemühen, zu sein und zu handeln wie andere Leute; ich will meine Schüchternheit ablegen und meines Mannes Freunde

kennen lernen. Wenn sie mich nach meinem Mädchennamen fragen, was werde ich sagen? Sie lächelte vor sich hin und sagte halb laut: „Fräulein Désillinois.“

Als sie in das Wohnzimmer trat, erhob ihr Mann langsam den Kopf und sagte: „Ich möchte nachgerade wissen, wozu wir hieher gekommen sind.“

Sie blickte ihn bestürzt an und, sich neben ihn setzend, antwortete sie: „Ich wollte hieher kommen, weil mir an deiner Gesundheit mehr liegt als an allem andern auf der Welt. O, du lieber, theuerer Mann!“ rief sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit, „Freund, der mir mehr als treue Freundschaft bewies! Was wäre mein Leben ohne dich?“

„Mit nichten,“ entgegnete d'Auban mit trübem Blick und erregter Stimme: „Ich hätte dich nicht heirathen, ich hätte darauf bestehen sollen, dich zu deinen Verwandten zurückzuführen.“

„Wie kannst du so sprechen?“ versetzte seine Frau fast ungeduldig. „Das war ja unmöglich.“

„O, ich weiß das nicht recht. Selbstische Leidenschaft täuscht uns oft, und das Glück verhärtet das Herz. Während jener vielen Jahre der Wonne kam es mir nie in den Sinn, daß ich unrecht an dir gehandelt hätte; allein seit ich krank bin und du dich mit meiner Pflege so abmühst, seit den entsetzlichen Gefahren, welche du vor zwei Jahren durchgemacht hast, verfolgt mich eine furchtbare Selbstanklage. Dies war es nicht minder als das Klima, was mich krank machte.“

„Und du sagtest mir kein Wort davon, daß du solche böse, solche unsinnige Gedanken hegtest! O, Henri, das kann ich dir kaum verzeihen ....“

„Was hätte es geholfen, davon zu sprechen? Habe ich dich nicht durch unauflösliche Bande an mich gefesselt? Habe ich nicht ein unwiderbringliches Unrecht an dir begangen? Freilich! so lange alles um dich herum schön und glänzend war, und ich jede Stunde des Tages für dein Glück arbeiten und Plane machen konnte; so lange Alle, die dir nahten, dich verehrten und liebten — wie dieses liebe Kind vor einem Augenblick in ihr Tagebuch schrieb — da erschien mir unser Verhältniß nicht in diesem Lichte. Ich bedauerte dich keineswegs ob des verscherzten Ranges, den du auch jetzt noch einnehmen könntest, wenn ich nicht wäre. Aber hier in dieser geringen Wohnung, wo Niemand deine Ankunft beachtet, Niemand dich willkommen heißt — dich, die sonst in einem Palaste gewohnt und Fürsten und Edelleute zu ihren Füßen gesehen haben würde, — wenn ich bedenke, was du mit mir und für mich zu leiden haben wirst .... O, mein theueres Herz, das kann ich nicht tragen ....“

Seine Frau legte ihre Hand auf die seine und in ihrer Stimme war ein Anklang von aufwallender Zärtlichkeit, als sie entgegnete: „Henri, solche Gedanken mußt du verbannen; unterdrücke sie wie eine gefährliche Versuchung. Sie schmerzen mich, sie thun mir wehe. Was ist für eine Frau nächst dem Glauben an Gott Seine höchste Gabe? Ist es nicht die Liebe eines edeln Herzens? Alles, was ich von Glück auf Erden kennen lernte, hatte seine Wurzel in dir, und die Hoffnung auf den Himmel eröffnete sich mir durch deine Vermittelung. Du hast mich belehrt, getröstet, unterrichtet und geleitet. Du hast mir das Leben gerettet — ach! um welchen Preis, das weiß Gott und auch ich. Was raubte dir deine Kraft, was zerstörte

deine Gesundheit? Wie kannst du mir von meinen Verwandten, von Fürsten und Palästen reden? Henri, bist denn nicht du das Licht meiner Augen, der Trost meines Herzens, mir theuerer und lieber als zehn Söhne? O, Gott, vergib mir!“ rief sie leidenschaftlich aus und fiel auf die Kniee nieder; „vergib mir, wenn ich eines deiner Geschöpfe zu sehr geliebt, — wenn ich in meinem Glücke nicht genug meines armen Kindes gedachte, — wenn Armuth und Sorge mit meinem Gemahl mir selbst jetzt Freude dünkt im Vergleich zu dem glänzendsten Loose auf Erden ohne ihn! O, Henri,“ rief sie aus, sich wieder zu ihm wendend, „du mußt meine Liebe schlecht gekannt haben, daß du so zu mir sprechen konntest, wie du eben gethan! Sage niemals wieder, du habest nicht gerecht an mir gehandelt: ich kann es nicht ertragen!“

D'Auban war tief bewegt; er ergriff ihre Hand. „Vergib mir, Geliebte, vergib mir!“ rief er aus. „Ich bedachte nicht, daß ich dich so aufregen würde; aber bevor du gesprochen hattest, durchzuckte mich der wilde Gedanke, daß ich mich jetzt selbst der Gefahr aussetzen müßte, von dir getrennt zu werden, — daß ich deinen Namen und Rang bekannt machen und auf meine Rechte verzichten sollte. Ja, ich dachte, dieses möchte meine Pflicht sein; ich verdiente nicht den Segen, dich zu besitzen.“

„Was sind das für Reden, mein Henri! Welcher böse Geist hat diesen fluchwürdigen Gedanken meinem Gatten in die Ohren geflüstert? Er ist nicht in dein Herz eingedrungen — mein eigenes Herz sagt es mir. O, verhaßtes Frankreich! abscheuliches Europa! vergiftete Luft der alten verderbten Welt! Besser, wir wären beide von der Hand der Natschehs gestorben, besser zu Grunde gegangen in dem

Lande, wo wir uns zuerst kennen und lieben lernten, als daß du wähnen solltest, eine Trennung von dir sei möglich! Höre mich, Henri. In den ersten Tagen unseres Glückes, da noch kein graues Haar auf deinem Haupte und dein Arm so stark war, daß du mich gleich einem Kinde über die Bäche von St. Agatha tragen konntest, da würde ich mich für keinen Preis von dir getrennt haben, nicht aus Liebe zu meinem Sohne, nicht für irgend etwas in der Welt. Und du glaubst, jetzt würde ich es thun, nachdem du deine Kraft für mich verzehrt hast, nachdem ich während dreizehn segenvoller Jahre dich täglich mehr lieben lernte? Bedenke, daß Gott gesagt hat, derselbe Gott, den du mich kennen und lieben lehrtest: der Mensch solle nicht scheiden, die Er zusammengeführt hat! Aber sind wir nicht beide Thoren? War es nicht thöricht von dir, mich ohne Noth so zu erschrecken, und thöricht von mir, es so zu Herzen zu nehmen und dir so ernsthaft zu antworten?"

„Wirklich," sagte d'Auban mit einem halb heitern, halb traurigen Lächeln, „ich glaube, es war ein Anfall von Wahnsinn. Und dennoch...."

„Eine gute Nachtruhe wird dich von deinen Grillen heilen. Morgen mußt du deinen Freund, Herrn d'Orgeville, besuchen und ihn und Frau d'Orgeville darauf vorbereiten, deine Frau kennen zu lernen. Wir müssen uns auch nach einem geschickten Arzte erkundigen, den wir zu Rathe ziehen können. Dann fangen wir an, etwas von den Merkwürdigkeiten dieser wunderbaren Stadt zu sehen. Mina und ich werden Alles anstarren, als wären wir Wilde. Es ist auch nothwendig, daß ich die französische Haushaltung ein wenig kennen lerne. Unsere Hausfrau wird mich darin einweihen. Sie versprach, uns morgen früh den Weg nach

St. Sulpice zu zeigen. Du mußt liegen bleiben und ausruhen. Mina wird sich in Paris heimisch fühlen, wenn sie einmal in der Kirche gewesen ist, und dann auch die Stadt nicht mehr so häßlich finden, wie sie es noch thut."

D'Auban lächelte und schien etwas zufriedener. Während der übrigen Abendstunden betrachtete er mit Wohlgefallen die leichten und anmuthigen Bewegungen seiner Frau, wie sie von einem Zimmer in das andere ging, ihre Kleider und Bücher auspackte und der düstern Wohnung allmälig ein freundlicheres Ansehen gab. Er fand sie so vornehm aussehend, und es schien ihm undenkbar, daß die Welt den Stempel des Königthums nicht erkennen sollte, den ihre weiße Stirne und ihre anmuthige Gestalt augenscheinlich trug.

Am folgenden Morgen ging er nach dem Hôtel d'Orgeville und wurde in denselben Salon geführt, wo er vor vielen Jahren zu jeder Tagesstunde Zutritt hatte. Kaum ein Möbel war von der Stelle gerückt worden, so viel er sich erinnerte. Die rothen Sammtcanapees und die Stühle mit den hohen Lehnen; der Armsessel, in welchem die Hausfrau zu sitzen pflegte, wenn sie Abends Besuche empfing; die alterthümlichen Schränke mit Flügelthüren und die mit chinesischem Porzellan wohlgefüllten Etagèren; die Gemälde an den Wänden — alles sah noch gerade so aus wie an dem Abende, da er mit Herrn de Mesme und Herrn Maret über Auswanderung gesprochen und zum ersten Male ernstlich daran gedacht hatte, sich in America anzusiedeln.

Als Frau d'Orgeville in das Zimmer trat, fiel ihm auf, daß, wenn auch nicht ihre Möbel, doch ihr Gesicht Zeugniß gebe für die Zeit, welche seit ihrer letzten Begegnung vergangen war. Ihr Haar war weiß geworden, und

Schminke vertrat die frühere Jugendfrische. Nichts konnte indessen herzlicher sein als ihre Begrüßung.

„Ah, mein theuerer Oberst," rief sie aus, seine beiden Hände ergreifend, „wie glücklich bin ich, Sie zu sehen! Welch eine Ewigkeit, seit wir uns nicht mehr sahen! Und wie vieles hat sich in der Zeit ereignet! Sie sehen aber nicht wohl aus."

„Ich bin auch nichts weniger als gesund," antwortete er. „Wir Colonisten gehen darauf aus, uns ein Vermögen zu machen, gnädige Frau, und kommen oft um unsere Gesundheit, welche doch das höhere von diesen beiden Gütern ist."

„Und haben Sie sich ein Vermögen gemacht?"

„Keines, dessen ich mich rühmen könnte; ein bescheidenes Auskommen, meine verehrte Freundin, mehr nicht. Der Aufstand der Natschehs hatte gerade zu der Zeit, da ich verkaufen mußte, den Grundbesitz in Neu-Frankreich entwerthet. Sobald ich wieder wohl bin, beabsichtige ich, mich um eine Anstellung in den Colonieen zu bewerben — wo möglich auf den Antillen."

„Sie sind also nicht gesonnen, nach Louisiana zurückzukehren?"

„Nein, gnädige Frau, wenn ich anders kann."

„Darüber wundere ich mich eigentlich nicht, nach allem, was Sie durchgemacht haben, und nach den schrecklichen Scenen, wovon Sie Zeuge waren. Ich habe gehört, wie Ihre Frau und Tochter beinahe das Leben verloren hätten, wenn Sie nicht gerade rechtzeitig gekommen wären, um ihre und der andern Gefangenen Rettung zu erkämpfen. O, man sprach hier viel von diesen Ereignissen! Sie gelten als ein wahrer Held. Alle Leute werden Sie zu sehen wünschen; ich weiß

im voraus, daß Sie der Löwe des Tages werden. Herr Maret zeigte uns den interessanten Bericht, den Sie ihm über den Tod seines Bruders geschrieben haben. Nebenbei gesagt, Sie werden ihn treffen, wenn Sie heute Abend zu uns kommen. Er kann Ihnen bezüglich der Anstellung, welche Sie suchen, von Nutzen sein. Er steht gegenwärtig bei dem Prinzen Condé hoch in Gunst."

D'Auban konnte ein Lächeln nicht unterdrücken — es war noch immer so ganz dieselbe Geschichte wie in frühern Jahren.

Bevor er Zeit hatte zu antworten, fuhr Frau d'Orgeville fort: „Und nun erzählen Sie mir etwas von Ihrer Heirath. Frau d'Auban ist eine Französin, nicht wahr?"

„Ihre Mutter war eine Deutsche. Der Name ihres Vaters war de Chambelle. Sie haben von dieser Familie wohl niemals sprechen hören; ich kann Sie jedoch versichern, daß meine Frau aus einem sehr guten Hause abstammt."

„Und auch eine gute Partie war, hoffe ich?"

„Sie brachte mir als Mitgift eine Niederlassung von einigem Werthe, welche, wenn meine Gesundheit mir gestattet hätte, in Neu-Frankreich zu bleiben, sich als sehr einträglich erwiesen haben würde. Allein wir verkauften alles, bevor wir America verließen."

„Und Sie haben eine Tochter?"

„Ja, eine kleine Creolin von zwölf Jahren, die aber aussieht, als zählte sie wenigstens fünfzehn. Ich hoffe, Sie werden mir erlauben, sie Ihnen vorzustellen."

„Mit großem Vergnügen. Da fällt mir eben ein, daß mein Wagen angespannt ist. Gestatten Sie mir, Sie nach Hause zu fahren; dann kann ich vielleicht gleich die Ehre haben, Frau d'Auban's Bekanntschaft zu machen."

Der Oberst willigte ein. Er dachte, je eher seine Frau ihre Scheu vor dem Zusammentreffen mit Fremden überwinden lerne, um so besser sei es; und seine vertrauten Freunde mußte sie jedenfalls kennen lernen. Frau d'Orgeville wünschte sich ihrem alten Freunde auf jede Weise gefällig zu zeigen; dabei war sie aber auch sehr neugierig, seine Frau zu sehen. Einige ihrer Bekannten, welche in Neu-Orleans gewesen waren, hatten mit Bewunderung von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gesprochen; sie hatte aber kein Vertrauen in deren Geschmack und wollte sich selbst überzeugen, bevor sie die Dame in ihr Haus einlud.

Sie fand sich in Erstaunen gesetzt, nicht sowohl durch Frau d'Auban's Schönheit als durch ihr feines und vornehmes Benehmen und das reine und gewählte Französisch, das sie sprach. Mit dem Freimuth der Pariserinnen und dem Vorrechte, welches Leute sich nehmen, die in ihrem Kreise die erste Rolle spielen, alles zu sagen, was ihnen eben in den Kopf kommt, rief sie aus: „Guter Gott, wie schön sind Sie, Frau d'Auban! Und was für ein ausgezeichnetes Französisch sprechen Sie! Ganz und gar die Sprache des Hofes, nur mit einem leichten Schatten von deutscher Aussprache. Und vollends Ihre Haltung, Ihre Stimme, Ihre ganze Erscheinung! Auf Ehre, man sollte sagen, Sie hätten immer in Paris gelebt."

Frau d'Auban lächelte; aber Mina, welche in diesem Augenblicke von ihrem Vater in's Zimmer geführt wurde, hörte diese Lobeserhebungen und nahm sie sehr übel auf. „Warum sollte denn Mama nicht schön sein," dachte sie, „und warum sollte sie nicht in jeder Hinsicht ausgezeichnet sein, obgleich sie nicht in diesem unausstehlichen Paris gelebt hat?" Mina gehörte zu denjenigen Schönheiten, welchen der

Zorn eben so gut läßt wie das Lächeln. Frau d'Orgeville küßte sie auf beide Wangen und nannte sie eine reizende Creolin. Der Ausdruck der Entrüstung, welchen ihr Gesichtchen zeigte, machte sie so wunderschön, daß die Dame während der ganzen Dauer ihres Besuches den Blick nicht von ihr abwenden konnte. „Sie ist eben so schön wie die Marquise de Prie," dachte sie, „und hat dabei einen Ausdruck von Unschuld und Seelenreinheit, wie ich noch nie gesehen. Dieses Gesicht wird ihr Glück machen, wenn es nicht zu ihrem Verderben führt. Ich bin eigentlich froh, daß meine Töchter nicht so auffallend schön sind. Mich dünkt, das Sicherste für ein weibliches Wesen ist, mittelmäßig hübsch zu sein und eine gute Aussteuer zu haben."

Während diese Betrachtungen ihr durch den Sinn gingen, empfahl sie, mit jenem manchen Personen eigenen Talente, zwei Gegenständen zu gleicher Zeit ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, Frau d'Auban sehr dringend einen Doctor Lenoir, welcher, wie sie versicherte, einer der ersten Aerzte von Paris sei. Endlich lud sie die ganze Familie für den folgenden Tag zu Tische und schlug vor, Mina möchte mit ihren Töchtern und einigen Freundinnen den Nachmittag zubringen.

Das Wetter war an jenem Nachmittage prachtvoll. Es war warm, ohne zu heiß zu sein. Die Sonne schien glänzend, und keine Wolke trübte den Himmel. Im Garten des Hôtel d'Orgeville blühten Herbstblumen in Menge, auserlesene Rosen und chinesische Astern. Die Bäume fingen an sich roth und braun zu färben, und der Rasenplatz in der Mitte war von Hahnenfuß- und Maßliebchen übersäet.

Mina, die seit Monaten keinen Garten, kaum eine Blume gesehen hatte, gerieth in Entzücken. Auf die mühe-

volle Seereise war die Fahrt nach Paris in einem unbequemen Eilwagen gefolgt, und dann hatte sie zwei Tage in einem Entresol der engen Straße des Saints Pères zugebracht. Wäre sie allein gewesen, so hätte ihre Wonne keine Grenzen gekannt. Aber selbst unter den gegebenen Umständen konnte sie sich nicht enthalten, auf dem Grase umherzulaufen. Dann fragte sie die Tochter des Hauses schüchtern, ob sie einige der im Grase blühenden Blumen abpflücken dürfe, — eine Erlaubniß, die ihr freundlich, wenn auch mit einem herablassenden Lächeln ertheilt wurde. Mina war nämlich einen halben Kopf größer als Fräulein Julie d'Orgeville, und diese meinte daher, für ein Mädchen ihres Alters sei das Blumenpflücken ein etwas kindisches Vergnügen.

Die jungen Damen setzten sich auf eine halbkreisförmige Steinbank am Ende einer Platanen-Allee und eröffneten ihre Unterhaltung. Ihre anfangs gedämpften Stimmen erklangen lebhafter, wie der erörterte Gegenstand anziehender wurde. Ein zehnjähriges Mädchen fragte, was für ein Spiel man spielen sollte.

Fräulein d'Orgeville versetzte: „Die meisten von uns ziehen die Conversation vor; Sie können aber, wenn es Ihnen Vergnügen macht, mit den jüngern aus der Gesellschaft große Damen spielen."

„Was wird denn die Fremde thun?" fragte die Tonangeberin der jüngern, indem sie auf Mina deutete.

„Was würde Ihnen am meisten Vergnügen machen, Fräulein d'Auban?" fragte Julie sehr höflich.

„Was thun Sie denn eigentlich, wenn Sie große Damen spielen?" fragte diese, von den Blumen aufblickend, die sie auf dem Schooß hatte.

„O, eine von uns ist die Frau Herzogin und eine andere die Frau Prinzessin und wieder eine die Frau Marquise, und so fort.“

„Und Eine wird dann bei Hofe empfangen, wissen Sie, ganz feierlich!“ rief ein kleines Mädchen dazwischen.

„Und die Herzoginnen sitzen auf Tabourets,“ sagte ein anderes. „Und dann stellen wir uns an den Eingang der Laube, und da ist denn das Ankleidezimmer der Königin. Wir treten hinzu nach unserm Range und bedienen Ihre Majestät beim Ankleiden.“

„Wer stellt die Königin vor?“ fragte Mina und schaute im Kreise umher.

„Darum loosen wir gewöhnlich. Da fällt mir ein, meine Fräulein: meine Mutter hat mir erzählt, wie gestern bei der Beerdigung der Prinzessin von Conti die Herzogin von Boufflers sich vorgedrängt hat, und nicht gestatten wollte, daß Fräulein von Clermont die Leiche mit Weihwasser besprengen sollte, bevor sie selbst es gethan hätte. Nur mit der größten Mühe gelang es Fräulein von Clermont, dieses zu verhindern.“

„Aber mein Papa sagt: es sei eine ganz lächerliche Anmaßung, daß die Herzoginnen dieses Recht haben wollten.“

„So ist Ihr Papa sehr im Irrthum, mein Fräulein. Und wenn ich heute mitspiele, will ich die Herzogin von Boufflers sein, und nichts soll mich bewegen, von meinem Rechte abzustehen.“

„Nun, ich weiß nur so viel, daß Fräulein von St. Simon mir gestern sagte, die Ansprüche der Herzogin von Boufflers seien wahrhaft empörend, und es hätte ihr nicht zugestanden, den Vortritt vor Fräulein von Clermont zu nehmen, da diese die Königin vertrat.“

„Wer kümmert sich darum, was das häßliche kleine Ding sagt? Sie sieht aus wie ein Fragezeichen — diese verwachsene kleine Person, die immer Fragen stellt oder Andern Vorschriften machen will, gerade wie der mürrische alte Herzog, ihr Vater.“

„Möchten Sie wohl gerne die Königin sein, Fräulein d'Auban? Es steht Ihnen frei, wenn Sie es wünschen,“ sagte die Anführerin der jugendlichen Schaar.

„Nein, ich danke,“ antwortete Mina; „ich würde mich nicht zu benehmen wissen.“ Sie gedachte ihres Thrones von Moos im fernen, fernen Lande mit den grünen Prairien, und ihrer dunkel gefärbten Höflinge, welche sie ihr Oberhaupt zu nennen pflegten. Aber das war etwas anderes, als Königin von Frankreich spielen; sie zog es daher vor, ruhig sitzen zu bleiben und aus ihren Blumen einen Kranz zu winden.

Die Unterhaltung der ältern Mädchen war mittlerweile sehr lebhaft geworden. Sie drehte sich hauptsächlich um ihre Aussichten und um die Plane ihrer Eltern hinsichtlich ihrer künftigen Stellung in der Gesellschaft. Einige waren bereits verlobt, obgleich sie ihren zukünftigen Gemahl noch nie gesehen hatten. Andere sollten sich verheirathen, sobald eine passende Verbindung für sie gefunden sein würde. Einige hofften und einige fürchteten, daß sie dazu bestimmt werden möchten, in's Kloster zu gehen. Sie sprachen von dem Glücke einer ihrer Freundinnen, welche die Gattin eines Edelmanns geworden war, dessen Stellung bei Hofe ihr einen höhern Rang gab, als ihre Schwester besaß, welche ein Jahr zuvor an eine reiche Magistratsperson vermählt worden war. Dann wurde noch einer jungen Dame erwähnt, Alice de Pelletier, welche demnächst mit

dem Sohne eines Herzogs und Pairs vermählt werden sollte.

„Nun ja, das Mädchen ist ungeheuer reich!“ sagte Julie. „Und ihre Mutter war eine Beaufort. Haben Ihre Eltern die Absicht, Sie in Frankreich zu verheirathen, Fräulein d'Auban?“

Mina erwiderte unbefangen: „Ich glaube, daß sie mich gar nicht verheirathen wollen.“

„Werden Sie denn in's Kloster gehen?“

„Daran habe ich noch nie gedacht.“

„Ich glaube, Sie haben überhaupt noch an wenig anderes gedacht, meine Liebe, als an Spielzeug und Naschwerk,“ bemerkte Julie gutmüthig, jedoch nicht ohne etwas verächtliche Betonung.

Mina erröthete und gab keine Antwort. Wie wenig wußte das ältere Mädchen von der Tiefe der Gedanken und Gefühle, welche in der Seele dieses Kindes schliefen, das bereits Aufregungen durchgemacht und innere Kämpfe gekämpft und Tugenden ausgeübt hatte, wovon jene in ihrem beschränkten Gedanken- und Wirkungskreise nie eine Ahnung gehabt hatte! Julie d'Orgeville war nicht ohne liebenswürdige Eigenschaften und hatte gute Grundsätze; dies war auch bei vielen andern dieser Mädchen der Fall. Einige derselben wurden in der Folge vortreffliche Gattinnen und Mütter, und andere eifrige Klosterfrauen. Aber sie waren durchdrungen von dem Leichtsinne und den Vorurtheilen der weltlichen Gesellschaft, welcher sie angehörten und deren Bild sie im Kleinen widerspiegelten.

Mina fühlte sich sehr verlegen in der Gesellschaft dieser Mädchen. Sie waren noch keine Jungfrauen und doch auch keine rechten Kinder. Mina konnte sich weder hoch

genug erheben noch tief genug herabsteigen, um sich ihnen gleichzustellen; sie war so ganz anders erzogen worden.

Verbrechen und Tugend, Unschuld und Schuld stehen einander vielleicht weniger fremd gegenüber, was Uebereinstimmung der Gefühle anbetrifft, als Weltsinn und Sinn für das Höhere. Verirrte Seelen wissen zuweilen ein edeles Herz zu schätzen. Wo Schuld ist, findet sich auch oft Reue, und Reue ist Gefühl. Aber diejenigen, welche nur Rang, Mode und Reichthum als ihre Götzen anbeten, blicken mit einem selbstbewußten Gefühle der Ueberlegenheit auf jene herab, welche nicht denselben Götzen Weihrauch streuen. Von weltlich gesinnten Kindern zu sprechen, klingt widersinnig, und dennoch gibt es Beispiele davon. Die Grundsätze der Welt machen sich sogar nirgend so breit als bei ihnen; denn das Kindesalter hat eine innere Folgerichtigkeit; Gedanken, Worte und Handlungen stehen in innigster Beziehung zu einander. Das Leben für den Schein ist das Ergebniß eines spätern Alters; es erfordert Zeit zur Reife, und man erlernt es nur langsam.

Mina's Eltern fühlten sich in gewisser Hinsicht eben so wenig heimisch im Salon d'Orgeville, als ihre Tochter in der Gesellschaft der jungen Mädchen. Nach einer so langen Abwesenheit aus Europa waren sie in die Stellung der verschiedenen Parteien, welche zu jener Zeit in Paris herrschten, nicht eingeweiht und wußten nichts von den Intriguen, welche bei Hofe und in der Stadt gespielt wurden. Der Ton der Gesellschaft setzte sie oft in Erstaunen. Leute, welche für tugendhaft galten, sagten gar merkwürdige Dinge in jenen Tagen, und erlaubten sich eine außerordentliche Freiheit in Gedanken und Reden. D'Auban hatte Paris gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. verlassen.

Die ganze Periode der Regentschaft war während seiner Abwesenheit über Frankreich hingegangen und hatte beklagenswerthe Spuren ihres Einflusses hinterlassen. Frau d'Auban hatte in Rußland Verbrechen und Rohheit, entwürdigende Laster und gemeine Ausschweifungen gesehen; allein die geschmeidige Verderbtheit, die ruchlose Leichtfertigkeit der pariser Sitten war ihr neu. Beide Gatten waren allerdings auch selbst anders geworden, sowohl durch das einsame und ernste Leben, das sie gelebt, als durch die reinen Freuden und geheiligten Leiden, die sie erduldet hatten. Es bereitete ihnen daher tiefern Schmerz als Andern, Zeuge von der zunehmenden Gottlosigkeit und Unsittlichkeit der höhern Klassen der französischen Gesellschaft zu sein, — nichtswürdige Menschen und seelenvergiftende Schriften loben zu hören, — und das aus dem Munde von Männern, welche noch an das Christenthum glaubten, welche die Gebräuche der Kirche befolgten und wohl auch einst an ihrem Sterbebette den Priester rufen lassen würden. Mit Schauder beobachteten sie die steigende Fluth der Verderbniß, welche noch fünfzig Jahre lang sich erweitern und vertiefen sollte, bis die Grundpfeiler des Thrones und des Altares zusammenstürzten und die Sündfluth der Revolution alle Merksteine des Standesunterschiedes hinwegspülte. Jene Zeit war wirklich der Anfang jenes schrecklichen Endes, und vielleicht peinlicher für die aufrichtigen Katholiken als der unheilvolle Ausgang, der bei allen seinen Schrecken doch den Glauben und den Edelmuth zu Tage brachte, der in den Herzen Vieler von denen geschlummert hatte, welche am Rande des Abgrundes spielten, so daß sie Martyrer und Glaubenshelden wurden, als derselbe vor ihren Füßen sich aufthat.

Der Rückblick auf das achtzehnte Jahrhundert ist erschütternd durch all die Sünde und den überwuchernden Unglauben, den es darbietet; aber dennoch zeigen die Blätter seiner Geschichte zahlreiche Beispiele von Tugend und Seelengröße, welche diesen Eindruck mildern. Wo fände man bewunderungswürdigere Vorbilder von echter und tiefer Frömmigkeit als in der Gemahlin, dem Sohne und der Tochter Ludwig's XV.? In demselben Palaste, unter einem Dache mit der Marquise von Pompadour wohnend, lebten Maria Leczinska, der Dauphin, seine sächsische Gemahlin, sowie die Töchter von Frankreich nur dem Dienste Gottes; sie liebten die Armen in Demuth und Treue, Geduld und Beharrlichkeit. Wir staunen, wenn wir ihre Lebensbeschreibungen lesen und erwägen, in welcher Zeit und an welchem Hofe sie lebten.

Zu der Zeit, da Frau d'Auban in Paris war, hing der junge König noch mit zärtlicher Liebe an seiner Gemahlin. Mit offenem Auge und einem glücklichen Lächeln sagte er oft, wenn man in seiner Gegenwart absichtlich die Schönheit einer andern Frau rühmte: „Gewiß ist sie nicht so schön wie die Königin.“ So dachte und fühlte er, als es der Schlechtigkeit seiner Höflinge und ihrer niedrigen Werkzeuge noch nicht gelungen war, ihn zur Untreue gegen seine sanfte Gemahlin zu verführen. Allein sie legten mit vollendeter Geschicklichkeit ihre Pläne an und führten sie mit teuflischer Bosheit aus. Sie machten sich seine Schwäche zu Nutze. Schritt für Schritt zogen sie ihn in den Abgrund hinunter, in welchen er während seiner letzten Lebensjahre versunken war. Den Abgott seines Volkes, den Vielgeliebten einer großen Nation machten sie zu einem verächtlichen Sklaven der Marquise

Dubarry, zu einer Zielscheibe des vernichtendsten Spottes, zur Schmach eines entweihten Thrones.

Gibt es eine schwerere Sünde, gibt es ein Verbrechen, welches lauter um Rache zum Himmel schreit, als die kaltblütige, überlegte Absicht, das Glück derjenigen zu zerstören und den Frieden derer zu vergiften, bei denen es sich nicht bloß um ihre eigene Seele handelt, sondern deren Beispiel auch Tausende zum Guten oder Schlechten hinzulenken vermag? Wer vermöchte die Folgen solch einer Schlechtigkeit zu berechnen, wenn sie ihr Ziel erreicht? Wer kann sagen, ob nicht der Mord eines unschuldigen Königs, der vervielfachte Mord seiner Gemahlin und Schwester, die Qualen des unglücklichen Sohnes des hingerichteten Königs, am Tage des Gerichtes jenen zur Last gelegt werden, welche zusammenwirkten, das häusliche Glück Ludwig's XV. zu untergraben und ihn auf den Standpunkt ihrer eigenen Verruchtheit herabzuzerren. Möge Gott ihnen vergeben, wenn man auch kaum sagen kann: »Sie wußten nicht, was sie thaten!«

Aehnliche Gedanken erfüllten Frau d'Auban's Gemüth, und ihr Frauenherz erbebte vor Entrüstung, als sie eines Tages in Frau d'Orgeville's Salon anhören mußte, wie einige Herren und Damen die Liebe des Königs zu seiner Gemahlin lächerlich machten und frohlockend voraussagten, daß dieselbe gegenüber den Kunstgriffen der Herzoge von Epernon und Richelieu und den Reizen der Frau von Mailly nicht lange Stand halten werde. Sie hatte selbst den Schmerz der Verlassenheit kennen gelernt, den Jammer, welcher sich oft unter einem erzwungenen Lächeln verbirgt, die äußerste Hülflosigkeit eines verrathenen Weibes, das hülfloser neben einem Throne ist als in einer

Hütte, weil ihr Gram belauscht und ihre Thränen gezählt werden.

„Arme Königin!“ dachte sie, „arme Maria Leczinska! Wenn ein Mensch mit einem Dolche dir das Herz durchbohrte, das Rad wäre sein Lohn; aber wie viele Mörder gibt es, welche in dieser Welt unbestraft bleiben!“ Herr Maret saß in jenem Augenblicke neben ihr. Sie ließ einige Worte fallen, welche den Gegenstand ihrer Gedanken verriethen.

„Durfte man aber erwarten,“ erwiderte er, „daß die Königin ohne großen Kummer durch die Welt gehen werde? Muß man nicht immer gefaßt sein, in dem Leben solcher, vom Schicksal so merkwürdig begünstigter Wesen eine auffallende Kehrseite zu finden? Ist Ihnen ein anderer Fall von so beispiellosem Glück bekannt, gnädige Frau, wie es diese Königin erlebte?“

„Es bleibt abzuwarten,“ sagte Frau d'Auban, „ob ihre unerwartete Erhebung auf den Thron sich als ein so großes Glück erweist. Aber erklären Sie mir, wie es kam, daß die vermögenslose Tochter eines entthronten Monarchen die Gemahlin Ludwig's XV. wurde.“

„Der Herzog von Bourbon, oder eigentlich die Marquise von Prie, welche in seinem Namen regierte, war der Ansicht, daß die künftige Königin eine gefährliche Gegnerin seines Ministeriums werden könnte, wenn er sich ihre Gewogenheit nicht durch die Pflicht der Dankbarkeit sicherte. Und so gedachten diese Beiden der Tochter des Königs Stanislaus, dem der Regent aus Mitleid erlaubt hatte, ein halb zerfallenes altes Schloß in Weißenburg zu bewohnen. Stellen Sie sich den Augenblick vor, als der arme König den Brief des Herzogs von Bourbon erbrach,

vielleicht befürchtend, derselbe möge den Befehl enthalten, innerhalb vier und zwanzig Stunden das Land zu verlassen, und nun unerwartet die Werbung des Königs von Frankreich um die Hand seiner Tochter las! Des Königs von Frankreich, der kürzlich eine Infantin von Spanien zurückgeschickt hatte, und der ihm nun ein Anerbieten machte, für welches jeder Herrscher Europa's gern die schönste seiner Provinzen hingegeben hätte! Ich wundere mich nur, daß er nicht vor Freude starb."

„Ich möchte wohl wissen, was sie empfand!" rief Frau d'Auban mit Bedeutung, des Tages gedenkend, an welchem ihr Vater gesagt hatte: Meine Tochter, ich wünsche dir Glück; der Czar Peter hat unter dreizehn deutschen Prinzessinnen dich zur Braut seines Sohnes erwählt.

„Der Herzog d'Antin erzählte uns, daß Stanislaus geradenwegs nach dem Zimmer ging, wo seine Frau und Tochter ihre Kleider ausbesserten und sagte: »Fallet mit mir auf die Kniee und danket Gott!« »Wie, theuerer Vater,« rief die Prinzessin aus, »sind Sie wieder zum Throne Polens gelangt?« »Nein, meine Tochter; der Himmel ist uns noch gnädiger: du bist Königin von Frankreich!« Und der Markgraf von Baden hatte eben ihre Hand verschmäht! D'Antin ging mit dem Herzog von Beauvilliers nach Straßburg, um die Braut zu beglückwünschen. Er beging dabei einen komischen Verstoß, der für einen so gewiegten Hofmann wirklich unerhört war. In seiner Ansprache an die Prinzessin sagte er, der Herzog hätte unter seinen Schwestern eine Königin von Frankreich wählen können; allein er habe Tugend gesucht und gewußt, wo die zu finden sei. Fräulein von Clermont, welche als Oberhof-

meisterin hinter dem Stuhle der Prinzessin stand, flüsterte der Dame neben ihr zu: Wofür hält uns denn der Herzog d'Antin, meine Schwester und mich?"

Frau d'Auban lächelte und wollte eben etwas erwidern, als die Thüre aufgerissen und Seine Excellenz der russische Gesandte angemeldet wurde.

D'Auban hatte sich vergewissert, daß bei der russischen Gesandtschaft in Paris sich Niemand befand, der seine Frau in Petersburg gesehen haben konnte. Dennoch blickte er ängstlich nach ihr hinüber, als Fürst Kurakin eintrat. Sie erröthete und erbleichte dann. Es waren nicht viele Personen anwesend. Nachdem der Gesandte sich der Herrin des Hauses vorgestellt hatte, wurde das Gespräch allgemein.

Herr d'Orgeville fragte, was es Neues gäbe.

„Wichtige Neuigkeiten von meinem Hofe!" sagte Fürst Kurakin. „Ich habe so eben Nachricht von einem Staatsstreich in St. Petersburg erhalten."

„Wie? Ist es möglich!" riefen verschiedene Stimmen, darunter die des Obersten, welcher die Augen seiner Frau mit ernster Besorgniß auf den Gesandten geheftet sah.

„Mentschikoff ist gestürzt und auf dem Wege nach Sibirien."

„Unglaublich, wunderbar!" rief Frau d'Orgeville. „Wessen Werk ist das?"

„Meines kaiserlichen Herrn. Mentschikoff hatte, wie Sie wissen, ihn mit seiner eigenen Tochter verlobt und hielt ihn in einem Zustande völliger Abhängigkeit. Der Czar konnte weder spazierengehen noch ausreiten, weder essen noch sprechen, außer auf Befehl seines Ministers.

Mentschikoff trieb dies aber zu weit und zu lange. Es ist nicht rathsam, einem jungen Löwen den Maulkorb anzulegen; man kann den Augenblick nicht voraussehen, wo er ausfindig machen wird, daß er ein Löwe ist."

„Und hat er das gethan?" fragte Herr Maret.

„Und sich gerächt! Sein Brüllen ist nicht ohne Wirkung geblieben."

„Ich bin entzückt, das zu hören," rief Frau d'Orgeville. „Sie werden verzeihen, lieber Fürst: den frühern Pastetenbäcker konnte ich nicht verschmerzen; die Pasteten blieben mir im Halse stecken."

Kurakin zuckte die Achseln und nahm eine Prise Tabak. „Ich würde dasselbe sagen, wenn der arme Mann nicht in Ungnade wäre. Man sagt den Gefallenen nicht gern etwas Böses nach."

„Warum sagte er das denn nicht, so lange der arme Mann auf seinen Füßen stand?" bemerkte Herr Maret leise, zu Frau d'Auban gewandt. Aber sie hörte nicht auf ihn; athemlos wartete sie auf Kurakin's nächstes Wort, da sie fürchtete, er möchte den Gegenstand fallen lassen. Jedermann aber wünschte über den Sturz des Ministers Näheres zu erfahren, und er fuhr fort: „Sie erinnern sich wohl des Fürsten Dolgoruki? Er war vor einigen Jahren mit dem Czar Peter hier in Paris. Sein Sohn und die kleine Prinzessin Elisabeth waren die einzigen Gespielen des Kaisers. Der junge Dolgoruki schlief stets bei ihm im Zimmer und benutzte jede Gelegenheit, den Widerwillen seines jugendlichen Gebieters gegen Mentschikoff zu reizen. Am fünften des vorigen Monats waren Beide zu Peterhoff. Dort erhielt Dolgoruki von seinem Vater den Befehl, den Czar zu überreden, bei Nacht aus dem Fenster

zu springen und sich nach einem Platze zu begeben, wo eine Truppenabtheilung in Bereitschaft stehen sollte, um ihn nach St. Petersburg zu geleiten. In der Stadt war alles auf eine Erhebung gegen den Minister vorbereitet. Der junge Monarch zauderte nicht lange und kam wohlbehalten in der Hauptstadt an. Von Dolgoruki angefeuert, schaarten die kaiserliche Garde, das Heer und das Volk sich um den Kaiser mit dem Rufe: Lang lebe der Czar! Lang lebe Peter der Zweite! Nieder mit Mentschikoff! Als der Minister von dem Aufstande hörte, war seine Sache bereits hoffnungslos verloren und seine Verbannung beschlossen. Zu dieser Stunde mag er in einem sibirischen Dorfe seinen Betrachtungen nachhängen, wenn er nicht vor Kummer und Grimm bereits gestorben ist. Man vermuthet, daß der Czar die Schwester des jungen Dolgoruki heirathen werde."

„Dies sind höchst interessante Ereignisse," bemerkte eine Dame. „Es ist wohl kaum ein so plötzlicher Umschwung eingetreten seit der Ungnade des armen Herrn Fouquet."

„Cardinal Fleury entging mit knapper Noth einem ähnlichen Geschick," versetzte Herr Maret.

„Ach! der schlaue Pfaffe," rief Kurakin; „er verfolgte gerade den entgegengesetzten Weg bei seinem königlichen Zöglinge wie ...."

„Der Pastetenbäcker mit dem seinen," fiel Frau d'Orgeville ein, „und zwar mit entschieden besserm Erfolge."

„Was mich betrifft," sagte der russische Gesandte etwas ärgerlich, „sehe ich es lieber, wenn ein junger Monarch einen anmaßenden Minister fortschickt, als wenn er um den

Verlust eines geliebten Erziehers weint, wie ein Kind um seine Wärterin.“

Es wurden noch einige Bemerkungen mehr gemacht; dann ging das Gespräch auf andere Gegenstände über.

Als d'Auban mit seiner Frau und Mina nach Hause zurückkehrte, sahen sie alle sehr übel und ermüdet aus. Frau d'Auban schlief wenig in jener Nacht. Sobald sie die Augen schloß, war sie die Beute der wildesten Träume. Wachend und schlafend schweifte ihr Geist beständig nach dem Lande zurück, wo ihr Sohn herrschte. Sie malte sich die Ereignisse aus, deren Schauplatz sie so wohl kannte. Sie sah den kaiserlichen Jüngling bei nächtlicher Weile zu Peterhoff aus dem Fenster springen und hörte das Volk von St. Petersburg ihm entgegenjauchzen und ihn als einen befreiten Gefangenen bewillkommnen. Sie fühlte sich stolz über die Entschiedenheit, die er an den Tag gelegt hatte. Es freute sie, daß er einer unwürdigen Abhängigkeit entronnen war. Aber sie fragte sich, wie er seine Freiheit benutzen, wie er das gefahrbringende Scepter führen, wie er seine unbeschränkte Macht gebrauchen würde. Ihre Einbildungskraft wurde gequält von dem Bilde gefolterter Verbrecher, grausamer Hinrichtungen und entwürdigender Possenspiele; sie schauderte bei dem Gedanken, daß ihr Sohn, inmitten solch eines Hofes, mit dem Laster und der Grausamkeit sich befreunden möchte. Ihr Mutterherz konnte diese Folterqualen endlich kaum mehr ertragen. Sie erhob sich von ihrem ruhelosen Lager, um zu beten, daß Gott ihr bald den Weg zu ihrem Sohne bahnen möchte, damit sie, wenn auch nur ein einziges Mal, von Gerechtigkeit und Gnade, von Gott und Ewigkeit zu ihm sprechen könne. Während dieser Nacht-

stunden, da ein einziger Gedanke ihre Seele mit unwiderstehlicher Gewalt beherrschte, schien es ihr, als ob sie schon am folgenden Tage nach Rußland aufbrechen müsse. Abenteuerliche Plane flammten durch ihr Gehirn: sie wollte ihr Dasein dem Fürsten Kurakin oder dem Könige eröffnen; aber sie schwanden rasch beim Lichte des anbrechenden Morgens.

Frau d'Auban hatte bereits in Erfahrung gebracht, daß die Gräfin Königsmark nach jahrelangem Siechthum vor Kurzem gestorben sei. Dieser Umstand erklärte ihr Schweigen seit dem Tode des Czars Peter. Von den andern beiden Personen, welche bei der Flucht der Prinzessin mitgewirkt hatten, etwas zu erfahren, war unmöglich. Die bescheidenere Stellung derselben gestattete nicht, festzustellen, was aus ihnen geworden war. Aber diese Schwierigkeiten traten vorerst in den Hintergrund; denn dem Plane, sofort Paris zu verlassen, wurde durch die zunehmende Krankheit ihres Gemahls ein Ziel gesetzt.

Viele Wochen lang hatte sie nur einen Gedanken und eine Sorge. Doctor Lenoir wurde gerufen. Er war ein Verwandter jener Frau Lenoir, welche mit Frau d'Auban die Gefangenschaft in Louisiana getheilt hatte. Es war ihm bekannt, wie viele Güte sie dem armen, einfältigen Geschöpfe, wie er seines Bruders Witwe rücksichtslos nannte, erwiesen hatte. Der Zustand des Obersten erfordere die größte geistige und körperliche Ruhe, erklärte der Arzt; alle möglichen Mittel müßten angewandt werden, seine Kräfte zu heben, und jeden aufregenden und schmerzlichen Eindruck müsse man so viel als möglich fern halten. Unter günstigen Umständen wage er eine vollständige Heilung zu verbürgen, anders könne er die Verantwortung für sein Leben nicht übernehmen; die Behandlung würde

wenigstens vier Monate dauern müssen: so lautete der Ausspruch, den er Frau d'Auban im Geheimen gab. Gute Luft und eine freundliche Wohnung innerhalb des Bereiches seiner täglichen ärztlichen Ausfahrten hielt er für unerläßlich.

Als der Arzt sie verlassen hatte, sammelte Frau d'Auban ihre Gedanken und machte ihre Berechnungen. Vor Allem konnte keine Rede davon sein, in der Gesellschaft aufzutreten, und dies war ihr nur darum leid, weil sie die Gelegenheit verlor, Neues aus Rußland zu hören. Sie hoffte indessen, diesem Mangel durch den Besuch einiger vertrauter Freunde in ihrem Hause abgeholfen zu sehen. Mina sollte auch fernerhin das Hôtel d'Orgeville besuchen, um in der Gesellschaft der jungen Mädchen, welche sie dort traf, die Sitten des Landes sich anzueignen. Der Umzug nach einem andern Hause war das nächste, was in Erwägung gezogen werden mußte; und nun trat die Geldfrage in den Vordergrund. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte Frau d'Auban diese gemeine Schwierigkeit in's Auge zu fassen. Ihr eigenes und ihres Mannes Vermögen hatte nur in den Ansiedelungen bestanden, und der eilige Verkauf der Grundstücke war nicht günstig ausgefallen. Das gelöste Capital warf nur eine geringe Rente ab. Anderseits waren geräumige und behagliche Wohnungen in Paris außerordentlich theuer, und auch Doctor Lenoir's Behandlung kostete viel.

Zum ersten Male regte sich in Frau d'Auban das Verlangen, reich zu sein; zum ersten Male fühlte sie den Stachel der Armuth. Sie schaute ihren Mann an, gedachte der Worte des Arztes und beschloß bei sich, daß mit Gottes Beistand kein Kummer, kein drückendes Gefühl

seine Genesung behindern solle; daß sie allein die ganze Last der Sorgen tragen wolle. Lächelnd und mit zarter Schonung theilte sie ihm den Ausspruch des Arztes mit und erbat sich freundlich, aber dringend die ausschließliche Führung und Verwaltung der Geldangelegenheiten.

„Mein liebes Herz," sagte d'Auban, zärtlich ihre Hand küssend, „was verstehst du von Geschäften? Wie kannst du das Vermögen eines armen Edelmannes verwalten?"

„Vielleicht besser, als Sie sich einbilden, Herr d'Auban. Nur ein einziges Mal," sagte sie mit der anmuthsvollen Hoheit, die ihr so wohl anstand, „will ich das Vorrecht der Frau, der Prinzessin geltend machen und meinen eigenen Willen haben. Ueberlasse Alles mir, theuerster Henri. Ich bitte darum als deine Frau; und ich fordere es."

„Kraft deines göttlichen Rechtes, über das Herz und den Willen deines Gemahls zu herrschen? Aber, meine Geliebte, ich kann nicht zugeben, daß das Köpfchen, das eine Krone zu tragen berufen war, sich mit Rechnungen quält." Sie legte ihm den Finger auf die Lippen und schnitt mit liebenden Worten und Zärtlichkeiten fernere Einwendungen ab.

Zwei Tage später war eine freundlich gelegene, hübsche Wohnung in dem Quartier du Louvre gemiethet. Der Kranke lag auf einem Sopha neben einem Fenster, welches die Aussicht nach der Seine, der Isle de Paris und den ehrwürdigen Thürmen von Notre-Dame gewährte. Auf dem Tische vor ihm lagen gute Bücher, welche seine Freunde ihm geliehen hatten. Jeden Morgen brachte Mina frische Blumen, um dem Zimmer ein heiteres Ansehen zu geben. Sie kaufte dieselben auf dem Blumenmarkte, wenn sie von der Früh-

messe zurückkehrte. Herr Lenoir kam täglich. Der Verkehr mit ihm gewährte seinem Patienten Unterhaltung, während seine Arzneien dessen Gesundheit beförderten. Am Abend kamen zuweilen alte Bekannte; und Alle, welche dieses Heiligthum des Friedens betraten, waren bezaubert von Frau d'Auban's Liebenswürdigkeit. Aber allgemein war auch die Neugierde hinsichtlich ihrer Vergangenheit. Jedermann staunte, daß ein so gebildetes und liebenswürdiges Wesen in einer Colonie erzogen sein sollte. Sie besaß viel Geist und jene Art von Klugheit, welche für eine Frau die beste ist und darin besteht, daß sie das Talent und den Verstand Anderer zu würdigen weiß; daher verstand sie die Unterhaltung zu beleben, ohne selbst viel Antheil daran zu nehmen. Ihre ungemein ausdrucksvollen Augen fragten, anworteten, spendeten Beifall oder erhoben Einsprache, und zeugten fortwährend von dem Interesse, das sie an den Aeußerungen der Anwesenden nahm. Die Leute wunderten sich oft darüber, daß eine Dame, die so wenig sprach, dennoch als ein so angenehmes Mitglied der Gesellschaft betrachtet würde. Sie wußten nicht, wie schwer es ihr zuweilen wurde, den Schein der Fröhlichkeit aufrecht zu erhalten — mit welcher Beklommenheit sie auf jedes Wort lauschte, das sich auf Rußland bezog. Selten wagte sie, eine directe Frage zu stellen, und niemals konnte sie ohne Herzklopfen eine Zeitung in die Hand nehmen.

Manchmal erwähnte sie bei ihrem Manne ihres Sohnes, jedoch nur im Vorbeigehen und ohne Anschein von Aufregung, damit er nicht denken solle, sie sehne sich nach dem Augenblicke, da er sie nach St. Petersburg begleiten könne. Dies war jedoch längst ihr Plan; und sie hielt mehr als je daran fest, seit sie erfahren, daß der junge

Monarch sich ermannt hatte. Sie hielt es nun für möglich, ihm zu nahen, ihm und Niemand sonst das Geheimniß ihres Daseins zu eröffnen, ihm Worte des Rathes und der Warnung zuzuflüstern, gleichsam wie eine verstorbene Mutter, die aus dem Grabe erstanden wäre, um ihn mit ihrer Liebe zu umschweben. Es waren Träumereien, wilde, vielleicht hoffnungslose Träumereien; ihr aber erschienen sie nicht als solche. Inzwischen hatte sie das einzige Mittel, das ihr zu Gebot gestanden hatte, diese Reise auszuführen, dahingegeben. Von allen ihren Kostbarkeiten war ihr nur jenes Medaillon, mit dem in Diamanten gefaßten Bildniß des Czaren geblieben. Diese Steine hatte sie immer zum Behufe der Reise zu verwerthen beabsichtigt. Allein nunmehr waren sie verkauft. Der Erlös hatte zum Theil dienen müssen, die Kosten der Krankheit ihres Gemahls zu decken, und den Rest hatte sie für irgend ein ähnliches Vorkommniß in der Zukunft zurückgelegt. Als er sie fragte, wie sie es angefangen habe, mit ihren beschränkten Mitteln so gut durchzukommen, hatte sie geantwortet, sie habe einige Kleinigkeiten veräußert, deren sie nicht mehr bedürfe. Es kam ihm nie in den Sinn, daß sie jene Diamanten aufgeopfert haben könnte.

Hin und wieder brachte der Zufall ihr eine Kunde aus dem Reiche, das ihr Sohn beherrschte. Seit dem Tode der Gräfin Königsmark war ihr jede Aussicht auf unmittelbare Nachrichten abgeschnitten. Einmal behauptete Jemand, die Kaiserin Eudoxia sei von ihrem Enkel an den Hof zurückberufen worden; ein ander Mal las sie in dem Mercure de France, die Fürstin Mentschikoff sei auf dem Wege nach Sibirien an gebrochenem Herzen gestorben. Sie seufzte; denn diese unglückliche Dame war vor Zeiten gegen die Frau des

Czarowitsch freundlich gewesen. Und als sie von der bevorstehenden Vermählung ihres Sohnes mit der Fürstin Dolgoruki sprechen hörte, sandte sie ein inbrünstiges Gebet zum Himmel, daß seine Ehe glücklicher sein möchte, als ihre Ehe mit seinem Vater gewesen war.

Und die Tage glitten dahin, reich an Hoffnung, Furcht und Aufregung, wenn auch scheinbar der eine wie der andere; endlich aber kam ein Tag, der auf ihr künftiges Geschick einen mächtigen Einfluß haben sollte.

Fünftes Capitel.

Im Tuileriengarten.

Mehrere Monate nach ihrem Wohnungswechsel ging Frau d'Auban an einem Nachmittage mit ihrer Tochter im Tuileriengarten spazieren. Es war warm, wie die ersten Frühlingstage in Paris meistens zu sein pflegen. Die Kastanienbäume der mittlern Allee trieben bereits ihre zarten Blätter, und die Terrasse, welche die Seine überschaut, war mit Orangenbäumen umstellt. Die Sonne entsandte ihren vollen Strahlenglanz gegen die Fenster des Schlosses, und die ganze Fronte stand in lichtem Feuerschein.

Wie viele Trauerspiele sind seit jenem Tage in der alten Königsburg von Frankreich aufgeführt worden, angesichts der grünen Baumgruppen, der Brunnen und Blumen dieser prachtvollen Gärten! Wie viele Leben und wie mancher Tod, wie viele Verbrechen und wie viele Schmerzen haben die unvergleichliche Schönheit derselben mit bittern

Erinnerungen verknüpft! Und noch immer, durch jeden Wechsel der Zeit und der Umstände hindurch, entfalten die Bäume ihre Blüthenpyramiden und bringen ihre glänzenden Früchte; und Liebende flüstern und Kinder spielen und Politiker streiten, die Menschen lachen und machen Plane in ihrem Schatten, gleichviel ob über der ehrwürdigen Kuppel des alten Schlosses das Banner mit den fleckenlosen Lilien oder die Tricolore weht.

Manches liebliche Bild von Vanloo oder Boché kann von dem Anblick der Tuilerien-Gärten am Tage, von welchem wir erzählen, einen Begriff geben. Gruppen von müßiggehenden Herren und Damen wandelten auf und ab. Ihre farbenprächtige Kleidung, die buntgemalten Fächer, die hellfarbigen Sonnenschirme und die kostbaren Livréen ihrer Bedienten machten fast dieselbe Wirkung wie die Blumenbeete, in denen Tulpen und Anemonen, Crocus und Narcissen in den manchfaltigsten Farben schillerten. Der Leser mag sich vielleicht auch von der Mutter und dem Kinde ein Bild entwerfen, die sich hastig aus den besuchtern Theilen des Gartens zurückzogen und in einer durch die Mauer der Orangerie gebildeten Nische auf eine Bank niederließen. Es bestand unverkennbar ein großer Unterschied zwischen ihrer Erscheinung und der anderer Leute. Ihr Anzug stand nicht auf dem Höhepunkt der Mode; Kleidung und Benehmen waren aber durch ein würdevolle Einfachheit und eine ungesuchte und zugleich anmuthige Abwesenheit alles Haschens nach Effect ausgezeichnet. Einem genauen Beobachter wäre das nicht entgangen, während in dem Gewühle von Menschen Niemand darauf achtete.

Frau d'Auban's tiefblaue Augen hatten nichts von ihrem Reiz verloren, und ihre Züge waren noch immer sehr

schön; allein seit den letzten Monaten sah sie bedeutend älter aus, und ihr goldblondes Haar war von einzelnen Silberfäden durchzogen. Mina, oder Wilhelmina, wie sie jetzt meistens genannt wurde, war eine entschiedene Schönheit. Niemand konnte sie sehen, ohne überrascht zu werden. Hätte sie in der Mitte der schönen Damen in der Haupt-Allee gestanden und deren Aufmerksamkeit herausgefordert, so würden diese wohl mit spöttischer Miene die Augenbrauen zusammengezogen und mit scheinbarer Gleichgültigkeit die kleine Creolin für gar nicht übel erklärt haben. Aber im Innern ihres Herzens würde Jede den Wunsch gehegt haben, die Augen desjenigen, den sie zu fesseln beabsichtigte, möchten niemals auf dem Antlitz der jungen Ausländerin ruhen. Obschon Mina erst in ihrem vierzehnten Jahre stand, schien sie fünfzehn oder sechszehn zu zählen, und ihre Schönheit war die der ersten Jugend eher als die der Kindheit. Und auch der Verstand, welcher aus ihren Augen leuchtete, war ihrem Alter voraus. Die Lebensart ihrer Kinderjahre hatte ihren Körper gestärkt und entwickelt; das Klima von Louisiana hatte dann ihr Wachsthum beschleunigt. Sie war nicht mehr so stark, wie sie in ihrem Geburtslande gewesen; ihre Gesichtsfarbe war weniger blühend, und unter ihren Augen bemerkte man einen dunkelern Schatten, als die schwarzen Augenwimpern hervorbringen konnten, die sie umsäumten. Aber manche der Damen am Hofe würde die kostbarsten Perlen aus ihrem Halsschmucke oder den glänzendsten Edelstein aus ihrem Diadem gegeben haben für die veilchenblauen, ausdrucksvollen Augen, für den schwanengleichen Hals oder diese feingeschnittenen Züge, welche dem schönsten Meisterwerke griechischer Kunst gleich kamen.

„Ich meine, Papa befindet sich jetzt viel besser, liebe Mutter," sagte Mina, indem sie eine Stickarbeit entrollte, mit welcher ihre schlanken Finger sich sofort emsig beschäftigten.

„Er ist in der That viel wohler. Doctor Lenoir's Behandlung hat den besten Erfolg gehabt, und er glaubt, daß eine Luftveränderung zu Papa's vollständiger Heilung wesentlich beitragen wird."

„O, wie herrlich! Also werden wir Paris verlassen. Wohin gehen wir?"

„Mein liebes Kind, wir sind nicht gesonnen, dich mitzunehmen. Frau d'Orgeville hat dich freundlich eingeladen, die Zeit unserer Abwesenheit mit ihren Töchtern zuzubringen."

Mina runzelte die Stirne und antwortete nicht.

„Du hast Vieles zu lernen, mein Kind, und dürftest schwerlich wieder eine so gute Gelegenheit finden. Ich möchte die Zeit deines Aufenthalts in Paris nicht unnöthig abkürzen. Die Stunden, welche du jetzt bei Lehrern ersten Ranges nimmst, sind von dem größten Nutzen für dich."

Mina seufzte. „Könnte ich nicht in irgend einem Kloster in die Schule gehen?"

„Liebst du denn Frau d'Orgeville's Töchter nicht?"

„Julie mag ich ziemlich wohl leiden und Oriane liebe ich sehr; allein ich kann nicht — wirklich Mama, ich kann mich bei ihnen nicht so glücklich fühlen, wie ich mit Teresa, Rosa und Agnes war."

Mit einem Anfluge von Gereiztheit antwortete Frau d'Auban: „Dieser Theil deines Lebens ist vorüber, Mina. Es hilft nichts, immer wieder darauf zurückzukommen und

ein müßiges Bedauern zu nähren. Du bist eine Französin, mein Kind, und nicht bestimmt, mit Indianern zu leben.“

„Ich kann nicht französisch fühlen, Mutter! Ich kann nicht sprechen oder denken, wie die Leute hier. Die hiesigen Mädchen verstehen mich nicht. Ihnen liegt nichts an dem Himmel oder den Bäumen und den Wolken bei Sonnenuntergang. Mit Ontara pflegte ich von dem Geflüster der Bäche unter einander zu sprechen, und von den Stimmen in den Fichtenbäumen. Wir wußten, was jede Blume sagte. Eines Tages zeigte ich ihm eine Passionsblume und erzählte ihm, dies sei die Blume des Gebets der Christen; das Kreuz und die Dornenkrone, der Speer und die Nägel ruheten im Herzen derselben, und aus diesem Grunde liebte ich diese Blumen so sehr. Und er deutete auf eine Sonnenblume und sagte: »Dies ist die Blume des Gebets der Natschehs. Sie verehrt die Sonne gleich wie wir. Jeden Abend richtet sie ihren Blick nach dem Tagesgestirn und bei ihrem Aufgange wendet sie sich ihm zu.«

„Aber, liebe Mina, Ontara ist ja ein Heide. Wie kannst du zu einem Menschen, der nicht an Jesus Christus glaubt, dich so sehr hingezogen fühlen?“

Mina besann sich einen Augenblick. Sie selbst hatte sich diese Frage gestellt. „Mutter, Ontara wird eines Tages Christ werden! Er versprach mir, sich nie von seinem Crucifix zu trennen und täglich ein kleines Gebet zu verrichten, das ich ihn lehrte. Mutter, Ontara wird eines Tages unsern Heiland lieben. Jetzt schon hat er mehr Liebe zu dem großen Geiste, als viele französische Christen.“

„Sage nicht »der große Geist,« Mina. Du mußt dir abgewöhnen, zu sprechen wie die Indianer.“

„Ich werde sagen: der liebe Gott,“ sagte Mina sanft. „Aber, Mutter, einige Leute hier sprechen von dem höchsten Wesen. Sind dies Heiden?“

„Nicht viel besser als Heiden, fürchte ich,“ sagte Frau d'Auban mit einem Seufzer. Sie blickte besorgt auf ihre Tochter. Vielleicht flog eine geheime Angst ihr durch den Sinn, ihr liebliches Haidenröschen möchte in dem Treibhause eines Pariser Schulzimmers von seinem Dufte verlieren.

„Wohin geht ihr, du und Papa?“ fragte Mina nach einer Pause.

„Nach der Bretagne; dein Vater wünscht sein Geburtsland noch wiederzusehen, bevor er Frankreich vielleicht für immer verläßt.“ Frau d'Auban sagte nicht, daß dieser Ausflug nur der Anfang jener langen Reise sei, deren Ausführung ihren längst gehegten Wunsch erfüllen sollte.

„Mutter, wo ist dein Geburtsland?“ Sie sprach das nur schüchtern aus, denn sie wußte, daß ein Geheimniß über der Vergangenheit ihrer Mutter schwebe. Viele kleine Umstände hatten sie auf diese Vermuthung gebracht, abgesehen von dem Gebete, das sie täglich für ihren unbekannten Bruder verrichtete. Sie hatte nie zuvor gewagt, über diesen Gegenstand eine directe Frage zu stellen.

Die Miene ihrer Mutter war getrübt, als sie antwortete: „Dein Schicksal, meine Tochter, und das meine stimmen in einem Punkte überein. Keine von uns Beiden wird wahrscheinlich die Stätte ihrer Geburt jemals wieder betreten. Du aber darfst von deinem Geburtsorte sprechen; ich kann den meinigen niemals nennen.“

Mina ergriff die Hand ihrer Mutter. „O, wie traurig ist das!“ sagte sie, diese zärtlich küssend. „Es ist hart, nie von dem reden zu dürfen, was wir lieben.“

Ein plötzlicher Gedanke schien Frau d'Auban zu durchzucken. „Mina,“ sprach sie, „wenn in künftigen Jahren, nach meinem Tode vielleicht, dir je in den Sinn kommen sollte, es müsse eine Schuld verborgen liegen, wo so viel Heimlichkeit nothwendig war, so erinnere dich an das, was ich dir jetzt sage. Gib niemals auch nur für einen Augenblick dem Gedanken Raum, daß in dem Leben deiner Mutter etwas sei, dessen sie sich zu schämen hätte. Behalte diese feierliche Versicherung, welche ich am Vorabende unserer ersten Trennung dir gebe, fest im Gedächtniß; du kannst sie vorerst in ihrer vollen Bedeutung nicht fassen, du wirst es aber in der Folge. Das Geschick deiner Mutter ist ein ungewöhnliches, aber kein Flecken haftet daran. Diese Worte müssen in der Tiefe deines Herzens begraben bleiben, meine Tochter. Befrage weder mich noch Andere über diesen Gegenstand. Wir werden nicht wieder darauf zurückkommen.“

Mina küßte ihre Mutter und dann fragte sie: „Ist die geringste Aussicht vorhanden, daß das Amt, welches Papa zu erlangen hofft, in Neu-Frankreich sein wird?“

„Nicht die mindeste — schlage dir jede solche Hoffnung aus dem Sinne, Mina. Wenn man ihm eine Stelle in America anböte, so würde er sie nicht annehmen. Er wünscht nicht, und ich möchte es um die ganze Welt nicht, daß er nach einem Lande zurückkehren müßte, wo er so viel gelitten hat. Erst jetzt verlieren sich die Folgen dieser schreckenvollen Zeit. In Neu-Orleans bemerkte ich, wie er beim Anblicke eines Indianers jedes Mal schauderte.“

Das Blut schoß Mina in die Wangen und färbte ihre Stirne dunkelroth. Ihr Herz pochte heftig. „Und dennoch rettete Ontara sein Leben und das meinige, und Perlfeder starb für uns!“ rief sie leidenschaftlich aus. Sie stürzte einige Schritte von der Bank hinweg und blieb dann still stehen, bemüht, die stürmischen Gefühle zu bewältigen, welche die Worte der Mutter in ihr geweckt hatten. In wenig Augenblicken kehrte sie zurück, schlang die Arme um Frau d'Auban's Hals und lispelte: „Der liebe, liebe Vater! Ich weiß, wie viel er ausgestanden hat, und er ist so gut. Aber ach, Mutter, auch einige meiner indianischen Brüder sind gut!“

Gerade als das junge Mädchen sich diesem Ausbruch ihrer Gefühle überließ, näherte eine Gesellschaft fein gekleideter Herren und Damen sich dem ruhigen Winkel, wo Mutter und Kind saßen, und blieb ihnen gegenüber stehen. Sie besprachen etwas mit großem Eifer, das geschehen war oder noch geschehen sollte und offenbar sehr interessant und unterhaltend sein mußte. Inmitten der Gruppe stand eine Dame von ungewöhnlicher Größe und auffallender Schönheit, nach der neuesten Mode gekleidet. Sie sprach mit lauter, schallender, aber nicht unharmonischer Stimme und schien die Aufmerksamkeit sowohl als die Bewunderung ihrer Umgebung zu beherrschen. Der Ausdruck ihres Gesichtes wechselte mit jedem Augenblicke; zuweilen strahlte eine wilde Fröhlichkeit aus ihren schwarzen Augen, oder ein schlaues, schelmisches Lächeln spielte um ihre Lippen; zuweilen preßte sie dieselben mit einem Blick voll herausfordernder Entschlossenheit fest zusammen. Zeitweise beschattete ein sanfter, kaum merklicher Hauch von Schwermuth den blendenden Glanz ihres Blickes. Sie

sprach sehr viel und begleitete ihre Rede mit lebhaften Handbewegungen.

„Wird die große Kraftprobe heute wirklich stattfinden?“ fragte einer der Herren, welche sich um die Dame schaarten. „Sie haben eine kühne Herausforderung gemacht, und ich fürchte, Ihre Freunde werden die Kosten zu tragen haben.“

„Pah!“ sagte sie lachend. „In diesem Falle ist sogar die Niederlage ehrenvoll. Um so schlimmer für diejenigen, welche unüberlegt genug waren, ihr Vermögen an die Stärke meiner Faust zu setzen. Sie ist nicht eben groß, wie Sie sehen, meine Herren,“ setzte sie hinzu, ihre wohlgeformte weiße Hand zeigend.

„Beschafft Ihr Gegner den Teller?“

„Natürlich thut er das.“

„Meine Liebe,“ sagte eine der Damen, „ich bin sehr bange, Sie werden besiegt werden. Ich weiß, daß Sie Fünffrankenthaler biegen wie Oblaten; aber einen silbernen Teller! Sie haben das noch niemals versucht.“

„Weil es mir zu kostspielig war.“ Es erfolgte ein allgemeines Gelächter.

„Das Fräulein ist sparsam geworden! Die Zeit der Wunder ist noch nicht vorbei!“ hieß es.

„Wer weiß?“ war die Antwort, und der gedankenvolle, traurige Ausdruck flog wieder über das Gesicht der Dame. Aber eine Secunde später lachte sie wieder, wie es schien, über ihre eigenen Gedanken. „Ich könnte Ihnen Allen ein großes Vergnügen machen, wenn ich die Abenteuer erzählte, die ich erlebt habe, seit wir das letzte Mal hier waren.“

„Es ging das Gerücht, Sie hätten Paris verlassen.

Aber Niemand wußte zu sagen, wohin Sie gegangen waren," sagte einer der Herren.

„Das glaube ich wohl. Nun, ich reiste nach der langweiligen, kleinen Hauptstadt eines einfältigen, kleinen Staates. Rathen Sie einmal, wohin."

„Ich hätte nicht gedacht, daß Fräulein Gaultier die Langeweile in irgend einer Gestalt aufsuchen würde. Sie und Langeweile schließen sich gegenseitig aus."

„Ich fand Stuttgart nicht langweilig. Im Gegentheil, die vier und zwanzig Stunden, welche ich dort zubrachte, vergingen mir sehr rasch."

„Und was in aller Welt zog Sie dorthin, meine Liebe?" fragte dieselbe Dame, welche zuvor gesprochen hatte.

„Wohlan, wenn Sie die Geschichte zu kennen wünschen, so hören Sie. Seine Durchlaucht der Herzog von Würtemberg und ich waren den ganzen vorigen Winter sehr gute Freunde. Er ist, wie Sie wissen, ein großer Gönner der Bühne; er schreibt selbst Schauspiele — schlecht genug — aber das thut nichts zur Sache. Er hatte mich oft eingeladen, sein Herzogthum zu besuchen; und vorige Woche, da das Wetter sehr schön und Paris eben nicht unterhaltend war, fiel mir ein, hinzureisen. Ich fuhr Tag und Nacht durch, von einem einzigen Diener begleitet. Oh, meine Liebe, was waren das für herrliche Nächte! Ich möchte wissen, ob Sie Pariser je daran dachten, nach den Sternen zu schauen? Ich kann Ihnen versichern, daß es sich der Mühe lohnt. Am Abende des vierten Tages kam ich in der Residenz an und schrieb meinem fürstlichen Freunde, um ihn von meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Er ließ sich herab, mich noch an demselben Abende zu besuchen,

und hörte nicht auf mit Verbeugungen, Lächeln und Schmeicheleien. Als ich aber von meiner Absicht sprach, Tags darauf ihm meine Aufwartung im Schlosse zu machen, bemerkte ich auf dem herzoglichen Antlitz eine unverkennbare Verlegenheit. Er sagte, es sei nicht nothwendig, daß ich mich schon so bald nach meiner Reise dadurch ermüde, — ha, ha, ha, sehe ich aus, wie eine Person, die sich leicht ermüdet? — und er wolle am folgenden Morgen seinen Kammerherrn schicken, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Und der Kammerherr kam wirklich, und was noch außerordentlicher war, der Kammerherr sagte die Wahrheit! Es schien, daß der gute Herzog bei der Nachricht von meiner Ankunft unvorsichtige Aeußerungen der Freude hatte fallen lassen und Befehl gegeben hatte, ich solle sofort nach dem Schlosse zur Tafel geladen werden. Aber dies sollte nicht zur Ausführung kommen. Die edele, hohe, mächtige und sehr tugendhafte Frau von Grävenitz, eine würtembergische Frau von Maintenon, so eine zur linken Hand getraute morganatische Göttin, welche über das Decorum und die Sittlichkeit des pomphaften kleinen Hofes wacht, bestimmte es anders. Sie schlug einen gewaltigen Lärm und verwahrte sich dagegen, daß der ersten Schauspielerin des Théâtre Français eine solche Ehre zu Theil werden sollte. Und diese Einsprache that Wirkung."

„Das ist doch abscheulich!" „Welche Anmaßung!" „Unerträglich!" „Unverschämt!" das war der Sinn der Aeußerungen, welche die Zuhörer in verschiedenen Tonarten variirten.

„Was entgegneten Sie dem unglücklichen Kammerherrn?"

„Ich fragte, ob die gnädige Frau sich einer guten Gesundheit erfreue.“

„Um des Himmels willen, meine Liebe!“ rief eine der Damen, „Sie wollten sie doch nicht vergiften?“

„Nein, ich fürchte mich zu sehr vor der Hölle. Zudem würde das mir nicht halb so viel Spaß gemacht haben, als was ich that.“

„Und was in aller Welt war das?“ rief die ganze Gesellschaft.

„Nun, einige Stunden darauf machte ich eine Spazierfahrt.“

„Ist das alles?“

„Ich fuhr natürlich selbst, wie ich es hier thue. Der Wirth aus dem Königlichen Hofe, dessen Gunst ich durch Geld und gute Worte gewonnen hatte, stellte mir ein prächtiges Paar nicht eingefahrener Pferde zur Verfügung, und ich ließ sie an einen leichten Phaëton anspannen. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und der Boden war ausnehmend weich und schmutzig. Mein Freund, der Kammerherr, hatte die Güte gehabt, mir genau anzugeben, zu welcher Stunde ich das Vergnügen haben könne, die schöne Welt von Stuttgart die Promenade auf und ab paradiren zu sehen. Mußte das nicht für eine Fremde aus Paris ein Genuß sein? Frau von Grävenitz, hatte er mir erzählt, fahre täglich zwischen eins und zwei in einem offenen Wagen mit vier Pferden spazieren. Ich handhabte meine wilden Hengste mit Meisterschaft; wir sausten die Alleen auf und nieder, nach allen Seiten Schmutz verspritzend. Ich hatte sie ziemlich in der Gewalt, bis wir der morganatischen Equipage ansichtig wurden. Da aber wurden sie vollständig toll; sie bäumten sich, schlugen vorn und hinten aus

und mein Phaëton stieß zuletzt mit solcher Wucht gegen das linke Rad des herrschaftlichen Wagens, daß derselbe nach der rechten Seite umstürzte — übrigens sanft genug! Die guten deutschen Pferde blieben stille stehen und die Damen fielen eine über die andere in den Koth wie eben so viele mit Seide und Mousselin überzogene Kopfkissen."

„Gut gemacht!" „Ausgezeichnet!" „Bravo, Fräulein Gaultier!" erscholl es im Kreise der Zuhörer.

„Ja, aber merken Sie wohl, Niemand schrie »Bravo« auf der Promenade in Stuttgart — und auch Deutsche können in Wuth gerathen, wenn man ihnen nur Zeit läßt. Ich verlor daher keinen Augenblick und fuhr wie der Wind nach dem »Königlichen Hofe« zurück, wo eine vierspännige Postchaise auf mich wartete. Wir galoppirten nicht, wir flogen der Grenze zu. Dem Postknecht war noch nie ein so gutes Trinkgeld versprochen worden. Sobald ich auf dem französischen Ufer war, richtete ich mich auf, schüttelte herausfordernd meinen Handschuh und schleuderte ihn in den Rhein. In noch einmal vier Tagen und Nächten reiste ich nach unserm Paris zurück, das doch der einzige für menschliche Wesen geeignete Aufenthaltsort ist."

„Was dachte wohl der Herzog davon?" fragte Jemand.

„Ah! Ich erhielt heute Morgen einen Brief, welcher den Sturm im Wasserglase beschreibt, der in Stuttgart erfolgte. Ich sollte in's Gefängniß geworfen werden. Ah! ah! die Rückreise war entzückend. Wir hatten alle Arten von Abenteuer, Clemens und ich. Fast wären wir ermordet worden — in einem Wirthshause, das einer Räuberhöhle glich."

„Haben Sie denn nie Furcht gekannt, Fräulein Gaultier?" fragte eine Dame.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau; ich fürchte den geringsten Schmerz ganz entsetzlich; ein Nadelstich verursacht mir eine Ohnmacht, und ein hartes Bett bringt mich zum Weinen. Aber, was wollen Sie? Aufregung über alles!“

In diesem Augenblicke kam eine kleine Bewegung in die Gesellschaft. Ein Mann von hoher Gestalt und edelm Aeußern war hinzugetreten und stand Fräulein Gaultier gegenüber, indem er Frau d'Auban und ihrer Tochter den Rücken kehrte.

„Ah, Herr Graf!“ rief die Schauspielerin vergnügt. „Ich fing an zu glauben, Sie hätten meine Herausforderung vergessen.“

Der so angeredete Herr antwortete mit einem Lächeln: „Sie sind nicht zufrieden mit einer Niederlage, schöne Dame; Sie verlangen nach einer zweiten. So sei es denn! Bei der letzten Gelegenheit, da wir die Kraft unserer Fäuste erprobten, verpfändeten Sie die Rose, welche Zaïre am Abende zuvor getragen hatte. Ich bin ehrgeiziger geworden, und wenn ich siege, werde ich um den Cameraden des Handschuhs bitten, welchen der freie deutsche Rhein nach dem Meere führte.“

„Ah! Sie haben von meinem Abenteuer gehört, Herr Graf? Sind Sie nicht bange, ihre Kraft mit einem so boshaften Feinde zu messen?“

„Sehr bange,“ antwortete der Fremde lächelnd. „Ein feiges Herz hat aber noch niemals eine schöne Dame gewonnen oder besiegt; so muß ich denn meinen Muth mit allen Mitteln aufrecht halten. Da sind zwei silberne Teller. Gebogen oder ungebogen gehören sie Ihnen nach dem Wettkampfe; und wenn ich gewinne, beanspruche ich als Ritterdank den Handschuh.“

„Gut," sagte Fräulein Gaultier. „Geben Sie mir einen Teller."

Er wurde ihr eingehändigt. Mit einem halb zuversichtlichen, halb zweifelnden Blick nahm sie den Teller, erröthend vor Kampflust und wie im Vorgefühl eines Triumphes lächelnd. Dann legte sie den Teller nieder und bog mit ihren zarten, schmalen, aber stahlharten Fingern ein Fünffrankenstück zusammen, welches sie aufrollte, als wäre es eine Oblate gewesen. Alle klatschten Beifall.

„Jetzt die große Probe!" sagte sie, und die Augen aller Anwesenden waren auf sie gerichtet, als sie den silbernen Teller wieder zur Hand nahm.

Frau d'Auban und Mina beobachteten sie gleich den Uebrigen. Es lag etwas unwiderstehlich Anziehendes in dem gutmüthigen Eigensinn, der sich in ihren schönen Zügen aussprach.

„Niemand hat mich jemals überwunden!" sagte sie, in weiblichem Widerspruchsgeiste ihrer jüngsten Niederlage nicht gedenkend.

Wenn ein Weib etwas will und dieses Etwas ein Triumph irgend welcher Art ist, wie entschlossen geht sie daran! Die Gesichtsfarbe der jungen Dame wurde zusehends dunkler unter der Schminke, die ihre Wangen deckte. Sie bot die äußerste Kraft ihrer Finger, ihres Armes, ihres ganzen Körpers auf: der Teller wollte ihrer verzweifelten Anstrengung sich nicht fügen. Ihre Lippen waren fest zusammengebissen, die Adern ihrer Stirne schwollen an. Der entfaltete Kraftaufwand machte sie erbleichen. „Wohlan! Ich bin überwunden!" rief sie zornig und dennoch lachend. „Ich glaube nicht, daß Sie den Teller biegen können, Herr Graf."

Der Fremde verbeugte sich, nahm den Teller — und

mit kaum merklicher Anstrengung rollte er denselben wie ein Stück Pappdeckel zusammen.

„Bravo!“ rief die Dame in aufrichtig guter Laune, zog ihren Handschuh aus und reichte denselben ihrem Gegner mit einer anmuthigen Verneigung. „Mit einem solchen Kämpen in die Schranken zu treten, ist an sich eine Ehre, und von ihm überwunden zu werden, ist glorreicher, als einen geringern Feind zu besiegen. Und dennoch,“ setzte sie lachend hinzu, „ist es kläglich, sich nicht mehr rühmen zu können, daß man alles vermöge, wozu irgend ein Anderer im Stande ist.“

Von ihrem Gefolge begleitet, entfernte sich Fräulein Gaultier und Niemand blieb in diesem Theile des Gartens zurück, als Frau d'Auban, Mina und des Fräuleins Gegner, welcher plötzlich umkehrte und sich am äußersten Ende der Bank niederließ, auf der Frau d'Auban Platz genommen hatte. Er zog ein Packet Briefe aus der Tasche und fing an sie zu lesen, ohne auf seine Nachbaren zu achten. Mina hatte an dem Schauspiel, wovon sie Zeuge gewesen war, viel Vergnügen gefunden.

„Ist dieser Herr nicht wunderbar stark, Mama?“ fragte sie auf Französisch.

„Sprich deutsch,“ flüsterte ihre Mutter, auf den Fremden deutend.

„Die Dame ist auch sehr stark,“ sagte Mina in deutscher Sprache, „und dabei sehr schön. Meinst du, daß sie auch gut ist, Mutter?“

Der Herr verstand offenbar Deutsch; denn er wandte sich um, und von Mina's Frage ergötzt, wie es schien, betrachtete er sie, anfangs neugierig, dann mit unverhohlener Bewunderung. Bald jedoch fuhr er fort zu lesen.

„Ich finde ihr Benehmen ein wenig zu frei, aber in ihrem Gesicht ist etwas Herzgewinnendes,“ lautete Frau d'Auban's Antwort auf die Bemerkung ihrer Tochter.

„Ja, Mama, ich verstehe, was du ein zu freies Benehmen nennst. Es freut mich aber, daß ihr Gesicht auch dir gefällt. Mir gefällt es.“

„Sie ist eine Schauspielerin — keine Dame aus der Gesellschaft.“

„Eine Schauspielerin! Ich möchte wohl wissen, ob sie so gut spielt wie Pouponne?“

„Wer ist Pouponne, liebes Kind?“

„Frau de Simiane's Enkelin. Sie besuchte letzthin Julie und Oriane und sagte uns, daß in ihrer Schule Athalie aufgeführt werde, worin sie die Königin vorstelle. Herr d'Héricourt hätte sie unterrichtet, wann sie stehen und sich setzen müsse, und die Hand ausstrecken und zum Himmel aufschauen. Sie sagte uns ihre Rolle vor. Du glaubst nicht, wie schön sie das that, Mama! Hauptsächlich die Stelle, wo Athalie sagt:

„Où serais-je aujourd'hui, si domptant ma faiblesse
Je n'eusse d'une mère etouffé la tendresse?“

„Still, mein Herz!“ sagte ihre Mutter, und ein Ausdruck des Schmerzes flog über ihr Gesicht.

Mina bemerkte das, und rasch auf einen andern Gegenstand überspringend, rief sie aus: „Ich wollte, ich wäre eine Königin! Nicht eine Scheinkönigin, sondern eine wirkliche.“

„Was veranlaßt dich zu diesem Wunsche, Mina?“

„Dann würde ich ein ungeheueres Schiff ausrüsten und nach America zurückreisen, und auf dem Hügel, wohin Adlerauge mich zu tragen pflegte, wollte ich eine Kirche bauen,

so groß wie Notre-Dame, und die sollte das Wunder der Neuen Welt sein."

„Glaubst du, Könige und Königinnen seien ihre eigenen Herren, oder glücklicher als andere Leute?"

„Jedermann sagt: so glücklich wie ein König oder eine Königin. Julie behauptet, sie würde so glücklich sein wie eine Königinn, wenn sie Jemand aus der Umgebung des Hofes heirathen könnte und nach Marly eingeladen würde."

„Diejenigen, welche diese Redensart gebrauchen, haben niemals erfahren, welcher Schmerz oft das Herz derjenigen durchwühlt, die zu beneiden sie thöricht genug sind."

Mina legte ihren Kopf liebkosend auf die Schulter ihrer Mutter und sagte, ihr in's Gesicht blickend: „Aber wie weißt denn du, was sie leiden, süßeste Mutter? Du hast ja nie in einem Palaste gewohnt."

Frau d'Auban strich ihrer Tochter die Locken von der Stirne und ihre Lippen darauf drückend, murmelte sie. „Du darfst mir auf's Wort glauben, Mina, daß keine Sklaverei so drückend ist, wie die des Königthums, und kein Gefängniß trauriger, als ein Palast. Die schwersten aller Fesseln sind oft unsichtbar, und gar manches Herz bricht stillschweigend auf oder neben einem Throne."

Frau d'Auban sagte diese Worte mit tiefer Bewegung und etwas lauter, als sie bisher gesprochen hatte. Der Fremde, welcher mittlerweile seine Briefe zu Ende gelesen hatte, beugte sich vorwärts, um einen Blick auf ihr Gesicht werfen zu können. Da ihm dieses aber nicht gelang, faltete er seine Papiere zusammen und wollte fortgehen. Als er an Frau d'Auban vorüberkam, blickte er sie scharf an, und in wenigen Minuten kehrte er zurück und richtete nach-

denkliche Blicke auf sie. Sie bemerkte es, und zum ersten Male fiel ihr Blick auf seine Züge; sie fühlte sofort, daß ihr dieselben nicht unbekannt waren.

„Lege deine Arbeit zusammen, mein Herz,“ sagte sie hastig. „Es ist Zeit, daß wir gehen.“

„Ach bitte, laß uns noch ein wenig verweilen, liebste Mutter! Es ist so angenehm hier unter den Bäumen.“

„Nein, nein! Eile dich, Mina.“

Zum dritten Male wandte der Fremde sich um und blieb jetzt den Beiden gegenüber stehen. Frau d'Auban's Auge begegnete seinem forschenden Blicke, und jede Spur von Farbe floh von ihren Wangen. Sie blieb so kalt und regungslos wie irgend eine der Bildsäulen, die sie umgaben. Der Fremde sprach das einzige Wort: „Madame!“

Erstaunen, Ehrerbietung und eine stillschweigende Frage lag in dem Ton seiner Stimme. In den Ohren derjenigen, an welche es gerichtet war, klang es wie ein Ruf aus einer andern Welt; denn der Fremde und sie waren Gespielen aus der frühesten Jugendzeit, — fast ein Bruder war ihr dieser Mann gewesen. Bei seinem Anblick stürmten Erinnerungen an ihre Familie, an die Heimath und an alte Beziehungen mit unbeschreiblicher Gewalt auf sie ein.

„Der Graf von Sachsen,“ murmelte sie. Der Name erstarb auf ihren Lippen; allein sie konnte die heißen und reichlichen Thränen nicht zurückdrängen, die, aller Selbstbeherrschung trotzend, aus ihren Augen strömten.

„Theuere Gefährtin meiner Kindheit!“ begann der Graf in leisem, innigem Tone, „Freundin meiner ersten Jugend! Trügen mich meine Sinne, oder erblicke ich Sie wirklich wieder? O, hohe Frau, was bedeutet das?

Welches Wunder hat Sie aus frühem Grabe erweckt? Um Gottes Willen, erklären Sie mir dieses Geheimniß!"

Frau d'Auban raffte ihre ganze Kraft zusammen, um aufzustehen, und, auf Mina sich lehnend, wandte sie sich ab.

„Es ist ein Irrthum," sagte sie tonlos und versuchte, von dannen zu gehen.

Aber der Graf ergriff ihre Hand und rief aus: „Es ist Ihre Stimme sowohl als Ihr Gesicht! Sie sind es selbst! Sie können mich nicht täuschen!"

„Lassen Sie die Hand meiner Mutter los!" schrie Mina mit dem befehlenden Wesen eines jungen Häuptlings. „Sie sind schuld, daß sie weint. Hinweg!"

Ohne sie zu beachten fuhr der Graf fort: „Guter Gott! Madame, können Sie mir nicht trauen? Haben Sie den Muth, mich als einen Fremden zu behandeln?"

Sie hatte nach Fassung gerungen und diese zum Theil wiedererlangt. Tausend flüchtige Gedanken und Befürchtungen zuckten ihr durch den Sinn. In jenen Tagen, da die Monarchen noch mit unumschränkter Macht regierten und in königlichen Familien ein unüberwindlicher Abscheu vor unebenbürtigen Heirathen obwaltete, hatte sie mehr Grund zu Besorgnissen als in unsern Tagen sich leicht begreifen läßt. In ruhigerm Tone sagte sie: „Sie befinden sich in einer merkwürdigen Täuschung, mein Herr. Ich bin krank gewesen, und Ihre seltsame Anrede hat mich verwirrt. Eine zufällige Aehnlichkeit ist wahrscheinlich...."

„Aehnlichkeit!" rief der Graf ungeduldig. „Aber es sei so, Madame, wenn das Ihr Wille ist. Meine Ehrfurcht ist eben so unbegrenzt, wie meine Anhänglichkeit tief ist. Fern sei es von mir, mich Ihnen aufzudrängen. Der

leiseste Ihrer Wünsche ist mir Gesetz, jetzt noch eben so gut wie an Ihres Vaters —"

„Stille! um Gottes Willen stille!" Diese Worte glitten über Frau d'Auban's Lippen, während Ihr Blick Mina streifte, und bevor sie Zeit hatte, dieselben zurückzurufen, fühlte sie, daß sie jetzt stillschweigend eingestanden hatte, was sie zu verbergen wünschte. Hohe Röthe überzog ihr Gesicht.

„Ihre Tochter?" fragte der Graf von Sachsen, und schaute Mina bewundernd an, welche dem kühnen Fremden einen grimmigen Blick zusandte. „Und sie heißt?"

„Wilhelmina d'Auban," rief das junge Mädchen. „Aber ich wollte, einer meiner braven Indianer wäre hier, um Sie hinwegzujagen!"

„Ach! Madame," sagte der Graf, „wir haben beide über den Verlust einer andern Wilhelmina geweint."

Frau d'Auban brach in Thränen aus.

„Setzen Sie sich nieder," rief Moritz von Sachsen. Und sie that es, denn ihre Kniee zitterten so sehr, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Er blieb einen Augenblick stehen und schaute sie an mit einem Ausdruck, in welchem Beklommenheit, Neugierde und Mitgefühl sich vereinigten. Mit verwunderter und scheuer Miene sah Mina bald auf den Fremden, bald auf ihre Mutter.

Endlich sagte der Graf mit dem Ausdruck der tiefsten Bewegung: „Ich weiß nicht, ob ich gehen oder bleiben soll. Kaum weiß ich, wie ich Sie anreden soll, hohe Frau. Wollte Gott, Sie sagten mir nur ein einziges Wort: sagen Sie mir, daß ich nicht wahnsinnig bin!"

Frau d'Auban schlug ihre thränenvollen Augen auf und blickte ihn an mit jenem eigenthümlichen Ausdrucke,

welcher die Prinzessin Charlotte von Wolfenbüttel zum Gegenstand seiner jugendlichen Verehrung gemacht hatte. Mit zitternder Stimme erwiderte sie dann: „Diejenige, welche Sie zu sehen glauben, ist todt — todt für Verwandte und Freunde, für die Welt, in der sie einst lebte. Stören Sie ihre Grabesruhe nicht. Vergessen Sie die Fremde, welcher Sie heute begegneten."

„Könnte ich je an Sie wie an eine Fremde denken?"

„Denken Sie an mich, wie Sie es für gut finden! Aber, Moritz von Sachsen, seien Sie gütig, seien Sie großmüthig und zerstören Sie nicht durch eine unheilvolle Neugierde ein Glück, das an einem Faden hängt!"

„So sind Sie glücklich?"

Mit einem Seitenblick auf ihre Tochter nickte sie bejahend.

„Verhüte der Himmel, daß ich Ihnen nur einen unruhigen Augenblick bereite! Ich werde selbstverständlich mich aller Nachforschungen enthalten, welche Sie schmerzen oder Ihren Frieden gefährden könnten. Aber darf ich Sie nicht besuchen? Wollen Sie mir nicht eine Erklärung geben über das, was nach einer Stunde mir ein Traum dünken wird?"

„Graf von Sachsen, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, daß Sie stumm sein werden wie das Grab — ja wie das Grab — in Bezug auf diese Begegnung, so will ich Ihnen nach drei Monaten schreiben und das Geheimniß aufklären. Alsdann dürfte ich eine Gunst von Ihnen zu erbitten haben."

„Ich gelobe — ich schwöre!" rief der Graf eifrig, „wenn ich aber nach Verlauf von drei Monaten nichts von Ihnen höre, so werde ich es für meine Pflicht halten,

den König, meinen gnädigsten Herrn, von Ihrem Dasein in Kenntniß zu setzen."

„Nach drei Monaten? So sei es. Wenn ich aber noch lebe, werden Sie vor Ablauf dieser Frist von mir hören. Versprechen Sie mir, daß Sie mir jetzt nicht folgen oder suchen werden, meine Wohnung zu entdecken?"

„Ich verspreche es," antwortete der Graf. „Wenn aber innerhalb des genannten Zeitraums Sie eines starken Armes bedürfen und eines ergebenen Herzens, o, so denken Sie an Moritz von Sachsen! Ich darf wohl nicht um ein freundliches Abschiedswort bitten?"

Frau d'Auban reichte ihre Hand hin, welche der Graf mit tiefster Ehrfurcht küßte. „Leben sie wohl, und der Himmel schütze Sie, Moritz," sagte sie mit zitternder Stimme.

Als Mutter und Tochter verschwunden waren, blieb der Graf von Sachsen einige Zeit auf derselben Stelle stehen und brütete über dieses unfaßbare Zusammentreffen mit einem Wesen, das er seit Jahren todt geglaubt hatte. „Entweder ist kein Narr im Irrenhaus von Bicêtre so wahnsinnig wie ich," sagte er zu sich selbst, „oder die Wahrheit ist wunderbarer als die kühnste Erdichtung."

Sechstes Capitel.

Bruder und Schwester.

Einige Tage nach der im vorhergehenden Capitel erzählten Begegnung reiste Frau d'Auban mit ihrem Manne nach der Bretagne ab. Es war ihm eine Anstellung auf der Insel Bourbon in Aussicht gestellt worden; aber erst nach Ablauf mehrerer Wochen konnte er eine entscheidende Antwort erhalten. In der Zwischenzeit wollte er seine Heimath besuchen und ein kleines Landgut, das er noch in der Bretagne besaß, verkaufen. Die erstandene Summe sollte dazu dienen, den Plan seiner Frau in Ausführung zu bringen. D'Auban hielt eine Reise nach St. Petersburg für ein kühnes, möglicherweise gefährliches Unternehmen. Auch bezweifelte er, daß der Erfolg ein ihre mütterlichen Gefühlen befriedigender sein würde; jedoch bei seiner Verheirathung hatte er versprochen, ihr niemals hinderlich zu sein, wenn sie sich ihrem Sohne nahen wolle. Es schien ihm daher gerecht, am Vorabende eines aller Wahrscheinlichkeit nach letzten Abschiedes von Europa ihr den Versuch zu gestatten, noch ein Mal ihren Sohn zu sehen, wenngleich keines der tausend Mittel, welche sie zu diesem Zwecke fortwährend ausdachte, es ihr möglich machen sollte, bei dem jungen Herrscher Zutritt zu erhalten. Ihr Zusammentreffen mit dem Grafen von Sachsen hatte bewiesen, daß ihr Aussehen nicht so verändert war, wie sie wähnte. Unschwer ließ sich jedoch in St. Petersburg eine Verkleidung ausmitteln, welche jede Gefahr, erkannt zu werden, beseitigen würde. Im äußersten Falle konnte sie

bei irgend einer öffentlichen Gelegenheit ihr Auge auf den Zügen ruhen lassen, welche ihrem Gedächtnisse nur unklar eingeprägt waren, während ihre Einbildungskraft sich dieselben tausendfach ausmalte.

An einem schönen Maimorgen traten Herr und Frau d'Auban ihre Reise an. Nicht ohne sorgenvolle Gedanken hatten sie Mina im Hôtel d'Orgeville zurückgelassen. Mit dem Eilwagen fuhren sie von Paris ab, auf einer Landstraße, die nach der Art jener Zeit von Ulmen beschattet war und Felder durchschnitt, welche durch Reihen von Apfelbäumen getrennt waren. Weiße, flockige Wolken strichen über den klaren Himmel. Der Postillon summte die Melodie: „Der gute König Dagobert," während der Wagen inmitten des aufgewirbelten Staubes langsam der Nordküste zurollte. Am Abende des dritten Tages erreichten die Reisenden Oberst d'Auban's Geburtsort. Nach langen Jahren erblickte er die wohlbekannte von Klippen überragte Küste mit ihren Felseninseln zum ersten Male wieder. Er vernahm den Schrei des Seeadlers, das Brausen der an die steinige Bucht von Keir-Anna anprallenden Wogen und den Glockenklang der kleinen Kapelle, welche die Seefahrer zu Ehren der Mutter Maria, des Meeressternes, erbaut hatten.

Der Duft der Kleefelder und der Salzgeruch des Meeres erfüllte die Luft und schien dem Obersten neues Leben einzuhauchen. Unter dem Dache des kleinen bretagnischen Wirthshauses schlief er zum ersten Male seit fast vier Jahren, ohne von rothen Indianern und gemordeten Frauen zu träumen. Die wenigen Tage, welche er in diesem dürftigen Wirthshause zubrachte, schienen die heilsame Wirkung, welche Dr. Lenoir von einer Veränderung

der Luft und des Ortes erwartet hatte, wirklich hervorzubringen, ja selbst noch Besseres. Seine Frau saß mit ihm am Meeresstrande oder wanderte an seiner Seite durch die blumigen Auen in der Umgebung des alten Herrenhauses, das die Stätte seiner Geburt war. Die ganze Schönheit des Frühlings war der Gegend aufgeprägt, und als sie miteinander die frische Seeluft einathmeten und auf dem weichen Grase der angenehm duftenden Dünen auf- und abschritten, beschlich seine Seele eine Ruhe und kehrte eine Kraft in seine Glieder zurück, die er je wieder zu fühlen nicht mehr gehofft hatte.

Für Beide war es eine glückliche Zeit der Erholung. Das fühlten sie und sandten manchen nachdenklichen Blick nach dem Dorfe am Ufer zurück, als sie, dem Eilwagen vorausgehend, langsam die erste Anhöhe auf dem Wege nach Hâvre erstiegen, jenseits welcher sie Keir-Anna aus dem Gesicht verlieren mußten.

Hâvre mit seinen belebten Gassen, seinen lärmerfüllten Uferstraßen und dem Walde von Mastbäumen in seinem geschäftigen Hafen bildete einen grellen Gegensatz zu dem friedlichen Orte, den sie eben verlassen hatten. Auf ihrem Wege nach dem Gasthause, wo sie Zimmer bestellt hatten, erkundigten sie sich bei dem Bestätter nach dem Schiffe, auf dem sie nach St. Petersburg reisen wollten. Es hieß, dasselbe werde in zwei Tagen die Anker lichten, und d'Auban sagte, er werde am folgenden Morgen wiederkommen, um Plätze in der Cajüte zu bestellen. Er und seine Frau hofften im Gasthause Briefe aus Paris zu finden, und wurden nicht getäuscht; in dem kleinen Wohnzimmer, in welches sie geführt wurden, lagen mehrere auf dem Tische.

„O, da ist einer von unserer Mina!“ rief Frau d'Auban, und ihr Auge strahlte vor Freude. Sie setzte sich und öffnete das Schreiben.

„Lies mir vor, was unser Liebling schreibt,“ sagte ihr Mann mit heiterm Lächeln. Er setzte sich seiner Frau gegenüber, lehnte den Kopf auf die Hand und horchte.

Frau d'Auban entfaltete den Brief und las.

„Theuerste Mutter und theuerster Vater! O, wie glücklich bin ich! Als Ihr fortginget, glaubte ich, während Euerer Abwesenheit würde ich nicht einen einzigen frohen Augenblick haben. Aber eine große Freude ist mir seitdem zu Theil geworden, welche wie ein Sonnenstrahl am trüben Himmel aufleuchtete, denn ich war sehr vereinsamt und fühlte mich recht unglücklich in diesem großen Paris. Selbst jetzt ist mein Herz zuweilen traurig; allein ich fühle mich nicht mehr verlassen. Mein Bruder ist gekommen. Mein lieber Bruder Ontara ist in Paris. Ach, Mutter, ich konnte vor Freude kein Auge schließen! Ich konnte nichts thun während der ganzen Nacht, nachdem ich von seiner Ankunft gehört hatte, als Gott danken und mich nach dem folgenden Tage sehnen; denn da sollte ich ihn sehen. Ich habe ihn gesehen und er ist so gut und schön und hat seine Schwester Mina so lieb wie jemals. Er will Christ werden, und ich darf täglich mit Frau Maret zu dem Bischofe gehen, um den Unterricht zu verdolmetschen, den er Ontara ertheilen will, bevor er getauft wird. Niemand als ich könnte die Erklärungen des Bischofs ihm verständlich machen. Er spricht nur ein paar Worte Französisch. Herr Maret sagte, er werde Euch alles ausführlich schreiben. Er hat ihn der Regierung abgekauft. Welches Recht hat denn die Regierung, Menschen zu ver-

kaufen und Fürstensöhne zu Sklaven zu machen? Herr Maret wird ihm jedoch die Freiheit schenken. So sagte er mir vorgestern Abend. Das Crucifix des alten Sachem hat alles zu Stande gebracht, Ontara's Bekehrung nämlich. Wir haben beisammen gesessen und es betrachtet, und ich weinte in einer Freude, die fast wie Schmerz war, so tief ging sie mir durch das Herz. Ontara vergoß keine Thränen, weil die Indianer niemals weinen; aber die Worte, die er über das Gebet der Christen sprach, waren stark wie der Westwind und glühend wie Feuer. Und als man mich ihn fragen hieß, was er in Paris am liebsten sehen möchte, antwortete er: »Das Haus Gottes — den Wohnort des großen Geistes.« Ich habe keine Zeit, mehr zu schreiben. Frau Maret will ihren Wagen schicken, mich abzuholen. Liebste Mama, im Hôtel Sénac, wo ich meinen Bruder Ontara sah, traf ich jenen Herrn, der damals den silbernen Teller gebogen hat. Er war sehr freundlich und sprach lange mit mir. Papa sagte, ich sollte Neuigkeiten schreiben; aber ich glaube, ich weiß keine. Die gute Nachricht, welche mich so glücklich macht, habe ich bereits erzählt. Alles andere kommt mir einfältig vor. Gestern Abend hörte ich Jemand sagen, daß die Fürstin Ursini sehr krank sei und der junge Czar von Rußland,"... der Brief entfiel den Händen der Mutter — d'Auban hob ihn auf.... „der junge Czar von Rußland kürzlich an den Blattern gestorben sei. Gib Papa hundert Küsse. O könnte ich Euch Beide in meine Arme schließen! Kommt bald zurück zu Euerer Mina. Ich bin sehr glücklich mit meinem lieben Bruder, kann aber niemals ganz glücklich sein, so lange Ihr Beide von mir fort seid.

Euere zärtliche und ergebene Tochter

Wilhelmina d'Auban."

Einen solchen Brief zu erhalten war entsetzlich für eine Mutter! Der Schlag kam unvorbereitet und traf in furchtbar schmerzlicher Weise. Die Ausdrücke der Liebe ihrer Tochter zu dem Fremden, den sie Bruder nannte, der freudige Ton, in welchem sie schrieb, erfüllte das Herz der Mutter mit einem Gefühle, das der Erbitterung nahe stand.

„Ach! hättest du mich es ihr sagen lassen!“ rief sie. „Es ist zu entsetzlich, daß die Schwester....“

Dann barg sie ihr Gesicht in den Händen und sagte nichts mehr. Ihr Schmerz war unsäglich bitter.

„Vielleicht ist die Nachricht nicht wahr, Theuerste,“ sagte d'Auban, und ging nach dem Russischen Consulate, um sich zu erkundigen.

Sie bezweifelte keinen Augenblick, daß es wahr sei. In ihrer Seele hatte stets eine stille Ahnung geschlummert, sie werde das kaiserliche Kind, das sie in der Wiege verlassen hatte, niemals wiedersehen. Die dazwischenliegenden Jahre zerrannen nunmehr in Nichts. Der in der Blüthe der Jugend sterbende Monarch tauchte vor ihr auf in der Kindesgestalt jener längstvergangenen Tage. D'Auban's Rückkehr und die Worte voll Theilnahme und Mitgefühl, welche er an sie richtete, beachtete sie kaum. Mehrere Stunden lang konnte sie weder weinen noch sprechen; sie ging jedoch in die Kirche und betete, daß das harte und stumpfe Gefühl in ihrem Herzen schmelzen möge. Endlich stiegen sanftere Empfindungen auf, und ihre Thränen flossen; sie empfand ein Herzweh, dem eine Bitterkeit und ein Trost eigenthümlicher Art innewohnte. Sie fühlte sich jetzt des einzigen Bandes entledigt, das sie noch an die Vergangenheit geknüpft hatte. Ihr Sohn schien ihr

gewissermaßen näher zu stehen in der unsichtbaren Welt, wo ihre Gebete ihm zu Hülfe kommen konnten, als auf dem fernen Throne, dem zu nahen sie nicht wagen durfte. Nach und nach beschlich eine friedvolle Traurigkeit, ein Gefühl der Ruhe ihre Seele. Sie brachte es dahin, die göttliche Barmherzigkeit in diesem Schlage zu erkennen, durch welchen ihr Sohn dem Schauplatze so vieler Kämpfe und Versuchungen entrückt worden war.

Bei ihrer Ankunft in Hâvre waren ihre Gefühle sehr aufgeregt gewesen. Wenn sie die stürmische See betrachtete, auf welcher sie sich demnächst einschiffen sollte, so schien es ihr, als wenn alle Wogen derselben über ihr zusammenschlügen.

Die funkelnden Streiflichter, die flimmernden Strahlen, welche ein stürmischer Himmel und ein umwölkter Sonnenuntergang auf der Meeresfläche abspiegelten, gaben ein Bild der Aufregung in ihrer Brust. Jetzt war ihr Inneres so still wie eine wellenlose See. Die überwältigende Macht des Todes hatte jene Wogen geglättet, und seine kalte Hand hatte manchen Zweifel gelöst, und so begierig und angstbeklommen zugleich sie jener Reise entgegen=gesehen hatte, so ruhigen, wenn auch traurigen Herzens machte sie sich nunmehr bereit, den Rückweg anzutreten.

„Wie froh mußt du jetzt sein," sagte sie zu ihrem Manne, „meinem störrischen Wunsche willfahrt zu haben! Noch einen Tag und ich wäre auf dem Wege nach St. Petersburg gewesen. Wie eigenthümlich trifft sich das! Nicht die geringste Veränderung in meinem äußern Dasein und dennoch eine so große in meinem Seelenleben! Ich möchte wohl wissen, ob es schon ein so außerordentliches Schicksal gab, wie das meine."

Indem sie das sagte, fiel ihr Blick auf Mina's Brief, der auf dem Tische liegen geblieben war, und sie rief hastig: „Nimm ihn weg; ich kann den Anblick dieses Schreibens nicht ertragen.“

D'Auban grämte sich über diesen Brief. Es war allerdings nicht tadelnswerth von seinem geliebten Kinde, daß es in solcher Weise geschrieben hatte, und ein solcher Erguß seiner freudigen Gefühle war eben so natürlich, als diese Gefühle selbst; aber ihren Eltern fiel es in diesem Augenblick schwer, in den Jubel einzustimmen, welchen Mina über Ontara's Ankunft in Paris laut werden ließ. Sie freuten sich, daß der junge indianische Häuptling gerettet war und dankten Gott für seine Bekehrung. Es würde ihnen jedoch leichter gewesen sein, dieser Nachricht froh zu werden, wäre sie nicht mit der Anzeige von dem Tode des Bruders, den Mina nicht kannte, verknüpft gewesen. Beide waren ihrer unermeßlichen Schuld der Dankbarkeit gegen den jungen Indianer sich bewußt und fühlten sich in jeder Hinsicht verpflichtet, ihn als Sohn zu bewillkommnen. Sie mochten aber ungern eingestehen, nicht einmal gegen sich selbst, es sei ihnen unwillkürlich leid, daß Mina wieder mit ihm zusammengetroffen sei, und unter Umständen, welche dazu angethan waren, ihr Interesse und ihr Mitgefühl für ihn auf's höchste zu erregen und zu steigern.

Sie würden gern gesehen haben, daß Mina andern Mädchen etwas ähnlicher gewesen wäre, ohne an Herzensgüte oder Anmuth zu verlieren. Vielleicht verlangten sie das Unmögliche. Mina's romantische und zärtliche Natur, gepaart mit einer Einfalt, welche alle Versuche, sie zu einer nüchternen Anschauung der Dinge zu bringen, zu

Schanden machte, ließ es jedenfalls als wahrscheinlich erscheinen, daß sie sich inniger denn je ihrem Adoptivbruder anschließen und in Paris mit derselben unschuldigen und liebevollen Vertraulichkeit sich gegen ihn benehmen würde, wie in den Tagen ihrer Gefangenschaft. Das Band, welches zwischen Beiden geschlossen worden war, als sein Schutz von der höchsten Wichtigkeit war, und die Treue, mit welcher er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, hatte sich dem Herzen und der Einbildungskraft des Kindes unauslöschlich eingeprägt. Frau d'Auban kannte die Gemüthsart ihrer Tochter und deren leidenschaftliche Dankbarkeit gegen ihren jungen Befreier, der drei Mal die Rolle ihres Schutzengels gespielt hatte. Nicht um die Welt hätte sie dieses Gefühl unterdrücken oder selbst der Pflicht der Erkenntlichkeit ungetreu werden wollen; allein nichtsdestoweniger hatte sie große Bedenken. Die Sachlage war eine außergewöhnliche, und Mina konnte möglicher Weise die Welt mit der Kundgebung von Gefühlen überraschen, welche diese nicht verstand. Frau d'Auban sehnte sich, nach Paris zurückzukehren, und dann ihre Abreise aus einem Lande, aus dem sie nunmehr alles mitnehmen konnte, was ihr auf Erden noch theuer war, zu beschleunigen.

An jenem Tage, auf welchen Mina in ihrem Briefe an ihre Eltern Bezug nahm, waren wie gewöhnlich des Abends im Hôtel d'Orgeville einige Freunde zum Besuch gewesen. Mina saß mit den Töchtern des Hauses und deren Erzieherin an einem Tische in einiger Entfernung von dem die Frau des Hauses umgebenden Kreise. Einer der Anwesenden nahm wiederholt neben der kleinen Creolin Platz und suchte sie in's Gespräch zu ziehen. Dies war Herr Maret,

der Bruder des Paters Maret, den sie so sehr geliebt hatte. Der Bruder wußte in Bezug auf den Verstorbenen stets etwas zu fragen und sie etwas zu erzählen. Jede Einzelnheit seines apostolischen Lebens in Illinois interessirte ihn. Er wurde niemals müde, die Geschichte der letzten Reise zu hören, welche der Pater mit Mina's Eltern und ihr selbst gemacht hatte, und zu vernehmen, wie er die seinem tragischen Ende vorhergehenden Stunden zugebracht hatte. Mina hatte oft seines Besuches bei dem sterbenden alten Sachem erwähnt und hervorgehoben, daß Pater Maret mit seinem letzten Hauche Ontara ihrem Vater empfohlen hatte. Sie erzählte, wie gut und großmüthig der junge Häuptling sei, welche Freundschaft er ihrer Mutter und ihr selbst in der Stunde der Trübsal bewiesen habe, und wie er dem Schwarzrock, der seinem Pflegevater, dem alten Sachem Utalissi, im Tode beigestanden hatte, eine rührende Verehrung bewahre. D'Auban hatte die Berichte seiner Tochter über die Vorzüge des indianischen Jünglings alle bestätigt, und Herrn Maret gebeten, er möge seinen ganzen Einfluß geltend machen, um die mildeste Behandlung für ihn zu erwirken, wenn je eine Kunde über sein Schicksal an die Regierung gelangen sollte. Er hatte zu demselben Behufe mit dem Minister der überseeischen Colonieen gesprochen und keine Gelegenheit verabsäumt, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen.

An dem bereits erwähnten Abende war Herr Maret gerade von einer Reise aus dem südlichen Frankreich zurückgekehrt. Als er den Salon des Hôtel d'Orgeville betrat, ruhte auf seinem Gesichte ein Ausdruck von Zufriedenheit, vermischt mit einer gewissen Selbstgefälligkeit. Nachdem er Frau d'Orgeville begrüßt und gegen die übrige

Gesellschaft sich verbeugt hatte, nahm er neben der Frau vom Hause Platz und sagte: „Ich habe mich beeilt, gnädige Frau, Ihnen meine Verehrung zu bezeugen; mein Besuch muß aber leider ein kurzer sein. Ich habe einen Gast zu Hause, dem ich mich widmen muß.“

„Eine hervorragende Persönlichkeit ohne Zweifel,“ sagte Frau d'Orgeville.

„Ich denke,“ antwortete Herr Maret, indem seine Blicke durch das Zimmer schweiften und endlich auf Mina hafteten, „daß ich es wagen darf, diese Voraussetzung zu bestätigen. Mein Gast ist von fürstlichem Geblüt.“

„Ein Prinz!“ riefen zwei oder drei Damen zugleich. „Ein französischer oder ein fremder Prinz?“

„Ein Ausländer, meine Damen.“

„Der Prätendent vielleicht?“ versetzte einer der Herren.

„Den König von England meinen Sie?“ fragte eine bejahrte Dame, welche am Hofe von St. Germain gelebt hatte.

„Nein, ich hatte die Ehre, diese königliche Persönlichkeit vor einigen Jahren im Hause des Herzogs von Lauzun zu sehen, als er in Passy war. Aber von ihm ist jetzt nicht die Rede.“

„Ein Ausländer!“ wiederholte Frau d'Orgeville. „Sie müssen uns wirklich einen Wink geben. Ist er ein Deutscher oder Italiener? Katholik oder Protestant?“

„Keines von beiden, gnädige Frau.“

„Himmel! Ist es denn ein Türke?“ rief Fräulein Bachelier, die Erzieherin.

„Mein junger Gast ist der Sprößling eines königlichen Stammes, der letzte noch übrige Abkömmling der Kinder der Sonne.“

Mina fuhr in die Höhe, — zum großen Erstaunen ihrer Freundinnen. Sie schlug die Hände zusammen, und athemlos vor Ueberraschung und Aufregung brach sie in die Worte aus: „Mein Bruder Ontara?"

„Ja, der junge Prinz Ontara," antwortete der Secretair des Prinzen Condé, sich vergnügt die Hände reibend. „Meine Damen, dieser edele Indianer unterstützte die Flucht unseres Freundes Oberst d'Auban; er war der Freund und Beschützer seiner Frau und Tochter während ihrer Gefangenschaft."

„Er hat mich als Schwester angenommen," fügte Mina bei, und Thränen glänzten in ihren Augen.

„Nach der Niederlage der Natschehs und der Niedermetzelung ihrer Königsfamilie," fuhr Herr Maret zu erzählen fort, „suchte er und ein anderer Jüngling, welcher gleichfalls der Rache unserer Truppen entronnen war, Schutz bei einem benachbarten Stamme und lebte dort in Verborgenheit. Es war eine katholische Mission in der Nähe; und er pflegte den Schwarzrock zu besuchen."

„O wie froh bin ich!" rief Mina. Ihr Kopf war vorwärts gebeugt, und ihre Augen schienen sich durch die Innigkeit ihrer Theilnahme zu erweitern.

„Einige fanatische Indianer gaben ihm Hinneigung zu dem Gebete der Franzosen schuld, und entweder aus dieser Ursache oder um den von der Regierung ausgesetzten Preis zu erwerben, verriethen sie ihn an die französischen Behörden. Er und sein Gefährte wurden gefesselt nach Neu-Orleans gebracht. Herr Perrier befahl, sie gut zu behandeln und sofort nach Frankreich zu befördern, wo die Regierung über ihr Schicksal bestimmen würde. Sie sollten bei ihrer Ankunft als Sklaven verkauft werden,

wenn nicht ein entgegengesetzter Befehl inzwischen eingetroffen sein würde. Ich war zufällig in Marseille, gerade als sie landeten, und erbot mich, Ontara zu kaufen, um ihn sogleich mit mir nehmen zu können. Dieses wurde mir unter Vorbehalt zugestanden, und so ist er mein Sklave."

Ein Schatten, so finster wie eine Gewitterwolke, breitete sich über Mina's ausdrucksvolles Gesicht. „Ich brauche kaum beizufügen, daß er es nur dem Namen nach ist. Ich wollte nur ermöglichen, den Jüngling, auf den meines gemarterten Bruders letzter Gedanke gerichtet war, in meinem Hause als Sohn aufzunehmen."

Es erhob sich ein allgemeines Gemurmel der Theilnahme. Mina konnte nicht länger ruhig sitzen bleiben. Sie stürzte durch das Zimmer auf Herrn Maret zu, faßte seine Hand mit beiden Händen und rief aus der Ueberfülle ihres Herzens: „O, wie dankbar bin ich Ihnen, Herr Maret! Möge der liebe Gott Sie belohnen!"

Er machte ihr Platz auf dem Sopha, und sie setzte sich neben ihn, das liebliche Köpfchen senkend, denn ihr war zu Muthe, als sei sie zu keck gewesen; aber seine Hand ließ sie nicht los.

„Ich war unendlich betroffen von Ontara's Erscheinung und Benehmen. Er ist ausnehmend sanft und angenehm und beweist großen Verstand, obgleich er bis jetzt nur einige Worte Französisch versteht. Es gelang mir, ihm begreiflich zu machen, ich sei der Bruder des Schwarzrocks der Illinois, der im Lande der Natschehs getödtet wurde. Die indianischen Worte, welche ich von Ihnen lernte, Fräulein Mina, waren mir vom größten Nutzen. Sein Gesicht erheiterte sich sogleich; und halb durch Worte,

halb durch Zeichen drückte er aus, daß er des Schwarzrocks sich erinnere und mich lieb haben wolle, weil ich dessen Bruder sei. Dann nannte ich Ihren Namen, Fräulein Mina, und ich wünschte, jede Dame hier hätte in jenem Augenblicke den Jüngling sehen können. Meine Damen, der beste unserer Schauspieler hätte sich Glück wünschen dürfen, diesen Ausdruck aufzufassen. Es war Rührung, aber eine Rührung, welche aus der Seele nach dem Auge emporstieg, ohne eine Muskel des gleichmüthigen und unbeweglichen Antlitzes zu erschüttern. Mir war, als könnte ich sein Herz schlagen hören; aber seine Züge änderten sich nicht. Er zog ein kleines Crucifix aus dem Busen und drückte es an seine Lippen."

„Wir küßten es beide im Walde, ehe wir uns trennten," sagte das Mädchen mit leiser Stimme. „Ich wußte wohl, daß er es immer bewahren werde. Wie hieß der andere Indianer, Herr Maret?"

„Osseo."

„O! ich kenne ihn!" rief Mina und schauderte.

„Er ist entkommen," sagte Herr Maret. „In der Nacht, da sie ausgeschifft worden waren, floh er aus dem Hause, wo man die Gefangenen untergebracht hatte, und als ich Marseille verließ, wußte man nichts von ihm."

„Wann werde ich Ontara sehen, lieber Herr Maret?"

„Wenn Frau d'Orgeville es erlaubt, will ich ihn morgen hierher bringen."

„Erlauben!" rief die Dame. „Ich werde hoch erfreut sein, die Bekanntschaft des jungen indianischen Prinzen zu machen. Meine Zimmer werden kaum alle meine Bekannten fassen können, welche wünschen werden, bei seiner ersten Einführung in die französische Gesellschaft zugegen zu sein."

„Wie interessant wird das sein," sagte eine der Damen zu ihrer Nachbarin, „dem Wiedersehen der lieblichen Creolin und ihres Befreiers beizuwohnen!"

Mina dachte, bis zum nächsten Abend zu warten, sei sehr lange, wagte jedoch nicht, dies auszusprechen. Als Herr Maret fortgehen wollte, bat sie Frau d'Orgeville, aus dem Blumenstrauße auf dem Tische einen Jasminzweig nehmen zu dürfen, und gab denselben dem Freunde mit den Worten: „Wollen Sie Ontara sagen, daß Mina ihm diese Blume schickt. In der Sprache, welche wir mit einander zu sprechen pflegten, bedeutet es: Ich liebe dich von ganzem Herzen."

Fräulein Bachelier schlug die Augen empor und zuckte mit den Achseln, als wollte sie sagen: „Gott sei Dank, daß dieses Mädchen nicht mein Zögling ist!" oder mit dürren Worten: „Hat man je eine solche Aufführung gesehen?" In derjenigen Welt, welche Fräulein Bachelier kannte, war auch wohl niemals etwas Aehnliches vorgekommen.

Mina's Einfalt war zu lauter, um leicht verstanden zu werden. Einige von Frau d'Orgeville's Bekannten, welche jener Schule angehörten, die in ihren verschiedenen Richtungen, von Rousseau ab bis Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand, den Ton der französischen Literatur beherrschte, waren von Mina's Schönheit und Unbefangenheit bezaubert; sie priesen ihre Empfindsamkeit und erhoben sie zu dem Range einer Romanheldin. Aber die kluge Erzieherin sowohl als die sentimentalen Damen irrten gleichermaßen in der Beurtheilung ihres Charakters. Sie war weder keck noch schwärmerisch. Sie war unter eigenthümlichen Umständen, unter außergewöhnlichen Ereignissen in einem abgelegenen Lande erzogen worden.

Ihr Gefühlsleben war ungemein rege, und was sie mächtig empfand, das äußerte sie ohne Rückhalt. Ihre bilderreiche und sinnige Redeweise war ihr eben so natürlich, als ihren Gefährtinnen die herkömmliche Sprache der französischen Salons. Der Wunsch, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen oder Bewunderung zu erregen, war ihr auch nicht für einen Augenblick jemals in den Sinn gekommen.

Am folgenden Morgen sprach Herr Maret bei Frau d'Orgeville an, um ihr zu melden, daß Frau de Sénac sie angelegentlichst ersuche, anstatt den Natschehsprinzen bei sich zu empfangen, eine Einladung zu der Gesellschaft anzunehmen, welche Frau de Sénac an diesem Abend geben werde, und bei ihr Ontara kennen zu lernen; viele hervorragende Persönlichkeiten vom Hofe und aus der Stadt, so wie die bedeutendsten Mitglieder der Pariser Geistlichkeit hätten ihre Absicht zu erkennen gegeben, diese Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu beehren.

„Es wird ein sehr glänzender Abend werden," bemerkte Herr Maret mit augenscheinlicher Befriedigung.

Wenn diesem vortrefflichen Manne eine Schwäche anhaftete, so war es eine kleine harmlose Liebe zur Prahlerei. Frau d'Orgeville zeigte sich sehr zuvorkommend und entsagte gutmüthig ihren ältern Ansprüchen auf den Besuch des indianischen Häuptlings. Sie war zwar ein wenig verdrießlich, daß sie die Gesellschaft, welche sie zu dieser Veranlassung hatte geben wollen, vertagen mußte; dennoch freute sie sich, nach dem Hôtel de Sénac eingeladen zu sein, wo sich ein Kreis zu versammeln pflegte, der noch ausschließlicher aristokratisch war als der ihrige.

Frau de Sénac war eine reiche, liebenswürdige und

gebildete Wittwe, deren Leben eben so rein war, als ihr Ruf ungetrübt dastand. Mit einem Manne von hohem Range vermählt, hatte sie Zutritt bei Hofe; sie war aber auch mit der Geldaristokratie verwandt, indem ihre eigene Familie dem Parlamentsadel angehörte. Ihr Haus war ein neutrales Gebiet, in welchem Leute von verschiedenem Range und verschiedener Richtung öfter zusammentrafen, als in irgend einem andern Hause von Paris. Fromme und gelehrte Geistliche fanden sich an Empfangstagen ebenso-wohl bei ihr ein, als schriftstellernde, weltlich gesinnte Abbés. Gewisse fortlebende Erinnerungen an das Hôtel Rambouillet durchklangen den Ton ihrer vertrautern Gesellschaft — Reste der hohen Geistesbildung, welche seit den Tagen der Regentschaft sich mehr und mehr verloren hatte. Aber während einige ihrer alten Stammgäste in Sprache und Benehmen die edele Würde aufrechthielten, welche in Frau von Maintenon's Gemächern waltete, fingen andere an, der falschen Empfindsamkeit und der verderblichen Freigeisterei des achtzehnten Jahrhunderts zu fröhnen.

Frau d'Orgeville's Freude, zum ersten Male auf diesem gesuchten Schauplatz erscheinen zu können, wurde ungemein erhöht durch Frau de Sénac's dringende Bitte, sie möchte Oberst d'Auban's Tochter mitbringen. Sie sah voraus, daß Mina's Schönheit und die Freundschaft zwischen ihr und dem jungen Prinzen großes Aufsehen erregen, und daß Ontara das sein würde, was man heutzutage den Löwen des Tages zu nennen pflegt. Sie sparte keine Mühe, das junge Mädchen in der kleidsamsten Weise zu schmücken. Ihr richtiger Geschmack ließ sie erkennen, daß die größtmögliche Einfachheit Mina's natürliche Reize am besten hervorheben würde; zugleich aber sollte eine gewisse Eigenthüm-

lichkeit in ihrem Anzuge der Welt in Erinnerung bringen, daß trotz ihrer Größe Mina fast noch ein Kind und unter einem transatlantischen Himmel geboren war.

Die Gemächer des Hôtel de Sénac waren an jenem Abende glänzend erleuchtet, und zwischen dem Laubwerk des geräumigen Gartens hingen farbige Lampen. Früher als sonst fanden zahlreiche Besucher sich ein, alle begierig, von der Einführung eines Eingeborenen der neuen, ihnen gänzlich unbekannten Welt in einen Pariser Gesellschaftssaal Zeuge zu sein. Der indianische Häuptling war ein Gegenstand der Neugierde für Männer der Wissenschaft, für Schriftsteller und Geistliche; alle waren aus verschiedenen Gründen gespannt auf die Wirkung des ersten Anblickes einer gebildeten europäischen Gesellschaft auf den jungen Natschehs.

Als Herr und Frau d'Orgeville kamen, war der Saal des Hauses beinahe gefüllt. Sobald es bekannt wurde, daß das junge Mädchen, welches sie begleitete, die ersten schreckenvollen Scenen des Aufstandes mit durchlebt habe und dem Schutze des jungen Indianers ihr Leben verdanke, wurde der Wunsch, sie zu sehen und zu sprechen, allgemein. Die wenigen Züge aus ihrem Leben, welche die Hausfrau erzählte, gingen von Mund zu Mund; ein förmliches Gedränge entstand nach der Seite des Saales hin, wo sie saß, ohne daß sie im geringsten die Aufmerksamkeit, die sie erregte, zu bemerken schien. Sie dachte nur an Ontara's bevorstehende Ankunft.

„Haben Sie je ein reizenderes Geschöpf gesehen?" fragte der Herzog d'Epernon den Grafen de Courtray.

„Es lohnt fast mehr der Mühe, dieses Mädchen zu betrachten, als den Indianer, den zu sehen wir gekommen sind," antwortete der Graf.

„Können Sie glauben, daß sie noch nicht vierzehn Jahre alt ist?“

„Sie sieht aus, als zählte sie sechszehn, wenn nicht siebenzehn.“

„Wie heißt sie?“

„D'Orban oder d'Auban.“

„Ein Oberst dieses Namens befreite eine Anzahl gefangener Franzosen aus der Gewalt eines wilden Stammes.“

„So ist es; dieses Mädchen ist seine Tochter.“

„Er wird sie nicht lange zu Hause behalten, wenn Schönheit zum Glück verhilft. Was für Augen! Was für ein Lächeln! Die Welt wird ihr eines Tages zu Füßen liegen.“

Ein berühmter Sprachforscher, der ein von einem Missionar zusammengetragenes indianisches Wörterbuch studirt hatte, um eine Ansprache an den Prinzen der Natschehs halten zu können, bat um die Gunst, Mina vorgestellt zu werden.

„Sprechen Sie die Sprache der Natschehs, Fräulein?“ fragte er. „Wenn dies der Fall ist, werden Sie wohl die Güte haben, mich zu lehren, wie dieser Satz ausgesprochen werden muß?“ Andere drängten sich um sie und wünschten von ihren eigenen Lippen die Geschichte ihrer Gefangenschaft und Flucht zu hören.

Frau d'Orgeville war entzückt, sich durch ihre junge Begleiterin zum Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit gemacht zu sehen; sie wies daher das junge Mädchen an, diesem Wunsche zu willfahren und alles zu erzählen, was sie von der Erhebung der Natschehs miterlebt hatte. Mina erröthete, und ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie ihre Beschützerin fragte: „Wo soll ich beginnen?“

„Ich meine, liebes Kind, bei Ihrer Ankunft in der indianischen Stadt am Vorabende des Gemetzels.“

Die ersten Worte, welche Mina mit ihrer süßen, wohlklingenden, jetzt etwas bebenden Stimme sprach, erregten die Aufmerksamkeit aller Anwesenden. Sobald sie zu sprechen angefangen hatte, fühlte sie keine Bangigkeit mehr. „Alle Leute werden Ontara liebgewinnen,“ dachte sie, „wenn sie hören, wie gut er gegen die weißen Gefangenen war.“

Die Begebenheiten zu erzählen, welche ihrem Gemüthe unauslöschlich eingeprägt waren, deren sie aber zu Hause niemals erwähnen durfte, gewährte ihrem zurückgedrängten Gefühle eine gewisse Erleichterung. Und so erzählte sie ihre einfache, rührende Geschichte mit so viel Feuer und natürlicher Beredtsamkeit, und dabei strahlte ihr Gesicht von einer so wunderbaren Begeisterung, daß bald jeder Laut in dem überfüllten Saale verstummte und jedes Auge auf ihre seelenvollen Züge gerichtet war. Sie beschrieb den Tod des Priesters an den Stufen des Altars, das darauf folgende Blutbad; die Flucht ihres Vaters und ihrer Mutter Todesangst; Ontara's großmüthige Freundschaft, seine feierliche Erklärung, sie als seine Schwester annehmen zu wollen; ihre gegenseitige innige Freundschaft; ihre Flucht durch den Wald, als die Gefangenen zum Tode verurtheilt waren; die Rückkehr ihres Vaters an der Spitze der tapfern Choktaws; die Erlösung der französischen Gefangenen; das Zusammentreffen mit Osseo und Ontara's Dazwischenkunft; Perlfeders Tod und ihre schließliche Rettung. Bald glühten ihre Wangen vor Begeisterung, bald zitterte ihre Stimme vor Aufregung, und Thränen überströmten ihr Gesicht, ohne dessen Lieblichkeit zu beeinträchtigen. Und als sie von der prachtvollen Schönheit des

Landes sprach, in welchem diese Greuelscenen vorgefallen waren, lag in ihren Worten, in dem Ton ihrer Stimme eine schwermüthige, leidenschaftliche Innigkeit, welche ihren Zuhörern tief in's Herz drang. Selbst als sie schon zu sprechen aufgehört hatte, klang ihre Stimme noch in den Ohren der Zuhörer gleich den Tönen einer unbeschreiblich schönen Musik. Gar manches Auge, das lange nicht mehr geweint hatte, wurde an jenem Abende von Thränen feucht; und Herzen, welche vergessen hatten, was es ist, zu fühlen, wurden von ungewohnter Rührung ergriffen.

Als Mina ihre Erzählung kaum beendet hatte und noch beschäftigt war, die vielen Fragen zu beantworten, welche an sie gerichtet wurden, trat ein Diener zu Frau de Sénac, um ihr zu melden, Herr Maret und der indianische Prinz seien angekommen. Die Dame des Hauses ging ihnen entgegen, und als sie in das Zimmer traten, wendeten Aller Augen sich nach dem Fremden. Die Anwesenden waren sehr neugierig, zu sehen, in welcher Art und Weise die beiden jungen Wesen sich begrüßen würden, welche durch ein so eigenthümliches Band verbunden waren, und die sich in den Urwäldern unter Schrecken und Todesgefahr getrennt hatten, um in einem Pariser Gesellschaftssaal unter den Augen von weltlich gesinnten Männern und Frauen einander wiederzufinden.

Die feine, hochgebildete Gesellschaft wurde wirklich in Erstaunen gesetzt. Sie hatte sich auf einen interessanten Auftritt gefaßt gemacht, aber nicht darauf, in der Tiefe ihrer Herzen erschüttert zu werden. Im Augenblicke, da Ontara erschien, stürzte ihm Mina entgegen, schlang die Arme um seinen Hals und küßte seine Wange. Er fuhr

zusammen, seine ganze Gestalt erbebte, seine niedergeschlagenen Augen blickten plötzlich auf. Einen Schritt zurücktretend, faßte er Mina, hielt sie auf Armeslänge von sich und schaute ihr mit einer Innigkeit in's Gesicht, als wollte er aus ihren Zügen auf dem Grunde ihrer Seele lesen. In diesem langen durchbohrenden Blicke lag Erinnerung und Freude und eine ungestüme Frage.

Endlich sagte er: „Schwester meiner Wahl, hast du unsere Sprache vergessen? Hast du das Land vergessen, das ein Lustgarten war, bevor der Weiße seinen Fuß darauf setzte?"

„Ich habe nichts vergessen, mein Bruder; gar nichts," rief Mina aus, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Nicht dein Versprechen?" rief er leidenschaftlich.

„Nein; nichts!" wiederholte sie. „Ich habe jedes der Worte, die wir zusammen sprachen, im Gedächtniß bewahrt."

„Auch ich habe mein Versprechen nicht vergessen," sprach der Indianer feierlich, und zog das Crucifix des Sachem aus seinem Busen.

Die Anwesenden hatten sich um die Beiden gedrängt. Frau d'Orgeville trat vor, nahm Mina bei der Hand und ließ sie an ihrer Seite niedersitzen. Die kleine Hand war kalt und zitterte, und das Herz des Kindes — denn trotz alledem war es eben nur ein Kindesherz — schlug übermächtig.

Auf Ontara's Frage, ob sie ihres Versprechens eingedenk sei, hatte sie, ohne zu zaudern, bejahend geantwortet; denn dies war die Wahrheit. Aber seit sie in Frankreich war und mit andern jungen Mädchen verkehrte, hatte sie zu verstehen angefangen, weshalb ihre Mutter verdrießlich,

fast zornig über sie gewesen war, daß sie Ontara gelobt hatte, niemals einen Weißen zu heirathen. Inmitten ihrer Glückseligkeit über seine Rückkehr empfand sie eine unbestimmte Bangigkeit, ihre Eltern möchten nicht so froh sein, ihn wieder zu sehen, wie sie selbst es war; und dies stimmte sie traurig.

Inzwischen war die Gesellschaft bemüht, sich mit Ontara zu verständigen, theils mittels Zeichen, theils mit Hülfe einiger französischer Worte, die der junge Indianer kannte. Jedermann fühlte sich von seiner Erscheinung angezogen. Er war während der letzten drei Jahre sehr gewachsen; seine regelmäßigen Züge, das warme Olivenbraun seines Gesichtes, seine prächtigen, schwermüthigen Augen hatten die ganze Schönheit, welche man bei seiner Race zuweilen findet. In der seit Ontara's Ankunft in Europa manchfach geänderten, aber in ihrem Hauptcharakter erhaltenen indianischen Tracht fand Mina eine Erinnerung an die glücklichen Tage ihrer Kindheit. Von der Wiege auf an die Farbe der rothen Männer gewöhnt, konnte sie sich nun keine herrlichere Erscheinung auf Erden denken, als die ihres Adoptiv-Bruders, dessen Stirne die Spuren von Schmerz und Sorge und standhaft ertragenen Leiden trug, und dessen entschlossenes, verständiges Antlitz seine geistige Kraft verrieth.

Auf die an ihn gerichteten schwülstigen Reden und Complimente erwiderte er nur: „Ihre Worte sind gut," oder: „Es ist recht," oder: „Ontara dankt Ihnen." Dies war auch nahezu alles, was er auf französisch zu sagen wußte.

„Mein süßes Kind," sagte Frau de Sénac zu Mina, „einige dieser Herren ersuchen Sie, Ihren indianischen Bruder zu fragen, was er von den Merkwürdigkeiten von

Paris am liebsten sehen möchte. Sie wollen mit Vergnügen ihm als Führer dienen, um ihm den Palast des Königs oder die Gemälde-Galerieen, oder die schönsten Kaufläden, oder die öffentlichen Gärten zu zeigen. Machen Sie ausfindig, meine Liebe, was ihn am meisten interessiren dürfte."

Mina ging auf Ontara zu, und nachdem sie ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte, wandte sie sich an die Gesellschaft. „Mein Bruder Ontara sagt: Sein Vater und seine Brüder sind nicht mehr am Leben und ihre Paläste sind zerstört; er hat kein Verlangen, den Palast des französischen Häuptlings zu sehen. Die prachtvollen Gärten des Dorfes, in dem er geboren ist, sind verwüstet, und er begehrt nicht, die Gärten des großen französischen Dorfes zu betrachten. Seine Verwandten sind Sklaven; Ketten sind an ihren Händen, und das Eisen dieser Ketten hat ihm in die Seele geschnitten. Er hat nichts zu kaufen in den Hütten der Weißen. Er sagt, es gäbe nur einen Ort für den Sklaven, für den Verbannten, der traurigen Herzens ist; dorthin wünscht er zu gehen: es ist der Wohnort des großen Geistes, der Tempel des Gebetes der Christen."

Mina's Augen flossen über, als sie Ontara's Worte verdolmetschte.

Der Bischof von Auxerre trat hervor und sagte zu Mina: „Fragen Sie ihn, ob er Christ werden will."

Sie that es und übersetzte seine Antwort wieder in's Französische: „Der Gott der Christen wurde einst als Sklave verkauft. Er hatte keine eigene Hütte. Er war verbannt aus seiner Heimath im Himmel. Die Sonne ist eine strahlende und schöne Gottheit, hoch über unsern

Häuptern; aber es liegt mir jetzt nichts mehr an ihr. Dieser Gott (und er berührte das Crucifix auf seiner Brust) ist der Gott der Trauernden, der Erlöser der Gefangenen."

Die Herren und Damen der großen Welt, welche diese Rede hörten, wurden von der tiefen Bedeutung derselben betroffen. Waren Philosophen der neuen Schule zugegen, die etwa geneigt gewesen wären, die Huldigung zu belächeln, die dem Gott der Leidenden, dem menschgewordenen Gott in dieser Weise dargebracht wurde, so blieben sie in der Minderheit und erdreisteten sich nicht, offen zu spotten.

Monseigneur de Caylus legte seine Hand auf Mina's Schulter und sagte: „Mein Kind, sagen Sie ihm, daß ich selbst ihn morgen in unsern großen christlichen Tempel führen will, in die Kathedrale von Notre-Dame. Und mit Freuden werde ich ihn unterrichten und auf die Taufe vorbereiten."

Mina theilte Ontara die Worte des Bischofs mit, und er antwortete etwas, worüber sie lächelte. Der Bischof wünschte zu wissen, was er gesagt habe.

„Bischöfliche Gnaden, Ontara sagt, Sie seien kein Schwarzrock, und er glaube an die Religion der Schwarzröcke."

Der Bischof von Auxerre lachte. „Sagen Sie ihm, daß, obschon ich Violet trage, ich dennoch die gleiche Religion lehre wie die Schwarzröcke; daß wir Schafe einer Heerde seien, wenngleich nicht Vögel von demselben Gefieder."

Mina sprach einige Worte mit Ontara und dann gegen den Bischof sich wendend, versetzte sie: „Bischöfliche

Gnaden, ich erklärte ihm, daß Sie einer der Oberhirten der Heerde wären, und er entgegnete, es sei recht so und Ihre Worte seien sehr gut."

Mit einem freundlichen Blicke auf Ontara sagte der Bischof zu Herrn Maret: „Ich werde morgen bei Ihnen vorfahren und Ihren jungen Freund nach Notre-Dame führen. Es geziemt sich, daß sein Wunsch erfüllt werde, und daß die altehrwürdigen Mauern unserer berühmten Kathedrale von seinem ersten Acte der Anbetung an den Stufen eines christlichen Altars zeugen können." Dann zu Frau d'Orgeville sich wendend, bemerkte er: „Gnädige Frau, wenn ich nicht irre, ist dieses Fräulein während der Abwesenheit ihrer Eltern Ihrer Obhut anvertraut. Wollen Sie ihr erlauben, zwischen diesem Neubekehrten und mir als Dolmetscher zu dienen?"

Er erhielt eine höfliche Zusage und Herr Maret machte das Anerbieten, Mina täglich durch seine Frau abholen zu lassen, um sie nach der Wohnung des Bischofs zu führen.

Der Bischof dankte ihm und sagte zu Mina: „Sie werden einen theologischen Cursus durchmachen, mein Fräulein, und indem sie Ihren Befreier unterrichten, selbst Kenntnisse erwerben."

Mina antwortete mit einer Bitte, welche sie leise vortrug: „Bischöfliche Gnaden, dürfen wir, Ontara und ich, zusammen unsere erste Communion begehen?"

„Ich hoffe es, mein Kind," versetzte der Bischof gütig, und dann ging er, mit einigen der vornehmen Leute aus der Gesellschaft sich zu unterhalten.

Frau de Sénac hatte Ontara in ihre Bildergalerie geführt, und als ihm Mina mit den Augen folgte, wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen Offizier von großer

Gestalt gefesselt. Es war ihr klar, daß sie diesen Herrn schon irgendwo gesehen habe, und im nächsten Augenblicke erinnerte sie sich, daß es derselbe Herr sei, der mit ihrer Mutter in dem Tuileriengarten gesprochen hatte. Sie flüsterte Frau d'Orgeville zu: „Gnädige Frau, wie heißt der große Offizier, der dort unter der Thüre steht?"

„Das ist ein General, meine Liebe, und einer der tapfersten Feldherren in der französischen Armee: Graf Moritz von Sachsen."

„Ah!" sagte Mina und dabei traten die Worte vor ihre Erinnerung: „Wo könnten Sie einen treuern Freund finden, als Moritz von Sachsen?" Allmälig fielen ihr noch andere Worte bei, die er gesagt hatte: „Haben wir nicht den Tod einer andern Wilhelmina beweint?" und: „Theuere Gefährtin meiner Kindheit!" Mina sann über diese Worte nach und fragte sich, ob der Graf sie wohl wieder erkennen und mit ihr sprechen würde. Sie konnte kaum glauben, daß er ihrer Mutter Jugendgespiele gewesen sein, daß sie in ihrer Kindheit zusammen Blumen gepflückt und kleine Hütten von Weiden gebaut, oder Wettläufe gemacht haben sollten. Es kam ihr der Wunsch, er möchte nochmals einen silbernen Teller aufrollen, damit Ontara dies sähe.

„Haben Sie das Wunder des Abends gesehen, Herr Graf?" sagte eine hübsche, höchst elegant gekleidete Dame zu dem General.

„Nein, wenn Sie den rothhäutigen Indianer meinen."

„Nein, ich meine etwas unendlich Anziehenderes: eine wunderliebliche Creolin — noch ein Kind, aber eine vollendete Schönheit. Sie geben Ihren Augen eine weit bessere Beschäftigung, wenn Sie die Kleine betrachten, als wenn Sie den Wilden ansehen."

„Ich bin ganz zufrieden mit ihrer jetzigen Beschäftigung,“ antwortete der Graf lächelnd.

„O, — ich wünschte aber wirklich, Sie sähen diese Merkwürdigkeit. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als ihre Begegnung mit dem Indianer. Um alles in der Welt möchte ich den Anblick nicht versäumt haben. Solche Lebhaftigkeit, solche hinreißende Empfindsamkeit, und dann solche Augen! Aber dort sitzt sie, auf dem Sopha am Fenster.“

„Dieses Mädchen!“ rief der Graf, „dieses junge Mädchen in Weiß — mit der einzigen Rose im Haar? Wer ist sie? Mit wem ist sie hierhergekommen?“

„Mit Frau d'Orgeville, der Gemahlin des Präsidenten des Oberrechnungshofes.“

„Mit jener Dame in Grün? Kennen Sie dieselbe, gnädige Frau? Darf ich Sie bitten, mich ihr vorzustellen?“

Während der Graf redete, wandte er kein Auge von Mina ab.

„Ei, Herr Graf! Sind Sie bereits in sie verliebt?“ rief die Dame. „Ist die Kleine nicht bildhübsch? Aber wie alt diese Creolinnen aussehen! Ich hoffe, sie bekommen mit dreißig Jahren graue Haare; sonst wäre es nicht gerecht gegen uns, die wir im Alter dieses Fräuleins noch wahre Vogelscheuchen waren.“

So sprechend, ging sie quer durch das Zimmer voraus und stellte den Grafen von Sachsen der Frau d'Orgeville vor.

Er verbeugte sich und sagte mit einem Blicke auf Mina: „Das Fräulein ist Ihre Tochter, gnädige Frau?“

„O! nein, Herr Graf. Meine Töchter sind noch zu jung, um in die Welt eingeführt zu werden.“

„Ah, in der That! Ich dachte wohl, daß Sie, gnädige Frau, nicht die Mutter dieses Fräuleins sein könnten.“

„Sie verzeihen, Herr Graf. Meine Töchter sind beide älter als Fräulein d'Auban. Aber sie wurde gebeten, heute Abend hierher zu kommen, um mit dem jungen indianischen Häuptling zusammenzutreffen, dessen einzige Bekannte in der Welt sie ist, welche wir fortan die alte nennen müssen. Es ist eine merkwürdige Geschichte, Herr General. Dieser junge Natschehs-Häuptling rettete sie und ihren Vater zur Zeit des Aufstandes.“

„Ist es möglich!“ rief der Graf und setzte sich neben Mina. „O Fräulein, erzählen sie mir doch die ganze Geschichte. Ich liebe aufregende Geschichten über alles; nächst dem Oberbefehl in einem Kampfe gibt es nichts Schöneres, als die Erzählung davon.“

„Ist es wahr, Herr Graf,“ sagte eine Dame, welche an seiner andern Seite saß, „daß eine Schauspielertruppe Sie stets auf Ihren Feldzügen begleitet, und daß kürzlich bei irgend einer Gelegenheit auf dem Theaterzettel angezeigt war, am folgenden Tage würde keine Vorstellung stattfinden wegen der Schlacht, welche der Herr General zu schlagen beabsichtigte?“

„Vollkommen wahr, gnädige Frau,“ antwortete der Graf. „Uebrigens ist es mir, obgleich ich die Bühne leidenschaftlich liebe, zuweilen nicht leid, einer theatralischen Darstellung zu entgehen.“

Und indem er seinen Stuhl zurückschob, wandte er sich wieder zu dem jungen Mädchen an seiner Linken. Die Anwesenden lächelten; denn wenn auch die Dame niemals

auf der Bühne erschienen war, hatte sie doch den Ruf, eine vollendete Schauspielerin zu sein. Der General zog Mina in das Gespräch und ließ sie die Geschichte wiederholen, welche sie an diesem Abende schon einmal erzählt hatte. Als sie von ihrem Vater und der Rettung der Gefangenen sprach, sagte er: „Ich erinnere mich, seiner Zeit von Oberst d'Auban's rühmlicher Waffenthat gehört zu haben. Ich wünsche Ihnen Glück, mein Fräulein; Sie haben einen tapfern Mann zum Vater. Wollen Sie ihm sagen, wenn er nach Paris zurück kommt, daß der Graf von Sachsen es sich zur Ehre anrechnen wird, seine Bekanntschaft zu machen?"

Mina erröthete vor Freude. „Mein Vater und meine Mutter sind beide in der Bretagne," sagte sie.

„Ah! Und wann werden sie zurückkommen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete sie mit einem Schimmer von Traurigkeit. Der Ausdruck ihres Gesichtes gemahnte ihn in diesem Augenblicke so lebhaft an ihre Mutter zur Zeit, als diese in Mina's Alter gestanden, daß er kaum umhin konnte, es zu sagen.

„Sie sind bereits weit in der Welt herumgekommen, Fräulein Wilhelmina. Würden Sie nicht gern einige der großen Städte von Europa besuchen?"

„Rom und Venedig und Madrid möchte ich wohl sehen," antwortete sie.

„Und St. Petersburg, — wünschen Sie nicht auch dorthin zu gehen?"

„Nein, Herr Graf; es muß dort gar so kalt sein."

„Ich versuche es noch einmal," dachte der Graf. „Wissen Sie, daß der Czar todt ist, Fräulein Mina?"

„Ich hörte vor einem Augenblicke von seinem Tode

sprechen. Kurz bevor Sie eintraten, sagte Jemand, er sei gestorben. Er war wohl noch sehr jung?"

„Sehr jung; und er hinterließ keinen Bruder als Nachfolger. Haben Sie einen Bruder, Fräulein Wilhelmina?"

Sie wurde über und über roth und erwiderte: „Ontara ist mein Adoptivbruder. Als meine Mutter bange war, Osseo möchte mich von ihr fortschleppen, nahm Ontara nach der Weise der Indianer mich als Schwester an."

„So viel ich gehört habe, halten die Indianer die Bande der Wahlverwandtschaft eben so heilig, wie die des Blutes. Sie haben also keine rechten Geschwister? Ich auch nicht; aber als ich ein Knabe war, hatte ich eine Gespielin, die Ihnen sehr ähnlich sah."

„Und hatten Sie diese sehr lieb?"

„Von ganzem Herzen."

„Ist dieses kleine Mädchen todt?"

„Ich dachte lange Zeit, sie sei gestorben; jetzt aber glaube ich, daß sie noch lebt. Allein ich fürchte, wir werden nie wieder glückliche Stunden zusammen verleben. Wir können nicht noch ein Mal Kinder werden. Die ersten Jahre, Fräulein Mina, sind die glücklichsten unseres Lebens."

„Das meine ich auch," sagte Mina nachdenklich. „Ich glaube nicht, daß ich je wieder so glücklich sein werde, wie zu St. Agatha."

„Wo liegt St. Agatha?"

„Am Ufer des indianischen Riesenstromes in Illinois. Es ist der schönste Ort der Welt."

„Schöner als Paris oder Versailles oder St. Cloud?"

Mina zuckte so verächtlich die Achseln, daß es den Grafen vollständig außer Fassung brachte.

„Sind Sie in America geboren, Fräulein Wilhelmina?“

„Ja, zu St. Agatha, und ich lebte dort, bis ich neun Jahre alt war. Die Besitzung wurde aber an Fremde verkauft, und ich werde sie niemals wiedersehen.“

„Liebte Ihre Mutter den Ort eben so sehr wie Sie?“

„Sehr! Jetzt aber spricht sie nie mehr davon. Mein Vater wurde nach dem Aufstande der Natschehs so krank, daß sie nicht mehr unter Indianern leben will. Ich glaube, für sich selbst würde sie es nicht scheuen.“

„Haben Ihre Eltern die Absicht, in Pâris zu bleiben?“

„O nein, mein Vater sucht eine Anstellung auf den Westindischen Inseln zu erhalten.“

In diesem Augenblicke wurde das Gespräch des Grafen mit dem jungen Mädchen unterbrochen. Herr und Frau d'Orgeville machten sich bereit, die Gesellschaft zu verlassen. Die Zunächststehenden wunderten sich, wie angelegentlich der Graf mit Mina gesprochen hatte. Als sie ihm in vertraulicher, freundschaftlicher Weise guten Abend wünschte, schien ihn dies aus irgend einem Grunde tief zu berühren. Er küßte ihr die Hand mit einer so ehrerbietigen Zärtlichkeit, daß es der Dame, die umsonst versucht hatte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, zu denken gab. Sie begriff nicht, was er für ein Vergnügen daran finden konnte, mit einem schönen Kinde so anhaltend zu plaudern.

Als Mina fort war, blieb Moritz von Sachsen noch lange in Gedanken versunken auf derselben Stelle stehen. Wußte sie oder wußte sie nicht, wer ihre Mutter war? Dies war es, was er nicht ergründen konnte. Sie schien ganz gleichgültig in Bezug auf den Tod Peter's des Zwei-

ten und war doch über seine Frage, ob sie einen Bruder habe, in Aufregung gerathen. Er beschloß, in einigen Tagen Frau d'Orgeville zu besuchen, um dem Geheimniß auf den Grund zu kommen.

Während der folgenden Woche wurde Mina täglich von Frau Maret abgeholt und nach der Wohnung des Bischofs von Auxerre gebracht, die in der Nähe der Kirche von St. Sulpice lag. Dort traf sie Ontara. Es war eine merkwürdige Erscheinung, ein Mädchen und einen Jüngling, welche beide mit der Welt, in deren Mitte sie sich plötzlich wiedergefunden hatten, gänzlich unbekannt waren, inmitten des damaligen Paris damit beschäftigt zu sehen, die Eine die christliche Religion zu lehren, der Andere, sie zu erlernen. Die Gruppe in dem bischöflichen Studirzimmer würde einen ungemein schönen Gegenstand für ein Gemälde abgegeben haben. Der greise Bischof, gütig niederschauend auf die beiden jungen Wesen zu seinen Füßen; der schwarzgelockte, olivenbraune Jüngling seine Augen auf das anmuthige Mädchen richtend, das in halb sitzender, halb knieender Stellung, mit gefalteten Händen und einer Miene, aus welcher ihre ganze Seele hervorstrahlte, die Belehrungen des Prälaten übersetzte und dieselben durch Geberden uud Blicke sowohl als durch Worte dem Jüngling verständlich machte. Es war ein Werk der Liebe. Einmal hatte der Bischof angedeutet, Ontara könne in Zukunft der Lehrer seiner zerstreuten Landsleute werden, und mit Begeisterung griff Mina diese Hoffnung auf. Er würde nicht allein für sich leben, davon war sie überzeugt; er würde seinen unglücklichen Brüdern die Religion übermitteln, welche die Leiden zu heiligen und sogar den Stand des Sklaven zu adeln vermag. Seine Worte sollten eines

Tages die Kinder der Sonne erleuchten, die jetzt in der Tiefe einer zwiefachen Finsterniß versunken waren. Erhaben und rein flossen die Glaubenslehren von ihren schuldlosen Lippen und senkten sich tief in das Herz des jungen Indianers. Der ehrwürdige Greis konnte kaum seine Thränen unterdrücken, wenn er diese Kinder zweier verschiedener Volksstämme betrachtete, geboren unter demselben Himmelsstrich und mit so verwandten Seelen begabt. „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zubereitet,“ dachte er oft, während Mina sprach und Ontara ihren Worten lauschte.

Zuweilen wurde er in Geschäften aus dem Zimmer gerufen; dann traten Bruder und Schwester an das Fenster und schauten hinab auf den Garten des Luxembourg mit seinen Springbrunnen und Fliederbüschen. Sie sprachen von den großartigen Wäldern und den Wasserfällen, von den purpurschimmernden Fluren und der Farbenpracht der Blumen in ihrem geliebten Vaterlande, und ihre Herzen zitterten in freudvoller und schmerzlicher Erinnerung. Dieses waren Ontara's einzige lichte Stunden in der Stadt der Weißen. Das Haus des Bischofs erschien ihm wie eine Oase in der Wildniß. Durch den Unterricht, welcher ihm zu Theil wurde, durch die fortschreitende Erkenntniß der Wahrheit, und durch die unschuldige Liebe seiner Adoptiv-Schwester, das einzige Band, das ihn mit der Welt noch verknüpfte, wurden die Wunden seiner Seele allmälig geheilt. Am Nachmittag zeigten Herr und Frau Maret ihm alle Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt, und Abends führten sie ihn manchmal an öffentliche Vergnügungsorte. Aber Unterhaltungen und Schauspiele aller Art hatten nicht den mindesten Reiz für ihn. An Naturschönheiten allein fand sein Auge

Wohlgefallen. Für die manchfachen Zweige der Kunst hatte er gar keinen Sinn. Sein scharfer Verstand faßte jedoch den praktischen Nutzen mechanischer Erfindungen auf und verfolgte mit Interesse die Leistungen der Naturwissenschaften.

Viele Plane entwarf er gemeinschaftlich mit Mina; gar manches Luftschloß bauten sie in die Wildniß, zu welcher ihre Gedanken immer wieder zurückschwärmten. Ein Tempel, viel herrlicher selbst als Notre-Dame, sollte eines Tages in den Wäldern von America sich erheben; viele Schwarzröcke sollten da wohnen, und eine große christliche Stadt um die Kathedrale erstehen. Mina und ihre Eltern sollten nach der neu erbauten Stadt der Sonne ziehen, und ein Schwarzrock sollte Mina's und Ontara's Hände ineinander legen, Ontara also des weißen Häuptlings Sohn werden.

Bei diesem letzten Theile der Schilderung pflegte Mina stets den Kopf zu schütteln. Sie wußte jetzt, daß französische Mädchen ihren Gemahl nicht nach eigener Neigung wählten, und sie war eingedenk der Warnung ihrer Mutter, daß sie niemals einen Indianer heirathen dürfe. Zugleich drängte sich ihr die Frage auf, ob Ontara's Bekehrung zum Christenthum dabei einen Unterschied machen würde, und es peinigte sie der Gedanke, daß beim Anblick eines Sprößlings der rothen Race ihr Vater jedesmal erschauderte. Es was ihr zu Muthe, als müsse ihr das Herz brechen, wenn etwa ihre Eltern den indianischen Bruder mit Kälte begrüßen würden.

Herr und Frau d'Auban kamen ungefähr drei Wochen nach dem ereignißreichen Abende im Hôtel de Sénac wieder in Paris an. Am Tage nach dem Empfang des

Briefes ihrer Tochter, welcher ihr so unvermuthet ihres Sohnes Tod verkündete, war Frau d'Auban erkrankt, so daß sie nothgedrungen einige Zeit in Hâvre verweilen und die Rückfahrt dann in kleinen Tagereisen machen mußte. Ihr heißester Wunsch war nunmehr, wie schon gesagt, Frankreich zu verlassen, die alten Beziehungen alle abzubrechen und mit Mina nach einem Orte zu gehen, wo sie ein neues Leben beginnen könnten.

Eine unklare Besorgniß beschlich sie, als sie bei ihrer Ankunft die stets zunehmende Anmuth ihrer Tochter bemerkte, der sich eine ungemeine Zartheit zugesellt hatte. Der eigenthümliche Glanz in Mina's Augen war lebhafter denn gewöhnlich, in ihrem Gesichte lag eine geistige Schönheit, welche an Personen von kräftiger Gesundheit selten wahrzunehmen ist.

An diesem Abende beugte sich die Mutter über Mina's Bett und sprach mit leiser Stimme: „Mein geliebtes Kind, bete fortan für die Ruhe der Seele deines Bruders; Gott hat ihn hinweggenommen aus dieser Welt." Thränen erstickten ihre Worte.

Mina umklammerte ihren Hals und flüsterte: „O Mutter, möge er ruhen in Frieden!"

Gedanken an diesen begrabenen Bruder verfolgten Mina oft in spätern Jahren. Ihr Vater hatte Recht gehabt, als er wünschte, sie möchte nicht erfahren, daß es ein Geheimniß gäbe, welches ihr doch niemals enthüllt werden sollte. Geheimnisse werfen immer einen Schatten in die sonnigen Tage der Jugend.

Mina hatte am Abende der Ankunft ihrer Eltern zwischen Beiden gesessen, bald die Mutter, bald den Vater mit tiefsinniger Zärtlichkeit anschauend, und ihnen erzählend,

wie Ontara am Morgen getauft worden war. In der Kirche von St. Sulpice hatte die Feierlichkeit stattgefunden. Schaarenweise waren die Leute aus der großen Welt herbeigeströmt, um von diesem ihnen neuen Schauspiele Zeuge zu sein. Das heilige Gebäude war überfüllt mit Herren vom Hofe und vornehmen Damen. Augengläser waren auf Mina d'Auban wie auf den Täufling gerichtet, ein Flüstern ging hin und her; rings um das Mädchen wurden Fragen gestellt und beantwortet, aber sie beachtete es nicht. „Ihre Augen waren mit ihrem Herzen," — beide auf den Jüngling geheftet, für den sie so lange und so inbrünstig gebetet hatte. Ganz in Andacht versunken kniete sie unterhalb der Kanzel, von welcher der Bischof von Auxerre die Predigt gehalten hatte, und wurde nicht gewahr, daß nach Beendigung der Feierlichkeit Frau d'Orgeville in die Sacristei ging, um mit dem Prälaten zu sprechen, und daß Jedermann die Kirche verließ, eine einzige Dame ausgenommen.

Plötzlich trat diese zu ihr und berührte ihre Schulter. Mina hob den Kopf in die Höhe und erkannte Fräulein Gaultier, deren Augen gleich den ihrigen voll Thränen standen. Sie waren beide von tiefer Rührung ergriffen worden inmitten dieser gedankenlosen Menge. Eine so weite Kluft wie zwischen Erde und Himmel lag zu jener Zeit zwischen dem Seelenzustande der Einen und der Andern; aber Beide hatten empfunden, was die meisten Anwesenden nicht empfanden. Sie hatten etwas mit einander gemein: die Eine entwand sich der Finsterniß der Sünde, die Andere wandelte einher im Glanze des Morgenlichtes der Unschuld; aber Beide folgten von fern „dem Banner mit dem Kreuzeszeichen."

„Beten Sie für mich,“ sagte die Schauspielerin, unbewußt das Knie beugend, indem sie dem jungen Mädchen nahte. Dann verschwand sie, bevor Mina Zeit hatte, von ihrer Ueberraschung sich zu erholen.

Der Mensch hält sich oft für besser als er ist; indessen kommt es auch wohl vor, daß man von der entgegengesetzten Täuschung befangen ist. Von dem Augenblicke an, da Frau d'Auban Ontara's Ankunft in Paris erfuhr, hatte sie unablässig gerungen, ihre unwillkürliche Kälte gegen ihn zu besiegen. Sie ärgerte sich über ihre scheinbare Undankbarkeit, und da ihre Einbildungskraft ihr Mißtrauen in sich selbst steigerte, fürchtete sie merken zu lassen, was zu empfinden sie sich einredete. In ihrem Benehmen verrieth sich eine gewisse Aufregung und Unbehaglichkeit, wenn Mina von ihm sprach, und dies steigerte noch die schmerzlichen Befürchtungen ihrer Tochter. Aber als am folgenden Tage der junge Indianer unvermuthet in's Zimmer trat, entschwand jedes Gefühl von Kälte mit einem Male aus ihrem Gemüthe. Die Erlebnisse ihrer Gefangenschaft tauchten wieder vor ihr auf, zugleich aber auch die lebendige Erinnerung an alles, was dieser Jüngling für ihr Kind und für sie selbst gethan hatte. Sie schloß ihn an ihr Herz mit einer Zärtlichkeit, die durch den in ihren Gefühlen vor sich gehenden Umschwung nur erhöht wurde. Es währte längere Zeit, bis sie ihre innere Bewegung bemeistern konnte.

Mina's Besuche bei dem Bischof nahmen ihren Fortgang; aber d'Auban begleitete Mina jetzt selbst. Seine gründliche Kenntniß der indianischen Sprache befähigte ihn, die Aufgabe zu übernehmen, welche bisher seiner Tochter obgelegen hatte, und nach wenigen Tagen betraute der

Bischof ihn völlig mit Ontara's Unterricht. Ontara kam nun jeden Abend in d'Auban's Wohnung, studirte mit dem Obersten und las mit Mina. Dies waren selige Stunden für ihn. Er fing an, die Vorzüge des Familienlebens und die Segnungen der Häuslichkeit nach christlichem Begriffe zu verstehen. Seine Liebe zu Mina war grenzenlos.

Eines Tages sagte er zu ihr: „Du bist mir Alles in Allem: mein Engel, denn du betest für mich; meine Lehrerin, denn du unterrichtest mich; meine Schwester, denn du liebst mich; mein Kind, denn ich trug dich einst auf meinen Armen; und wenn ich einmal alles gelernt haben werde, was die Weißen lehren können, dann wirst du meine Frau sein, und wir werden zusammen wohnen in einem von Rosen umhegten Palaste in unserm Heimathlande, am Ufer des prachtvollen Stromes."

Mina glaubte nicht an diesen Palast in der neuen Welt; allein sie ließ ab, dies zu sagen, als sie sah, daß es Ontara verdroß. Sie war zufrieden, ihre Eltern so gütig gegen Ontara zu sehen, und sehnte sich nicht mehr danach, Paris zu verlassen. Einstweilen schien auch keine Aussicht dazu vorhanden zu sein.

Es ist eine harte Arbeit, sich um etwas zu bewerben; von Tag zu Tag wartete d'Auban vergebens auf einen Bescheid von der Regierung. Von den drei Monaten, nach deren Ablauf seine Frau dem Grafen von Sachsen Mittheilung zu machen versprochen hatte, waren zwei nahezu verstrichen. Mina hatte ihrer Mutter von dem Gespräche erzählt, das sie im Hôtel de Sénac mit ihm gehabt hatte. Zuweilen gedachte Frau d'Auban ihm ihr Geheimniß zu eröffnen und seinen Beistand anzurufen, damit die Ernen=

nung ihres Mannes beschleunigt werde. Sobald aber der Gedanke sich zum Vorsatz entwickelt hatte, bereitete er ihr eine unbeschreibliche Angst. Es hatte von jeher in ihrer Natur gelegen, unabweisbaren Uebeln mit festem Muthe entgegenzugehen; allein sie schrak davor zurück, selbst eine Entscheidung zu treffen. Sie wünschte sehnlichst, Frankreich zu verlassen, und wollte ihrem Jugendgespielen nicht eher den versprochenen Brief schreiben, als bis der Ocean zwischen ihnen beiden lag. So erwachte sie jeden Morgen mit der Hoffnung, daß dieser Tag der letzte ihrer peinlichen Ungewißheit sein möge.

Eines Abends, als d'Auban in der Dämmerung die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, sah er Jemand herabkommen, der den Hut abzog und vorüberging. Er konnte nicht erkennen, wer es war; allein sein Diener Antonio, den er in dem Vorzimmer fand, sagte ihm, es sei Herr Reinhard gewesen, jener Deutsche, dessen Nachforschungen ihn schon in America beunruhigt hatten. Er habe mit den Leuten im Hause gesprochen, berichtete der Diener, und er selbst habe ihn zwei oder drei Mal aus- und eingehen sehen. D'Auban war sehr bestürzt über diese Nachricht. Er hatte während seines Aufenthalts in Paris erfahren, daß dieser Mann ein Spion sei, der um Sold jeder Regierung diene, die ihn benutzen wollte. Es war ihm sehr unlieb, daß dieser Mensch auf seine Spur gekommen war. Sei es, daß derselbe noch immer in Bezug auf die bewußten Juwelen forschte, oder daß er einer viel wichtigern Entdeckung auf der Fährte war, in beiden Fällen hatte d'Auban die Folgen zu fürchten. Er zog daher in Erwägung, ob es nicht zweckmäßig sein würde, sofort Paris zu verlassen oder wenigstens seine

Frau nach irgend einem Orte zu schicken, wo sie diesem Manne aus den Augen wäre. Eine Vorsichtsmaßregel wenigstens ihr zu empfehlen, hielt er für geboten: nämlich alles, was sie noch an kostbaren Juwelen besaß, zusammenzupacken und zu verbergen.

„Ich habe nichts mehr von Werth," sagte sie. „Vielleicht thäten wir besser, zu verkaufen, was noch..."

„Auf keinen Fall!" rief er aus. „Dies wäre höchst unvorsichtig. Aber meine Liebe, was willst du damit sagen, daß du nichts Werthvolles mehr besitzest? Wo ist das Medaillon mit dem Bildnisse des Czaren?"

Sie lächelte und entgegnete: „Ich war nicht gesonnen, es dir zu sagen; allein weil du danach fragst, muß ich dich wohl davon in Kenntniß setzen, daß ich die Diamanten im letzten September verkauft habe. Ich bedurfte Geld, um den Arzt und unsere Wohnung in der Rue du Louvre zu bezahlen. Einen Theil dieser Summe habe ich noch in Banknoten. Was ist dir?" fragte sie erschreckt, als sie den Ausdruck des Mißvergnügens auf ihres Mannes Gesicht gewahrte.

„O, meine Theuere," sagte er, „warum sprachst du nicht mit mir, bevor du dieses Medaillon verkauftest?"

„Das Bild habe ich nicht verkauft, Henri; nur die Diamanten. Du warst krank und ich wollte dich nicht mit Geldsorgen behelligen."

„Ich verstehe. Ich sehe jetzt, wie es kam. Du bist ein Engel von Güte. Aber an wen hast du die Steine verkauft?" fragte d'Auban, indem er sich bestrebte, seine Besorgniß zu verbergen.

„An einen Juwelier Weisbach, einen Deutschen, dessen Adresse ich von Herrn Lenoir erhielt."

„Gott im Himmel! Er ist Agent der russischen Gesandtschaft. O, meine Geliebte, — und du wolltest mir Sorgen ersparen! Gut, es thut nichts. Gräme dich nicht. Es ist alles gut.“

„Aber was fürchtest du denn, Henri?“

„Du weißt doch, meine Liebe, daß vor Jahren in America Nachforschungen gemacht wurden und Gerüchte umliefen in Bezug auf deine Juwelen, von denen man glaubte, sie seien gestohlen. Wenn nun diese Diamanten erkannt und als dein Eigenthum nachgewiesen würden, so könnte keine andere Erklärung gegeben werden, als die eine....“

„O! Niemand hat das Bild gesehen; nur die Fassung, das Medaillon.“

„Aber, mein liebes Herz, dieser Weisbach hat seit vielen Jahren alle Bestellungen in Juwelierarbeit für den kaiserlichen Hof ausgeführt. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er selbst dieses Medaillon gemacht hätte. Aengstige dich nicht. Ich möchte dir nur die Nothwendigkeit begreiflich machen, vorsichtig zu sein. Wenn du das Bild und deine Schmucksachen zusammen in eine versiegelte Schachtel thun willst, so werde ich dieselbe zu Herrn Maret tragen. Er wird sie für mich in Verwahr nehmen, ohne nach dem Inhalte zu fragen.“

Frau d'Auban, welche jetzt etwas ängstlich geworden war, ging in's Schlafzimmer und holte ihr Schmuckkästchen. Sie nahm das Miniaturbild, einige Ketten und Nadeln heraus und legte alles in eine kleine Schachtel. Ihr Mann zündete ein Licht an und suchte nach Siegellack, als das Geräusch von Fußtritten auf der Stiege sie erschreckte. Sie hatte kaum Zeit, die einzelnen Gegenstände

wieder in das Schmuckkästchen zu werfen, als zwei Männer eintraten, die sich als Polizei-Agenten auswiesen und d'Auban nebst seiner Frau verhafteten. Einer von ihnen begann sogleich das Kästchen und die Schränke in dem nächsten Zimmer zu durchsuchen. Das Bild und die übrigen Schmucksachen wurden selbstverständlich entdeckt. Der eine der Agenten nickte dem andern zu und sagte: „Das ist es."

D'Auban war rathlos. Die Schwierigkeit seiner Lage verwirrte ihn für den Augenblick. Seine gewohnte Gelassenheit und Geistesgegenwart verließ ihn beinahe ganz in dieser verwickelten Verlegenheit. Unter der Wucht einer so glaubwürdigen Anklage und so überwältigender Beweise mußte der einzige Vertheidigungsgrund, welcher vorgebracht werden konnte, als eine alberne Erfindung, eine freche Lüge erscheinen. In diesem Augenblick erschien es ihm ganz unbegreiflich, daß er die Gefahr, welche der Besitz dieser Dinge über ihren Häuptern schwebend erhielt, bisher nicht beachtet hatte. Er war wie betäubt; er wußte fast nicht, was er that. Es blieb ihm keine Zeit, sich mit seiner Frau über die Schritte zu verständigen, die etwa zu thun wären, oder über die in dem Einzelverhör, das, wie er wußte, erfolgen mußte, zu gebenden Antworten. Würden selbst seine eigenen Freunde diese Geschichte glauben? Ihn kannten sie genau und seit langer Zeit, seine Frau indessen so viel wie gar nicht. Ehe sie dieser unerhörten Geschichte den mindesten Glauben schenkten, würden sie annehmen, er sei einer Betrügerin in's Garn gegangen. Mit Blitzesschnelle zuckten diese Gedanken durch sein Gehirn, denn der ganze Vorgang dauerte kaum einige Minuten. Er bat um Erlaubniß, einige Zeilen an Herrn d'Orgeville schreiben

zu dürfen. Dies wurde ihm verweigert mit dem Bedeuten, das Blatt könne Anweisungen enthalten, anderweitige gestohlene Gegenstände zu beseitigen. Kaum wurde Frau d'Auban Zeit gelassen, einige Kleidungsstücke zusammenzuraffen und ihre Tochter zu küssen. Die Ueberraschung war zu groß, als daß sie ihre Gedanken hätte sammeln können. Sie war nur mehr im Stande, Mina an ihr Herz zu drücken. D'Auban rief Antonio, der blaß und zitternd an der Thüre stand, und sagte: „Sorge für sie. Bringe sie nach dem Hôtel d'Orgeville. Sage dort, durch irgend ein unerklärliches Mißverständniß seien wir eines Verbrechens angeklagt und in's Gefängniß geworfen worden."

„Kein Wort weiter, wenn es Ihnen gefällig ist," gebot einer der Polizeibeamten und hieß Beide eiligst die Treppe hinuntergehen. Als Frau d'Auban die unterste Stufe erreicht hatte, wandte sie sich nach ihrer Tochter um, die ihr schweigend folgte, zu aufgeregt, um sprechen, zu entsetzt, um weinen zu können.

„Mina!" rief sie noch, während der Wagenschlag hinter ihr geschlossen wurde. Was sie außerdem sagte, konnte das arme Mädchen nicht mehr verstehen. Als der Wagen außer Sicht war, stieg Mina langsam die Treppe wieder hinauf. Antonio erschrak über ihre noch immer gefaßte Miene.

„Ach, Fräulein Mina!" rief er, „um Gotteswillen, blicken Sie nicht so. Sie brechen mir das Herz. Aber freilich, es ist kein Wunder: den gnädigen Herrn und die gnädige Frau in solcher Gesellschaft fortfahren zu sehen, ist genug, Einen um den Verstand zu bringen. Man sollte sich schämen, ein Europäer zu sein! Soll ich etwas Wein und Wasser holen, Fräulein? Sie sind nahe daran, in Ohnmacht zu fallen."

„Nein, Antonio; ich denke nur nach,“ antwortete das Kind, den Kopf auf die Hand gestützt und den Ausdruck ernsten Nachsinnens auf dem Gesichte. Ihre Farbe kehrte allmälig wieder und sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Als Antonio ihr etwas Wasser und Wein reichte, schlürfte sie denselben und sagte hierauf: „Wohin hat man sie gebracht, Antonio? Ich meine, nach welchem Gefängniß?“

Dieses Wort löste Mina's starren Schmerz, und sie brach in Thränen aus. Und nun war der arme, alte Antonio eben so beängstigt über ihr Weinen, wie zuvor über ihr Schweigen.

„Wohin? Wohin?“ schluchzte sie, während er ihre Hand streichelte und küßte.

„Nach der Conciergerie,“ sagte er mit leiser Stimme, und fügte bei: „Das Ganze ist ein gewaltiges Mißverständniß. Sie werden bald zurückkehren. Wir müssen aber thun, was Ihr Papa gesagt hat, und nach dem Hôtel d'Orgeville gehen.“

„Nein, Antonio, dahin gehe ich nicht; wenigstens jetzt noch nicht.“

„Und wohin denn, gnädiges Fräulein?“

„Weißt du, wo der Graf von Sachsen wohnt?“

„Nein, gnädiges Fräulein; aber vielleicht kann ich es erfragen. Jedoch wozu wollen Sie das wissen?“

„Weil ich ihn unverzüglich sprechen muß — unverzüglich, Antonio.“

Der Diener schüttelte den Kopf. „Der gnädige Herr sagte aber, ich sollte Sie nach dem Hôtel d'Orgeville bringen.“

„Ich will aber nicht dorthin gehen, bevor ich den Grafen von Sachsen gesprochen habe. Es ist umsonst, in

mich zu dringen, Antonio. Komm mit mir; wir wollen uns auf den Weg machen und erfragen, wo er wohnt."

Antonio war so gewohnt, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, und so erregt über den Auftritt, dessen Zeuge er gewesen war, daß er in der That mehr als sie der Leitung bedurfte. Er fügte sich daher stillschweigend, und da sie ihren Hut und Shawl genommen hatte, folgte er ihr auf die Straße.

Nach einer Weile blieb sie stehen und fragte: „Glaubst du wohl, daß Herr Drouin, der Buchhändler, wissen wird, wo der Graf von Sachsen wohnt?"

„Vermuthlich weiß er es," antwortete Antonio, und sie nahmen den Weg nach Herrn Drouin's Laden.

Es war ein großes, finsteres Gewölbe in der Rue St. Sulpice. Stöße von Bänden waren daselbst in breiten und tiefen Nischen und auf anscheinend unerreichbar hohen Bücherbrettern aufgeschichtet. Mina nahte sich schüchtern dem Zahltische. Eine Dame saß, den Rücken gegen den Eingang des Ladens gekehrt, und ein hübscher, kleiner Knabe von sechs oder sieben Jahren stand neben ihr. Sie war beschäftigt, für ihn ein Buch auszusuchen.

„Ich will kein Buch," sagte das Kind, „ich will bei Ihnen bleiben."

„Ei, mein gutes Kind," antwortete die Dame mit einer Stimme, welche Mina schon gehört zu haben sich erinnerte, „ich kann nicht bleiben, wo ich bin, und gut sein; und Leute, die nicht gut sind, kommen nicht in den Himmel. Aber du und ich, Anselm, wir wollen dort eines Tages uns wiederfinden."

„Sie sind ja sehr gut," antwortete der Knabe in betrübtem Tone; „Sie geben mir alles, was ich brauche."

In diesem Augenblick hörte die Dame Mina den Ladengehülfen fragen, ob er ihr sagen könne, wo der Graf von Sachsen wohne. Sie wandte sich um, und ihre Augen begegneten sich. Fräulein Gaultier erkannte das junge Mädchen, das sie in der Kirche von St. Sulpice um ihr Gebet angefleht hatte; mit einem höflichen Lächeln machte sie ihr Platz.

„Im Hôtel de Saxe, Rue du Palais Royal," antwortete der Ladengehülfe.

„Ist es weit von hier?" fragte Mina beklommen, und als der Mann antwortete „ziemlich weit," vernahm Fräulein Gaultier einen leisen, zitternden Seufzer.

„Entschuldigen Sie," sagte die Schauspielerin freundlich zu dem jungen Mädchen. „Wünschen Sie etwa den Grafen sogleich zu sehen?"

„Gewiß, ich wünsche es sehr," erwiderte Mina. „Sobald als möglich muß ich ihn sehen."

„Warum müssen Sie ihn denn sehen?" fragte Fräulein Gaultier in gutmüthiger, leichtfertiger Weise.

„Weil er der einzige Mensch ist, der mir helfen kann."

Fräulein Gaultier suchte in der Tasche nach ihrer Börse. „Entschuldigen Sie die Frage: handelt es sich um etwas, wozu Geld nützen kann?"

„Nein, nein, ich danke; das würde mir gar nichts helfen." Mina wandte sich ab und verließ eiligst den Laden.

„Warten Sie doch einen Augenblick!" rief Fräulein Gaultier, betroffen von dem Ausdrucke ihres reizenden Gesichtchens. „Wenn es wirklich richtig ist, daß Sie den Grafen von Sachsen ohne Verzug sehen müssen, so kann ich

Sie nach meinem Hause mitnehmen, wo er heute zu Tische kommt. Bis Sie sein Hôtel erreichen, wird er es verlassen haben."

Sie deutete auf ihren Wagen und sagte: „Bitte, steigen sie ein."

Mina schaute den alten Diener an, der neben ihr stand. „Ich muß den Grafen von Sachsen sehen, Antonio."

„So steigen Sie ein," wiederholte Fräulein Gaultier.

„Nicht ohne mich," sagte der alte Mann entschlossen.

„Gut, so setzen Sie sich auf den Bock und sagen Sie dem Kutscher, er solle nach der Rue de la Michaudière fahren."

Der kleine Knabe stieg mit in den Wagen, und sie fuhren davon. Das Kind fing an bitterlich zu weinen.

„Geh, geh, Anselm. Das schickt sich nicht. Männer weinen nie."

„Aber kleine Knaben weinen, und ich muß weinen, wenn Sie verreisen."

„Unsinn! Ich habe nicht gesagt, daß ich verreisen würde. Du mußt jedoch heimgehen zu deinem Vater, und er wird dich in eine gute Schule schicken; da wirst du eine Menge kleiner Knaben finden, mit denen du spielen kannst."

Das Kind umklammerte sie mit beiden Armen.

„Da sind wir," sagte sie, als der Wagen anhielt. „Küsse mich und steige aus."

Sie sah dem Kleinen nach, wie er in das Haus ging und sagte dann, als spräche sie zu sich selbst und nicht so fast zu Mina: „Ach, so geht es, wenn man ein gutes Werk thut: man weiß nie, wohin es führen kann. Ich nahm dieses Kind zu mir, weil es mutterlos und sein Vater

zu arm war, es zu behalten. Ich machte ein Spielzeug aus ihm, so lange es klein war, als ob es ein Schooßhündchen oder eine Katze gewesen wäre. Da aber der Junge zu sprechen anfing, und zu beten, und Fragen an mich zu stellen über den lieben Gott, so gefiel mir das nicht."

„Warum nicht?" fragte Mina, sie verwundert ansehend.

„Ach, was sollte eine Person, die niemals betet, solch einem Kinde wohl sagen?"

„Beten Sie nicht? Aber an dem Tage, als Ontara getauft wurde, thaten Sie es doch gewiß. Danken Sie Gott nicht, daß er Sie so schön gemacht hat — und auch so stark?" setzte Mina hinzu, sich an die Scene in dem Tuilerien-Garten erinnernd.

Es war Fräulein Gaultier nie in den Sinn gekommen, für ihre Kraft Gott zu danken. Einige Jahre später erinnerte sie sich jedoch an Mina's Worte, während sie eine alte Frau aus einem brennenden Hause trug. Jetzt aber schaute sie das Mädchen starr an und murmelte dann: „Der Rest meines Lebens wird zu kurz sein, Ihm zu danken, wenn ...." Sie schwieg und wandte sich ab. Sie sprach nicht wieder, bis der Wagen an ihrem Hause, Rue St. Maur, angelangt war.

Nichts konnte den in dieser Wohnung entfalteten Luxus überbieten. Wunderschöne Gemälde bedeckten die Wände, Tändeleien jeder Art schmückten alle Ecken und Enden. Eine Fülle von Blumen und mehrere kleine künstliche Springbrunnen, die wohlriechendes Wasser ausströmten, durchdufteten die Hallen und gaben den Zimmern ein festliches Ansehen. Fräulein Gaultier führte Mina nach einem

kleinen Boudoir, das hinter dem Speisezimmer lag. An einem mit vergoldetem Tafelaufsatz und prachtvollen Blumensträußen geschmückten Tische war für zwanzig Gäste gedeckt. In dem Empfangzimmer waren bereits mehrere Herren und Damen versammelt und begrüßten die Besitzerin in der muntersten Weise.

Unter den Gästen war der Graf von Sachsen. Als er Mina mit Fräulein Gaultier eintreten sah, fuhr er erstaunt zurück, zauderte einen Augenblick und stürzte dann ihnen nach in das Boudoir. Im Augenblicke, da Mina ihn sah, und bevor sonst Jemand Zeit hatte, zu sprechen, rief Mina: „Ach, Herr Graf, retten Sie meine Mutter!“

„Wollen Sie uns einen Augenblick allein lassen?“ sagte der Graf zu Fräulein Gaultier.

Indem die Schauspielerin sich umwandte, bemerkte sie, daß Antonio sich Eingang zu verschaffen gewußt hatte und seine junge Herrin gleich einem treuen Hunde bewachte. „Ausgezeichnet!“ sagte sie lachend, und schloß die Thüre des Boudoirs.

„Nun, mein Kind,“ fragte der Graf auf deutsch, „was ist geschehen? Was ist mit Ihrer Mutter?“

„Sie ist im Gefängniß und auch mein Vater,“ rief Mina, die Hände ringend.

„Im Gefängniß? Guter Gott! Warum? Wo? Wegen Schulden?“

„Nein,“ antwortete Mina; ihre Wangen wurden feuerroth und ihre Lippen bebten. „Wegen eines Diamantendiebstahls! Sie und stehlen!“

„Diamanten?“ wiederholte der Graf.

„Ja, Diamanten, welche Mama schon lange Zeit besitzt, so lange als ich mich erinnern kann. Sie verkaufte

dieselben, als Papa so krank war und sie Geld brauchte. Sie hatten die Einfassung an dem Bilde eines Herrn in Uniform gebildet, welches sie mir zuweilen zeigte, als ich noch ein kleines Kind war. Die Männer, welche Papa und Mama nach dem Gefängniß abführten, fanden dieses Bild und sagten, es liefere den Beweis, den sie suchten."

„O, ich glaube zu verstehen," brach der Graf aus. „Wußte Ihr Herr Vater etwas von diesem Bilde?"

„Ja, aber er erfuhr erst heute, gerade bevor jene Männer kamen, daß Mama die Diamanten verkauft hatte. Er schien bestürzt, als sie es ihm erzählte. O, Herr Graf, Sie haben meiner Mutter gesagt: wenn sie jemals eines ergebenen Herzens und eines starken Armes zu ihrer Vertheidigung bedürfe, möchte sie sich Ihrer erinnern. Werden Sie ihr jetzt zu Hülfe kommen — und auch meinem Vater?"

„Ich muß zum Könige gehen, es gibt keinen andern Weg. Welches Gefängniß ist es?"

„Die Conciergerie," sagte Antonio, hervortretend.

„Wissen Sie, auf wessen Veranlassung Herr und Frau d'Auban verhaftet worden sind?"

„Die Huissiers sagten, es sei auf Ansuchen des russischen Gesandten geschehen."

„Der Unselige! Vor Allem muß ich über diesen Punkt Gewißheit haben. Wissen Sie, an wen Ihre Mama diese Diamanten verkaufte, Fräulein Mina?"

„An einen Juwelier Namens Weisbach, in der Rue de l'Ecu."

„Ich kenne ihn; er ist ein Deutscher."

„Wird der König sie aus dem Gefängniß entlassen, Herr Graf?"

„Ich hoffe es, süßes Kind. Ich werde alles thun, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu helfen. In wessen Obhut werden Sie mittlerweile bleiben?“

„In seiner Obhut,“ antwortete Mina, auf den alten Diener deutend; „es ist unser guter, alter Antonio. Mein Vater hieß mich nach dem Hôtel d'Orgeville gehen und sagen, daß durch ein Mißverständniß meine Eltern verhaftet worden seien, aber....“

„Es ist viel besser, wenn Sie es vorerst nicht thun, Fräulein Mina. Gehen Sie mit diesem guten Manne nach Ihrer Wohnung zurück. Wo ist diese eigentlich?“

„Nummer 30, Rue des Saints Pères.“

„Nun gut, gehen Sie dorthin, und sollte irgend Jemand kommen, so lassen Sie ihm antworten, Ihre Eltern seien nicht zu Hause.“

„Und wenn Ontara kommt?“

„Ist das der indianische Prinz?“

„Ja, mein Adoptivbruder.“

„Wird er verschwiegen sein?“

„Ein Indianer würde lieber sterben, als ein Geheimniß verrathen.“

„Gut, so mögen Sie ihn empfangen, meine kleine Prinzessin.“ Der Graf wartete ab, ob diese Benennung auf Mina irgend einen Eindruck machte; aber da er sah, daß es nicht der Fall war, fuhr er fort: „Und jetzt weinen Sie nicht; fürchten Sie sich nicht, liebe Wilhelmina. Der Graf von Sachsen würde eher sein Leben opfern, als zugeben, daß Ihrer Mutter ein Leid widerführe.“

„War sie das kleine Mädchen, welches Sie so lieb hatten?“ fragte Mina.

„Sie war es," antwortete der Graf tief bewegt, „und sie ist die Mutter eines nicht sehr kleinen Mädchens, das ich anfange auch recht lieb zu haben."

„Und ich werde Sie ebenfalls herzlich lieben, wenn Sie Papa und Mama aus dem Gefängniß befreien."

Inzwischen hatte in dem anstoßenden Saale das Mittagessen begonnen, und der Schall des Gelächters und Geschwätzes drang in das Kabinet. Der Graf von Sachsen ging hinein und entschuldigte sich bei Fräulein Gaultier. Er sagte, dringende Geschäfte nöthigten ihn, auf ihre Gastfreundschaft für jetzt Verzicht zu leisten.

„Sie werden wohl die Güte haben," fügte er bei, „dieses Fräulein nach Hause bringen zu lassen."

„Ich werde sie selbst nach Hause führen," antwortete die Schauspielerin, sich vom Tische erhebend.

„Leben Sie wohl, Graf von Sachsen," setzte sie hinzu, und ihre Stimme versagte wieder, wie es bereits im Wagen vorgekommen war; zugleich wurden ihre Wangen todtenbleich unter der Schminke.

„Kommen Sie, meine Liebe, essen Sie etwas, bevor Sie gehen," sagte sie dann zu Mina.

„Nein, ich danke, liebes Fräulein. Ich könnte nichts essen. Nur will ich ein wenig Wasser trinken, wenn Sie erlauben."

Fräulein Gaultier schenkte ihr Wasser ein und füllte ein Glas mit Wein für sich selbst. Ihre Hand zitterte so sehr, daß sie den Wein verschüttete. Sie stand auf, setzte sich wieder und sagte zu ihren Gästen: „Ich weiß, Sie werden mir verzeihen, daß ich so wenig Umstände mit Ihnen mache. Ich muß gehen, sonst würde ich Sie nicht verlassen."

Ihre Augen machten die Runde um den Tisch. Sie schien jeden ihrer Freunde der Reihe nach zu betrachten. Die Einen bedingten, sie solle nicht länger als eine Viertelstunde ausbleiben; Andere erklärten mit Lachen, sie würden während ihrer Abwesenheit sich nach Herzenslust unterhalten; Andere erhoben Einsprache dagegen, daß sie nur auf fünf Minuten ihrer Gegenwart beraubt werden sollten. Sie erhob sich wiederum, nahm Mina bei der Hand und ging der Thüre zu. Dort blieb sie einen Augenblick stehen und blickte mit träumerischem Ausdruck nach dem Tische, den sie verlassen hatte, nach den Bildern, nach den Möbeln. Ihre Gäste dachten, sie sei schon fort, und fingen wieder an zu lachen und unter sich zu schwatzen.

„Kommen Sie," sagte sie endlich zu Mina, die über ihr seltsames Benehmen höchst betroffen war. Sie gingen zusammen die Treppe hinab und stiegen in den Wagen, der die ganze Zeit an der Thüre gewartet hatte. Die Pferde waren ungeduldig und widerspenstig. Der Kutscher peitschte sie, und sie bäumten sich. Fräulein Gaultier sprang wieder aus dem Wagen und zog Mina mit sich in's Haus. Sie sank auf einen Stuhl in der Halle und stieß einen dumpfen Ton aus, halb Schrei und halb Gestöhn, der das Haus durchhallte. Die Gesellschaft im Speisezimmer hörte diesen Ton und fragte sich, was es wohl sei. Aber Alle waren weit entfernt, zu ahnen, woher derselbe kam.

„Ich kann nicht," murmelte sie, o mein Gott! ich kann nicht gehen; das Opfer ist zu groß."

Ein eigenthümlicher Instinct schien Mina in diesem Augenblicke zu beseelen. Sie errieth, daß ein Kampf zwischen dem Guten und Bösen in dem Herzen dieser Frau ent=

brannt war. Ohne zu wissen, was Fräulein Gaultier verließ, oder wohin sie ging, ergriff Mina ihre Hand und rief: „Kommen Sie, kommen Sie. O, kommen Sie fort!“

Es gibt Augenblicke, wo eines Menschen ganzes Schicksal, ja selbst sein Loos in der Ewigkeit von einem scheinbar zufälligen Umstande abhängt; Kämpfe, wo gute und böse Engel auf den Ausgang lauern. Mina's eigenes Herz war von Kummer überbürdet, und sie sehnte sich, von dem Getöse der Stimmen und dem Gelächter hinwegzukommen, welches selbst bis zu der Halle drang, in der sie saßen. Sie klammerte sich an Fräulein Gaultier und wiederholte: „Gehen Sie jetzt, oder Sie werden niemals gehen!“ Sie war sich der Macht ihrer Worte selbst nicht bewußt; aber sie schlugen an das Ohr der Schauspielerin mit prophetischer Kraft.

Frau von Staël sagt, der traurigste und stärkste Ausdruck in unserer Sprache sei: „Niemals.“ Vielleicht haben die Worte „jetzt oder nie“ eine viel schneidendere Wirkung; sie sind das Feldgeschrei in vielen Kämpfen, die Losung manch eines Sieges gewesen.

Wiederum stieg Fräulein Gaultier mit Mina in den Wagen, und sie fuhren nach der Rue des Saints Pères. Die Schauspielerin weinte bitterlich. Es war sonderbar vielleicht, daß sie vor einem Kinde, das ihr noch dazu fremd war, ihren Gefühlen freien Lauf ließ. Sie war jedoch ein sehr eigenthümliches Wesen; eine große Empfänglichkeit für plötzliche Antriebe, ein nachlässiges Sichgehenlassen hatte von jeher ihren Charakter gekennzeichnet.

„Wie froh bin ich, daß ich Ihnen begegnete!“ sagte sie zu ihrer kleinen Freundin, welche ihr danken wollte. „Sie haben heute mehr für mich gethan, als Sie jetzt

ermessen können oder vielleicht jemals begreifen werden. Das war es gerade, was ich brauchte, um mir durch die Operation hindurchzuhelfen, der ich mich unterziehen muß."

„Was ist das für eine Operation, liebes Fräulein?"

„Eine Operation, von welcher Sie vielleicht im Evangelium gelesen haben, mein Kind: das Abhauen der rechten Hand und das Ausreißen des rechten Auges, um nicht mit beiden in die Hölle zu fahren. Möchten Ihre süßen Augen und ihre kleinen unschuldigen Hände niemals des Ausreißens und Abschneidens bedürfen! Es thut wehe, das kann ich Ihnen sagen!"

„Ich würde mir die Hand abschneiden und die Augen ausreißen lassen, wenn dadurch alle meine Landsleute Christen würden!" antwortete Mina feuerig.

„Ich weiß nicht, wer Ihre Landsleute sind, liebe Kleine; ich habe jedoch gehört, daß es unschuldige Seelen gibt, Engel in Menschengestalt, welche bereit sind, zum Besten derjenigen, die schuldbeladen und dem Untergange nahe sind, zu leiden. Sie mögen wohl eine von diesen sein.... Auch ich hatte solche Gedanken, als ich in Ihrem Alter war."

„Und warum gaben Sie dieselben auf?" fragte Mina. „Ich fühlte, daß Sie gut wären, als ich Sie zum ersten Male sah."

„Was brachte Sie auf diesen Gedanken, liebes Kind?"

„Sie sehen so gut aus, obschon Sie die deutsche Dame in den Schmutz warfen."

Die Erwähnung dieses Ereignisses bewirkte einen Umschlag in Fräulein Gaultier's aufgeregtem Zustande. Sie brach in ein krampfhaftes Gelächter aus. „Was für ein elendes Geschöpf war ich!" rief die Dame, und nach einer Pause

sagte sie: „Ich hätte gut sein sollen, allein es war mir nicht vergönnt. Verwaist und von Andern abhängig, flehte ich um eine kleine Unterstützung, um dem Theater fern bleiben zu können. Aber meine Verwandten wollten auf meine Bitten nicht hören. Sie sagten, ich besäße Schönheit und Talent, damit müsse ich mir selbst durchhelfen. Das habe ich gethan, — Gott weiß es wie!"

„Aber jetzt können Sie, jetzt werden Sie gut sein?"

Der Wagen hielt vor Mina's Wohnung. Sie schlang ihre Arme um den Hals der Schauspielerin und wiederholte, indem sie ihre Lippen ihr auf die Wangen drückte: „Jetzt aber wollen Sie gut sein?" Des Kindes Flüstern traf gleich der Stimme eines Engels ihr Herz. Eine andere Stimme drang fortwährend in sie: Kehre zurück in dein reizendes Haus, zu deinen fröhlichen Freunden, zu deinem üppigen Leben; du bist nicht im Stande, den Rest deines Lebens zu fasten, zu gehorchen und zu beten.

Jetzt war die entscheidende Stunde. Ob sie Befehl ertheilte, nach dem einen oder dem andern Orte zu fahren, davon hing die Zukunft ab, — von diesen wenigen Worten.

Sie befahl dem Kutscher, nach dem Kloster Des Anticailles zu fahren.

In spätern Jahren, als es ihr möglich war, mit der Freudigkeit eines dankbaren Herzens zurückzuschauen und diesen furchtbaren Kampf zu beschreiben, erwähnte sie des harten Strohsacks, auf welchem sie in jener Nacht schlief, und des Stückes von kaltem, gedämpftem Karpfen, das ihr zum Abendessen vorgesetzt wurde, und versicherte, daß es der süßeste Schlaf gewesen sei und die beste Mahlzeit, die sie seit langen Jahren genossen habe.

Zwei Jahre darauf strömte die Pariser Welt nach dem Carmeliterinnen-Kloster in der Rue St. Jaques — demselben, wohin ein halbes Jahrhundert früher die Herzogin Louise de la Vallière geflohen war, — um eine der berühmtesten Schauspielerinnen der französischen Bühne, die geistreiche, schöne Gaultier, das Ordenskleid der h. Theresia nehmen und für immer einer Welt entsagen zu sehen, welche so lange Zeit ihr unheiligen Weihrauch gestreut hatte. Sie behielt auch im Kloster das Feuer, die unbesiegbare Heiterkeit, die großen Gaben des Geistes, mit welchen sie in so seltener Fülle ausgestattet war. Hinter dem Klostergitter sprach sie noch immer mit der Beredtsamkeit vergangener Tage; nur war der Gegenstand des Gesprächs ein anderer. „Die Zeit der Wunder ist noch nicht vorbei!“ sagte die Welt bei der Nachricht von Fräulein Gaultier's Bekehrung; und die Welt hatte Recht. So lange sie steht, wird sie durch Wunder der Gnade in Erstaunen gesetzt werden.

Siebentes Capitel.

Ludwig XV.

Es war ungefähr sieben Uhr Abends, als König Ludwig, der Vielgeliebte, der Abgott seines Volkes, einer der angenehmsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, in seinen Privatgemächern zu Versailles saß und sich mit der Königin unterhielt, welche er damals noch zärtlich liebte. Der junge Dauphin und seine kleinen Schwesterchen trieben

sich im Zimmer herum. Der dienstthuende Adjutant brachte dem Könige einen Brief. Er las ihn und lächelte.

„Unser guter Freund, der Graf von Sachsen," sagte Seine Majestät, „bittet um die Gnade einer unverzüglichen Audienz. Vermuthlich um Unsere Neugierde zu reizen, versichert er, daß er Uns eine Geschichte zu erzählen habe, welcher Wir mit Mühe Glauben schenken würden, so viel Aehnlichkeit habe sie mit einem Roman, und dennoch sei sie vollkommen wahr."

„Euere Majestät sehen jederzeit den Grafen von Sachsen mit Vergnügen, und werden zweifelsohne seiner Bitte Erhörung gewähren und Befehl geben, daß er vorgelassen wird."

„Ah! Majestät: steckt nicht etwas weibliche Neugierde hinter Ihrem wohlverborgenen Wunsche, den tapfern Grafen zu sehen?"

„Ich gestehe, mein Herr und König, daß ein Roman im wirklichen Leben recht dazu angethan ist, das Interesse einer Frau zu erregen, deren eigenes Geschick mit diesem Namen bezeichnet werden könnte." Bei diesen Worten schaute Maria Leczinska mit zärtlichen Blicken auf den König, den sie leidenschaftlich liebte.

Der junge Monarch — obwohl Vater von vier Kindern, war Ludwig XV. kaum dreiundzwanzig Jahre alt — befahl, den Grafen von Sachsen vorzulassen. Gleich vielen Herrschern liebte es der König von Frankreich, mit jener umsichtigen Ungezwungenheit behandelt zu werden, welche manche Personen zu handhaben wissen, ohne die Grenzen der Ehrerbietigkeit zu überschreiten. Vielleicht war ihm Vertraulichkeit lieber als Ehrfurcht. Der Monarch, welcher in seinen alten Tagen der Frau von Dubarry erlaubte,

ihn wie einen Lakaien zu behandeln und La France zu nennen, hat wohl zu keiner Zeit viel Würde des Charakters besessen. Allein in seiner Jugend lag etwas Anziehendes in dieser königlichen Gemüthlichkeit. Der Graf von Sachsen kannte die Launen und den Geschmack seines königlichen Herrn genau, und stand hoch in seiner Gunst.

„Ah! Graf von Sachsen," rief der König, als der General vor ihm und der Königin seine Kniebeugung gemacht hatte, „willkommen in Versailles! Sie sollten Uns doch öfters mit Ihrer Gegenwart überraschen. Es ist eine der Schattenseiten Unserer Stellung, daß Wir keine unverhofften Freuden haben. Unser Leben ist im voraus so genau abgezirkelt, daß Ich mir zuweilen einbilde, morgen sei gestern; so gut weiß Ich alles, was kommen wird."

Ein Schatten von Besorgniß strich über das Antlitz der Königin. Daß der König sich so leicht langweilte, war ihr größter Kummer. Sie besaß keineswegs den sprudelnden Witz oder die anziehende Kühnheit des Benehmens, wodurch eine Frau die Zuneigung eines von Natur phlegmatischen und aus Gewohnheit trägen Mannes zu fesseln vermag.

„Ich hoffe," sagte sie zu dem Grafen, „daß die Geschichte, welche Sie Uns erzählen wollen, Unsere Gefühle nicht gar zu tief erregen wird."

„O, Majestät — die Sache, welche ich zu vertreten habe...."

„Ach, gehen Sie!" unterbrach ihn der König, „das ist nicht recht. Sie versprechen Mir eine romantische Geschichte, und nun läuft es auf ein Bittgesuch hinaus."

„In der That habe ich eine Gnade zu erflehen, mein

königlicher Herr, und keine unbedeutende dazu — nichts Geringeres als die sofortige Befreiung zweier Gefangener."

Der König machte ein verdrießliches Gesicht.

„Ueberdies muß es eine Handlung Königlicher Machtvollkommenheit sein, ein directer Befehl Euerer Majestät."

„Sie hätten mit dem Bischof von Fréjus sprechen sollen."

„Nein, Sire. Euerer Majestät allein kann ich die Geschichte einer Prinzessin von königlichem Geblüte mittheilen, deren beispielloses Schicksal sie auf die Gnade Euerer Majestät anweist."

„Eine Prinzessin!" wiederholte der König. „Von welcher Nation?"

„Sie ist eine Deutsche."

„Ah! »Die Zahl euerer deutschen Prinzessinnen ist Legion« sagte einst die Fürstin Orsini zu dem Gesandten eines kleinen deutschen Souverains, der die Hand der Tochter eines Granden von Spanien zurückgewiesen hatte, und fügte bei: »Monsieur, une grandesse d'Espagne vaut bien une petitesse d'Allemagne.« Ist etwa Ihre Prinzessin auch so eine deutsche Wenigkeit, die einem spanischen Granden kaum gleichsteht?"

„Mit nichten," versetzte der Graf, „denn wäre sie fünfzehn Jahre jünger, so hätte sie auf die Hand Euerer Majestät Anspruch machen können. Ihre Schwester war mit dem Kaiser von Oesterreich vermählt, und das Haus Habsburg fand diese Verbindung keineswegs unebenbürtig."

„Aber wen können Sie denn meinen, Graf von Sachsen? Von welchem Kaiser sprechen Sie? Die Gemahlin des gegenwärtigen Kaisers war die älteste Tochter des

Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, und ihre Schwester heirathete den Thronfolger von Rußland."

„Sire, die Schwester der verstorbenen Kaiserin von Oesterreich, die Tochter des Herzogs von Braunschweig, die Wittwe des Czarowitsch befindet sich in diesem Augenblicke in dem Gefängniß der Conciergerie; zu ihren Gunsten flehe ich die Gnade Euerer Majestät an!"

„Mein lieber Graf, Sie müssen sich in einem großartigen Irrthum befinden; denn ich kann nicht annehmen, daß Sie scherzen."

„Sire, niemals in meinem Leben war ich davon so weit entfernt, wie jetzt."

„Allein die Prinzessin, von welcher Sie sprechen, ist ja bereits über fünfzehn Jahre todt."

„Majestät, sie ist nicht todt! Daß sie am Leben ist, weiß ich selbst erst seit zwei Monaten, wo ich ihr im Garten der Tuilerien begegnete. Der Ton ihrer Stimme erregte zuerst meine Aufmerksamkeit; dann bekam ich ihr Gesicht zu sehen, und obwohl mehr als zwanzig Jahre vergangen waren, seit ich sie zum letzten Male sah, erkannte ich die Prinzessin Charlotte von Braunschweig sofort. Sire, ich war in ihrer Kindheit ihr Gespiele; später beehrte sie mich mit ihrer Freundschaft. Ich liebte sie, wie diejenigen lieben, welche niemals Gegenliebe beanspruchen dürfen, — mit einer innigen, hoffnungslosen, ehrfurchtsvollen Neigung. Sie ist eine Frau, die Niemand jemals wieder vergißt, der sie ein Mal gesehen hat."

„Ich habe meinen theuern Vater von ihr sprechen hören," sagte die Königin. „Er pflegte zu sagen, in ihren Augen läge eine trauervolle Anmuth, eine ihr allein eigene

träumerische Weichheit; sie sehen und sie lieben sei eins und dasselbe."

„Königliche Majestät, ich glaube wahrlich, daß ein an Körper wie an Seele so einziges Wesen selten einen Thron oder eine Hütte geziert hat. Seit dem ersten Augenblicke, da ich sie sah, blieb mir kein Zweifel, daß sie die Prinzessin sein müsse. Sie wandte sich ab; sie versuchte, mich fern zu halten, meinen ungestümen und eifrigen Fragen auszuweichen; aber ihre Thränen, ihre leidenschaftliche Aufregung verriethen sie. Sie weigerte sich indessen, mir irgend eine Andeutung über den Namen, den sie führte, oder über ihren Aufenthalt zu geben. Ich hatte gewünscht, Euere Majestät sogleich von dem Dasein der Prinzessin in Kenntniß zu setzen, aber sie nahm mir das Versprechen ab, diese Eröffnung drei Monate zu verschieben. Als ich sie an jenem Tage aus dem Gesichte verlor, stiegen Zweifel in mir auf, ob ich noch bei Sinnen sei; denn der Tod der Gemahlin des Czarowitsch war ein allbekanntes Ereigniß — hatten doch alle Höfe von Europa Trauer für sie angelegt. Der Gedanke an die Begegnung, die ich so eben mit der Lebendig-Todten gehabt hatte, war wohl genügend, »den Verstand in seinem Sitze zu erschüttern.« Eine Erinnerung schoß mir durch den Kopf. Es fiel mir ein, daß ich unter den Papieren meiner Mutter, als ich dieselben nach ihrem Ableben ordnete, ein Packet gefunden hatte, überschrieben: »Einzelnheiten über den angeblichen Tod der —. Nach meinem Tode von meinem Sohne zu lesen.« Mit einer Menge von Geschäften überladen, wie ich es in jenem Augenblicke war, hatte ich die Eröffnung dieses Packets bis auf eine Zeit, da ich mehr Muße hätte, verschoben. Die Ereignisse des Feldzuges und meine Rückkehr nach Paris

verwischten die Erinnerung daran aus meinem Gedächtnisse, bis plötzlich die Worte: »angeblicher Tod« es gleich einem Lichtstrahl durchzuckten. Ich ließ mir die Kiste nach Paris kommen, in welche ich jenes Packet verschlossen hatte, und vor wenigen Tagen erst lernte ich den Inhalt desselben kennen."

„Und bezog er sich auf die Prinzessin?" fragten wie aus einem Munde der König und die Königin.

„So war es, Madame — Sire," antwortete der Graf, sich gegen die Majestäten verbeugend. „Wenn meine Mutter fehlte, wenn sie übereilt handelte, wenn ihre Sorge für das Leben der geliebten fürstlichen Freundin über die Klugheit den Sieg davon trug, so werden Euere Majestät jetzt, da sie nicht mehr am Leben ist, das Mitgefühl einer Frau für eine andere Frau zu würdigen und zu entschuldigen geruhen. Mir steht kein Urtheil zu über eine solche noch nie dagewesene That. Ungewöhnliche Gefahren fordern außerordentliche Mittel. Dieses Blatt, Majestät, enthält einen ausführlichen Bericht über die Weise, in welcher die Gräfin Königsmark im Verein mit den Dienerinnen der Großfürstin die Nachricht von dem Tode derselben verbreitete, nachdem ihr grausamer Gemahl sie in dem Glauben verlassen hatte, sie sei todt. Es war den Freunden der Prinzessin bekannt, daß der Großfürst Alexis ihren Untergang beschlossen hatte, und daß Mörder bei der Hand waren, welche sein Werk ausführen sollten, falls sie sich wieder erholte. Eine Figur von Holz wurde in den für die Großfürstin hergerichteten prächtigen Sarg gelegt und sie selbst in einer geheimen Kammer verborgen, bis sie Kraft genug hatte, Rußland zu verlassen und dem Schicksal zu entfliehen, das als Gemahlin des Czarowitsch

ihrer wartete. In einem besondern Briefe befiehlt mir meine Mutter, diese Thatsachen nicht zu veröffentlichen, bis eine Zeit kommen würde, wo die Prinzessin selbst die Identität ihrer Person zur Geltung zu bringen wünsche. Ich habe diese Documente mitgebracht, Sire, und ich lege die Beweise der gewagten Handlungsweise meiner Mutter und des Daseins der Prinzessin Charlotte von Braunschweig in die Hände Euerer Majestät."

„Das ist fürwahr eine wunderbare Geschichte!" sagte der König, indem er anfing, die Papiere durchzusehen.

Mittlerweile fragte die Königin: „Und wohin floh die Prinzessin, als sie Rußland verließ?"

„Nach Neu-Frankreich, Majestät, begleitet von einem einzigen Diener, einem ergebenen Freunde — dem Bibliothekar ihres Vaters, der ihr nach St. Petersburg gefolgt war."

„Wie aber kam sie hieher und — o Himmel! — sagten Sie nicht, sie sei im Gefängniß?"

„Sie ist heute morgen auf Antrag der russischen Gesandtschaft verhaftet worden. Es scheint, daß die Prinzessin bei ihrer Flucht aus St. Petersburg Juwelen mit sich nahm, welche ihr Privateigenthum waren, und daß sie bei ihrer Ankunft in Neu-Orleans einen Theil davon verkaufte. Diese Schmucksachen wurden selbstverständlich vermißt und an die russischen Gesandtschaften und Consulate der Befehl erlassen, über die des Raubes verdächtigen Personen Nachforschungen anzustellen. Hauptsächlich auf dem alten deutschen Bibliothekar, welcher zur Zeit des vermutheten Todes der Prinzessin verschwand, ruhte der Argwohn. In den Colonieen scheint man jenem Befehle keine Folge gegeben zu haben. Aber ein Medaillon, welches die Prinzessin

während ihres Aufenthalts in Paris verkaufte, wurde von dem Goldarbeiter wiedererkannt, der dasselbe vor vielen Jahren auf Bestellung des russischen Hofes angefertigt hatte. In Gemeinschaft mit einem Deutschen, der die kaiserliche Verbannte in America gesehen hatte und von den über das Verschwinden jener Juwelen umlaufenden Gerüchten unterrichtet war, meldete er die gemachte Entdeckung dem Fürsten Kurakin. Daher die Verhaftung der Prinzessin — auf Grund einer Anklage, welche sie mit Dieben und Betrügern in eine Reihe stellt, — wenn Euere Majestät nicht sofort Befehl ertheilen, sie aus dieser Lage zu befreien."

Der König blickte von den Papieren auf, die er durchgesehen hatte, und ließ sich von dem Grafen die der Verhaftung vorangegangenen Umstände wiederholen. Hierauf sagte er: „Die Prinzessin muß natürlich sogleich in Freiheit gesetzt werden. Diese Documente, Graf von Sachsen, lassen nach Meiner Meinung keinen Zweifel übrig, daß die Dame, welche Sie im Tuilerien-Garten trafen, dieselbe Person ist, von welcher die Gräfin Königsmark spricht, nämlich die Wittwe des verstorbenen Czarowitsch. Aber wo und wie hat sie während dieser vielen Jahre gelebt?"

„Sire," sagte der Graf in dem Tone eines Mannes, der mit Widerstreben ein Geständniß macht, „der Roman wäre nicht vollständig ohne Liebesgeschichte."

„Ah! ist es eine, welche Sie vor der Königin erzählen können?" fragte der König lachend.

„Sire," entgegnete der Graf von Sachsen, indem er einige Bewegung verrieth, „ich weiß nur wenig von der Geschichte der Großfürstin Charlotte während der Zeit ihrer geheimnißvollen Zurückgezogenheit. Aber ich würd

mit Freuden mein Leben dafür einsetzen, daß ihr Herz so rein und ihr Leben so fleckenlos ist, wie das Ihrer Majestät selbst." Damit verbeugte er sich tief vor Maria Leczinska. „Nach dem Tode des Czarowitsch hat seine Wittwe einen französischen Offizier geheirathet, einen tapfern Edelmann, welcher zur Zeit der Erhebung der Natschehs durch Wunder der Tapferkeit sie und viele französische Frauen vor den Qualen des Feuertodes rettete."

Ohne eine Unwahrheit zu sagen, hatte der Graf die Sache so dargestellt, daß der Köuig glauben mußte, die Verheirathung d'Auban's sei jener Heldenthat gefolgt, anstatt vorausgegangen. Dankbarkeit, meinte er, würde als ein Milderungsgrund angenommen werden.

„Ich sehe nicht, wie über die Schwierigkeit hinauszukommen ist. Solch eine Ehe kann natürlich von ihren Verwandten niemals anerkannt werden. Sind Kinder da?"

„Eine Tochter, Majestät."

Der König besann sich ein wenig und sagte dann: „Ich werde eigenhändig an die Erzherzogin Maria Theresia schreiben, um sie von dem Dasein ihrer Tante und von den Beweisen, welche dafür vorliegen, in Kenntniß zu setzen. Meinem eigenen Gefühle nach zu urtheilen, wird die Erzherzogin mit Freuden ihre Tante am Hofe empfangen und derselben auf einer ihrer Besitzungen eine entsprechende Hofhaltung anbieten. Die Prinzessin muß selbstverständlich diesen zweiten Gemahl aufgeben. Ich weiß nicht mehr, nannten Sie seinen Namen?"

„Oberst d'Auban, Majestät."

„Von diesem d'Auban muß sie sich nothwendig trennen. Da sie jedoch sagen, er sei ein braver Offizier, so werde ich für seine Zukunft Sorge tragen und ihm eine gute

Anstellung geben. Die Tochter kann in St. Cyr erzogen werden."

Die Königin blickte bedenklich zuerst auf den Grafen von Sachsen und dann auf den König. Als feinfühlende Frau widerstrebte ihr diese summarische Verfügung über die heiligsten und theuersten Bande eines Frauenherzens. Sie wagte zu sagen: „Wenn aber die Prinzessin ihren Mann und ihr Kind liebt, wäre es nicht möglich...."

„Möglich, Majestät! Für die Erzherzogin von Toscana möglich, Herrn d'Auban Onkel und seine Tochter Cousine zu nennen? Verhüte der Himmel, daß irgend eine königliche Familie je zu einer solchen Erniedrigung sich herbeilassen sollte."

„Nicht doch, ich wollte sagen, daß sie vielleicht nicht in die Trennung einwilligen möchte."

„Dann kann ihre Familie sie auch nicht anerkennen."

Der Graf von Sachsen verlor fast die Geduld über diese in die Länge gezogene Erörterung, und er erlaubte sich zu sagen: „Sire, jede Minute muß der Prinzessin, die bereits viele Stunden im Gefängniß sitzt, zu einem Jahrhundert werden."

„Was aber wäre wohl am besten zu thun?" entgegnete der König. „Diese seltsame Geschichte darf nicht bekannt werden, bevor ich von der Erzherzogin Antwort erhalten habe. Es wäre nicht recht, gegenüber den königlichen Verwandten, bezüglich der Entscheidung über die Wiedereinsetzung der Prinzessin Charlotte in ihren Namen und ihren Rang vorzugreifen. Sie darf jedoch selbstverständlich nicht im Gefängniß oder in einer ihrem Range nicht entsprechenden Wohnung bleiben. Am besten wäre es, sie übersiedelte sofort aus der Conciergerie nach einem Unserer königlichen Schlösser — nach Fontainebleau zum

Beispiel. Dort könnte sie die Antwort ihrer Nichte abwarten. Wie aber soll man ihre Befreiung der russischen Gesandtschaft erklären?"

„Will Euere Majestät mir erlauben, den Fürsten Kurakin zu besuchen und ihm mitzutheilen, es sei Euerer Majestät königlicher Wille, daß die Untersuchung niedergeschlagen werde?"

„Er wird es sonderbar finden, daß Ich mich in diese Sache mische."

„Nicht so sonderbar vielleicht, als Euere Majestät denken. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht be der Gesandtschaft wenigstens eine Person sich befände, welche den wahren Sachverhalt vermuthet."

„Oh! glauben Sie das, Graf? Dann empfehle ich diesen Theil der Verhandlung Ihrer Klugheit. Ich muß mit dem Cardinal Fleury sprechen und unter Unserm Insiegel den Befehl erlassen, daß diese Dame in Unserm Palaste zu Fontainebleau installirt werde. Frau d'Auban — ist nicht dies der Name, den sie führt? Wirklich, Graf von Sachsen, ich muß gestehen, daß Sie Ihr Wort gelöst haben. Die Thatsachen, die Sie Uns mittheilten, sind so wunderbar, wie kaum die Blätter der Geschichte oder irgend ein Roman dergleichen erzählen. Wir wollen Sie nicht länger aufhalten, Graf. Denn wie Hermione zu Pyrrhus sagt:

Tu comptes les instants que tu perds avec moi;
Ton coeur, impatient de revoir ta Troyenne,
Ne souffre qu'à regret qu'une autre t'entretienne;
Tu lui parles du coeur, tu la cherches des yeux.

Wie einzig schön spricht Fräulein Gaultier diese Stelle! Aber es heißt ja, diese Hermione habe plötzlich die Bühne

und die Welt verlassen? Cardinal Fleury sagte mir heute, sie wolle Carmeliterin werden."

„Auch ich will Carmeliterin werden, König Papa," ließ sich eine zarte Kinderstimme vernehmen. Es war die der Prinzessin Louise von Frankreich, welche jetzt hinter dem Lehnstuhle der Königin hervorkam. Vierunddreißig Jahre später kniete sie zu den Füßen ihres Vaters und bat um die Erlaubniß, hinter dem Gitter des Klosters St. Dénys leben und sterben zu dürfen. Der König hob das Kind auf die Kniee und spielte mit ihm, während er fortfuhr, mit dem Grafen von Sachsen zu reden.

„Sie müssen mir die Briefe der Gräfin Königsmark hier lassen. Ich werde eine Abschrift Ihrer Berichte an die Erzherzogin Maria Theresia senden. Wer weiß, Graf, ob Wir nicht im Laufe dieser Woche in der Richtung von Fontainebleau auf die Jagd gehen, — wahrscheinlich werden Wir es thun," sagte der König lachend, „und dann diesem schönen Gespenst einen Besuch abstatten."

„Auch ich möchte sie gerne sehen, wenn es nicht zu großes Aufsehen erregte," bemerkte die Königin. „Ich habe in meiner Jugend viel von der Prinzessin Charlotte von Braunschweig und ihren herrlichen blauen Augen reden hören."

„Werden Euere Majestät geruhen, in dem Freilassungsbefehle auch den Gemahl der Prinzessin einzubegreifen?" fragte der Graf, als er sich empfahl.

„Gewiß, gewiß," versicherte der König munter, „aber er darf nicht nach Fontainebleau kommen, weder er noch seine Tochter. Prinzessinnen können nicht Unebenbürtige heirathen und doch zugleich die Vorrechte des Königthums genießen."

Endlich wurde dem Grafen gestattet, sich zu entfernen. Die Dinge hatten eine Wendung genommen, welche ihn nicht ganz befriedigte. Alles, was er bei seiner flüchtigen Begegnung mit der Prinzessin und das, was er von ihrer Tochter gehört hatte, ließ ihn vermuthen, daß die Bande ihres Herzens nicht so leicht durch einen königlichen Machtspruch zu lösen wären. Der König, im Grunde wohl gutmüthig und weichherzig, duldete doch keinen Widerspruch. Wer überhaupt kann Widerspruch ertragen, der nicht durch lange Uebung gelernt hat, seine Abneigung dagegen zu überwinden? Der Befehl des Königs, Frau d'Auban nach Fontainebleau zu bringen, bis die Antwort ihrer Verwandten einträfe, gab diesem Aufenthalte fast den Anschein einer ehrenvollen Haft. Der Graf sah mit Bangen die Leiden voraus, welche die Zweideutigkeit ihrer Lage und die Ungewißheit ihrer Zukunft herbeiführen mußten. Er fragte sich, ob sie ihn wohl tadeln würde, daß er ihre Geschichte dem Könige offenbart habe. Er hielt dies nicht für wahrscheinlich, da er unter den gegebenen Umständen dazu genöthigt war. Aber Frauen sind nicht immer vernünftig, dachte er, und war unzufrieden mit dem Könige, der Königin, mit der Prinzessin und der ganzen Welt, sogar mit sich selbst.

Männer von hervorragender Kraft und Willensstärke, welche nahezu Alles beherrschen, ausgenommen sich selbst, werden über schwierige Verwickelungen oft eben so unwillig, als Frauen über einen verworrenen Strang Seide. Sie möchten den Knoten gern durchhauen; allein da sie kein Schwert zur Hand haben, noch selbst eine Scheere, oder was sonst dazu geeignet wäre, so erübrigt ihnen nichts, als gegen das Hinderniß zu toben.

Es war beinahe Mitternacht, als der Graf am Thore der Conciergerie anlangte. Mit vieler Mühe weckte er den Pförtner und verschaffte sich Einlaß. Er nannte seinen Namen, drückte dem alten Adam ein Goldstück in die Hand und erkundigte sich nach den Gefangenen, welche an demselben Tage eingebracht worden seien. Der Anblick des Goldes wirkte belebend auf den schläfrigen Cerberus, und er brachte das Verzeichniß der Gefangenen herbei, welches in dem Pförtner-Zimmer aufbewahrt wurde.

„Ja," sagte er, nachdem er bis zur letzten Seite umgeblättert hatte, „hier stehen die Namen der Leute, von welchen Sie sprechen, Herr Graf. Henri George d'Auban und Sophie Charlotte, seine Frau. Sie wurden in getrennten Zellen untergebracht, in der fünften Abtheilung des dritten Stockwerkes."

„Ich muß sie sofort sehen," sagte der Graf, „kraft eines königlichen Befehls. Melden Sie dem Gouverneur, daß ich hier bin."

„Es ist mir sehr leid," sagte der alte Adam, das Goldstück fest in der Hand haltend, „aber Euere Excellenz können sie nicht sehen, denn...."

„Ich will sie sehen," rief der Graf von Sachsen.

„Es ist aber unmöglich, denn...."

„Nichts ist unmöglich," sagte der Graf, mit dem Fuße stampfend. „Meine Soldaten dürfen dieses Wort niemals aussprechen, und auch Sie sollen es nicht. Nehmen Sie Ihre Schlüssel und zeigen Sie mir den Weg zu der Wohnung des Gouverneurs — oder zu den Zimmern der Gefangenen."

„Ich sage Ihnen aber, Herr Graf...."

„Und ich sage Ihnen, Herr Pförtner, daß ich mir keine Weigerung gefallen lasse.“

„Dann müssen Sie mit dem lieben Gott Streit anfangen,“ rief der Mann, „nicht mit mir. Er kann Wunder wirken, ich aber kann es nicht.“

„Wunder! Unsinn! Zeigen Sie mir den Weg.“

„Ich sage Ihnen aber, Herr Graf, sie sind fort!“ brüllte der Mann, der inzwischen den Louisd'or in die Tasche gesteckt hatte.

„Fort! Zum Henker — — wohin denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie kam es, daß sie freigelassen wurden?“

„Vor etwa drei Stunden gab der Gouverneur Befehl, sie ihrer Haft zu entlassen; das ist alles, was ich weiß. Ich befrage weder die, welche entlassen, noch die, welche eingebracht werden.“

Auf's höchste erstaunt, aber dennoch beruhigt, zog sich der Graf zurück. Am folgenden Morgen früh ließ er anspannen und fuhr nach der Straße, welche Antonio und Mina ihm Tags zuvor genannt hatten. Nachdem er bei dem Hausmeister sich erkundigt hatte, ob Herr und Frau d'Auban wirklich hier wohnten und zu Hause seien, stieg er eiligst die Treppe hinan und schellte an der Thüre des Entresol. Ein großer Mann, mit von Sorgen durchfurchtem, aber noch immer schönem Antlitz, öffnete.

Der Graf errieth, wer er sei. „Habe ich die Ehre, mit Oberst d'Auban zu sprechen?“ fragte er und setzte ohne Weiteres hinzu: „Ich bin der Graf von Sachsen.“

D'Auban bat ihn freundlich, einzutreten und sagte: „Ich weiß, wie gütig Sie gegen meine Tochter gewesen sind, Herr Graf, und freue mich ungemein, Ihnen bei

dieser Gelegenheit danken zu können. Bitte, treten Sie in das nächste Zimmer und nehmen Sie Platz."

Mina war beschäftigt, Ontara französischen Unterricht zu geben. Sie sprang auf, begrüßte den Grafen auf's herzlichste und rief ihm entgegen: „Sie kamen schon gestern Abend nach Hause. Ich hatte am Fenster gewartet, bis ich auf dem Stuhle einschlief. Mama weckte mich mit ihren Küssen."

„Möchte Ihr Erwachen stets so süß sein, Fräulein Wilhelmina!"

In diesem Augenblick kam Frau d'Auban aus dem Nebenzimmer herein. Von Erstaunen ergriffen, zauderte sie einen Augenblick. Dann sagte sie, ihre Hand dem Grafen darreichend: „O, Moritz! Mina hat mir erzählt, wie gut Sie gegen sie gewesen sind, und was Sie für uns thun wollten."

„Darf ich frei sprechen?" fragte der Graf mit einem Blick auf Mina und Ontara, die wieder bei ihren Büchern saßen.

„Kommen Sie hier herein," sagte Frau d'Auban, nach dem Nebenzimmer vorausgehend und ihrem Manne winkend, ihnen zu folgen. Aber der Oberst schüttelte den Kopf und flüsterte, bevor er die Thüre hinter ihr schloß: „Sprich ohne Zwang mit ihm, theueres Herz. Er kennt die Wahrheit und wird dir rathen."

„O Moritz! Wie entsetzlich war das!" rief die Prinzessin, auf einen Stuhl niedersinkend, während er sich vor den Kamin stellte und sie mit dem zärtlichsten Mitgefühl betrachtete. Ich meinte, ich müßte den Verstand verlieren während jener schreckenvollen Stunden in der Conciergerie! Diese seltsame Anklage, die Aussicht, ein Verhör bestehen

zu müssen und nicht zu wissen, was ich antworten sollte, und Niemand zu haben, der mir hätte rathen können, — das trieb mich halb zum Wahnsinn."

„Aber wie in aller Welt, theuerste Prinzessin, wurden Sie denn noch vor dem Eintreffen des königlichen Befehls befreit? Ich war nach Versailles zum Könige geeilt, um denselben auszuwirken...."

„O Himmel, Moritz, haben Sie mich ihm verrathen?"

„Ich war dazu genöthigt, Prinzessin; ich sah keinen andern Weg zu Ihrer Befreiung."

„Was sagte er?"

„Das werde ich Ihnen sogleich erzählen," erwiderte der Graf, der nicht recht wußte, wie er diese Frage beantworten sollte. „Aber sagen Sie mir, wer hat Sie befreit?"

In diesem Augenblicke hörte man ein Geräusch auf der Treppe; Frau d'Auban fuhr zusammen. „Seit gestern erschrecke ich über alles — ich zittere, so oft ich einen Fußtritt höre, oder die Thüre aufgeht. Außer Ihnen weiß noch Jemand, wer ich bin, und ich vermuthe, daß wir durch dessen Vermittelung in Freiheit gesetzt wurden. Man übergab mir diese Zeilen, als ich das Gefängniß verließ."

Die Prinzessin zog ein Briefchen aus der Tasche und gab es dem Grafen zum Lesen.

„Ah," fuhr er auf, als er die Unterschrift sah, „Alexander Levascheff! Ich dachte es wohl. Vor nicht langer Zeit, nachdem ich Sie, Prinzessin, in den Tuilerien gesehen hatte, erzählte ich ihm eines Tages absichtlich von meiner langjährigen Freundschaft mit Euerer Kaiserlichen Hoheit. Da errieth ich aus seinem Benehmen, daß er um die Wahrheit wisse."

„Er sah mich vor vielen Jahren in America und erkannte mich. Ich nahm ihm einen Eid ab, zu schweigen. Lesen Sie, was er schreibt.“

„Kaiserliche Hoheit! Gebunden durch meinen Schwur, wage ich es nicht, Ihnen zu Füßen zu stürzen, allerdurchlauchtigste Großfürstin, und Ihnen meine Dienste anzubieten. Erst vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß Sie in Paris wären. Ich selbst bin erst seit einem Monate hier. Stellen Sie sich meine Empfindungen vor, als ich erfuhr, Sie seien verhaftet. Von einer mehrtägigen Reise zurückgekehrt, hörte ich gestern zufällig in der Gesandtschaftskanzlei davon sprechen. Das Blut in meinen Adern gerann zu Eis. Sie, allergnädigste Herrin, in's Gefängniß geworfen! Sie in Gesellschaft von gemeinem Gesindel und von Verbrechern! Sie angeklagt und gerichtlich verfolgt! Und von wem? Von denjenigen, welche ohne die unerhörtesten Ereignisse die Unterthanen Ew. Kaiserlichen Hoheit wären, von den Beamten Ihrer eigenen Cousine! Allerdurchlauchtigste Großfürstin, ich verrieth Ihr Geheimniß nicht; allein um jenem schmachvollen Verfahren ein Ziel zu setzen, gab ich dem Prinzen Kurakin zu verstehen, daß in diese Geschichte ein Geheimniß verflochten sei, welches zu ehren er wohl thun würde, da die Enthüllung desselben gefährliche Folgen nach sich ziehen dürfte. Er erschrak, Gott sei gelobt, und zog die Anklage zurück. Möge es für Ew. Kaiserliche Hoheit nicht eine Quelle der Sorgen sein, sondern vielmehr ein kleiner Trost, daß in dieser Stadt ein Herz schlägt, das Ihnen Treue gelobt hat, — daß ein Mann lebt, der, wenn es ihm gestattet wäre, vor aller Welt die Gefühle aussprechen möchte, welche er für die vollkommenste aller Frauen und die edelste der Prinzessinnen hegt.

Alexander Levascheff.“

„Sie sehen hieraus, Moritz, daß, wenn ich in Europa bleibe, mein Dasein in kürzester Frist bekannt werden müßte. Ich wünsche daher, so bald als möglich Paris zu verlassen.“

„Das, Prinzessin, hängt natürlich von Ihren Planen für die Zukunft ab. Der König nimmt lebhaften Antheil an Ihrem Geschick und beabsichtigt, wie ich bemerkte, die Wiedereinsetzung in Ihren ehemaligen Rang und Ihre Anerkennung von Seiten Ihrer Familie zu vermitteln. Es ist bereits ein Bote nach Wien abgegangen mit einem Briefe Sr. Majestät, worin der König Ihre hohe Nichte von Ew. Kaiserlichen Hoheit Leben und Rückkehr nach Europa unterrichtet. Der König hat ferner befohlen, für Sie, Prinzessin, im Schlosse von Fontainebleau Gemächer herzurichten. Es ist, glaube ich, sein Wunsch, daß Sie sofort Ihren Aufenthalt dort nehmen, und er selbst gedenkt Ihnen im Geheimen seine Verehrung zu bezeugen. Ich bin jedoch keineswegs beauftragt, Ihnen dies mitzutheilen, oder mit irgend einer directen Botschaft an Euere Kaiserliche Hoheit betraut.“

Frau d'Auban erröthete tief und fragte: „Und mein Mann — mein Kind?“

„Ach, da liegt die Schwierigkeit! Der König würde in der unbeschränktesten und großmüthigsten Weise für sie sorgen unter der Bedingung, daß Ew. Kaiserliche Hoheit einwilligen, sich von ihnen zu trennen.“

„Mich von ihnen zu trennen,“ wiederholte Sophie Charlotte langsam. „Sie aufzugeben, und — o mein Gott! für was?.... Nein, nein!“ rief sie, mit einer Heftigkeit auffahrend, welche den Grafen auf's höchste überraschte. Er hatte dieses zarte Wesen, dessen Stimme und Augen

der Sanftmuth selbst angehörten, eines so leidenschaftlichen Ausbruches nicht für fähig gehalten.

„Nein," fuhr sie fort, „Sie können, Sie werden nicht behaupten, daß der König dieses gesagt hätte! Sie werden nicht wagen, solche Worte zu wiederholen — vor einer Gattin — einer Mutter — einer Prinzessin! Ich habe Vieles und Furchtbares durchgemacht. Von meinem kaiserlichen Gemahl sowohl als von den Wilden in der neuen Welt wurde ich wie eine Sklavin behandelt. Ich habe dem Tode in's Auge geschaut im kaiserlichen Palaste und am Marterpfahl; ich habe den Kelch der Erniedrigung bis auf die Hefe getrunken. Gestern noch war ich eingesperrt in der Zelle des Verbrechers. Aber die eine Prüfung wird der barmherzige Gott mir hoffentlich ersparen! Nein, Moritz, Er kann unmöglich dulden, daß die Großen dieser Welt abermals mit ihrer eisernen Hand mir an das Herz greifen und dessen heiligste Gefühle mit Füßen treten, indem sie durch eine so grausame Zumuthung mich beleidigen, wie die, von der Sie eben sprachen. Nein, nein, ich will in Frieden wegziehen von hier; ich verlange nichts von ihnen! Als Sie sagten, der König wisse um meine Geschichte, da durchblitzte mich für einen Augenblick der Gedanke — der sehnsüchtige Wunsch, noch ein Mal meine Verwandten wiederzusehen, noch ein Mal ihre Stimme zu hören, deren Klang mich seit Jahren verfolgt. Aber nein, keine Bande knüpfen mich mehr an sie, keine Seelenverwandtschaft besteht mehr zwischen ihnen und mir. Den Meinen blieb von mir nichts, als mein Name, den ich nach ihrer Ansicht entehrt habe. Für sie bin ich gestorben, dort in dem Palaste, wo mein junges Leben geknickt wurde! Mögen meine Verwandten auch fortan glauben, ich sei

begraben in einer und derselben Gruft mit meinem verlassenen Knaben. Gehen Sie hin zum Könige von Frankreich und sagen Sie ihm, Charlotte von Braunschweig lebe nicht mehr. Die Frau, von welcher Sie gestern sprachen, sei die Gattin eines armen Edelmannes und habe keinen andern Namen, als Charlotte d'Auban."

„Beruhigen Sie sich, theuerste Prinzessin! Sie müssen ruhig sein," flehte der Graf, selbst in der höchsten Aufregung.

„Ruhig! — wenn Sie davon sprechen, ich solle sie aufgeben?" rief Frau d'Auban, die Hand nach dem Nebenzimmer ausstreckend.

„Aber ich habe Ihnen ja nicht gerathen, es zu thun, Prinzessin! Wenn Sie nicht gesonnen sind, zu Ihren Verwandten zurückzukehren...."

„Verwandten! — — Als sie mich an den Czarowitsch verheiratheten, trennten sie sich für immer von mir. Wozu sollte der Schatten meines ehemaligen Ichs wieder in ihren Schlössern umgehen?"

„Ich bin überzeugt, daß, sobald der König Ihre Gefühle und Wünsche kennt, er Ihnen keinen Zwang auferlegen und nicht daran denken wird, Sie gewaltsam von Ihrem Gemahl zu trennen."

Todtenblässe überzog die feinen Züge der Prinzessin. Die Worte des Grafen, welche berechnet waren, ihre aufgeregte Stimmung zu beschwichtigen, weckten neue Besorgnisse. Sie schwieg einen Augenblick und sagte dann mit einer unnatürlichen Ruhe: „Es war thöricht von mir, mich so zu ereifern, Graf von Sachsen. Wichtige Entschlüsse bedingen reifliche Erwägung. Niemand darf seinen ersten Eindrücken trauen. Ueberbringen Sie Seiner Majestät

meinen ergebensten Dank für seine Güte und sagen Sie ihm, daß ich mich seiner Huld empfehle, aber um Erlaubniß bitte, von seinem freundlichen Anerbieten, eines seiner königlichen Schlösser zu bewohnen, vorerst keinen Gebrauch zu machen. Oder — warten Sie — da Sie nicht der Ueberbringer einer directen Botschaft des Königs an mich waren, so lassen Sie ihn in der Meinung, Sie hätten mir keine Mittheilung gemacht, — keine Andeutung gegeben von den großmüthigen Absichten Seiner Majestät. Nach der Aufregung und Ermüdung von gestern thut mir Ruhe Noth, und ich würde vorziehen, selbst Sie nicht zu sehen, wenigstens für eine kurze Zeit...."

„Prinzessin, ich werde Sie gewiß nicht wieder belästigen, bis Sie es wünschen. Sie wollen mir jedoch gestatten, daß ich mich morgen nach Ew. kaiserlichen Hoheit Befinden erkundigen lasse?"

Sie nickte zustimmend und sagte: „Sie waren sehr gütig gegen mich und die Meinen, Graf; von ganzem Herzen sage ich Ihnen Dank."

Der Graf sah, daß ihr das Sprechen schwer wurde. Ehrfurchtsvoll küßte er ihr die Hand und zog sich zurück. Als er durch das vordere Zimmer ging, nahm er freundschaftlichen Abschied von d'Auban und Mina. Am Nachmittage begab er sich nach Versailles, um den König von der plötzlichen Zurücknahme der Anklage gegen die Prinzessin und von einigen der Einzelnheiten seines Zwiegesprächs mit ihr zu unterrichten.

Sobald die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, rief Frau d'Auban ihren Mann zu sich in's Zimmer, und ihre eiskalte Hand auf die seinige legend, sagte sie: „Henri,

wir müssen ohne Aufschub fort von hier. Der König weiß alles und hat davon gesprochen, uns zu trennen. Ich bin in Todesangst, Henri; ich will nicht einen Tag länger in Paris bleiben."

„Nicht einen halben Tag, wenn es möglich ist, meine Geliebte. Aber sicherlich will und kann der König dich nicht zwingen, gegen deinen Willen dich von mir zu trennen."

„Henri, es gibt bekanntlich gewisse Befehle, die man lettres de cachet nennt. Es gibt auch vergoldete Kerker, in denen unter dem Vorwande, einen Gast zu ehren, eine Frau zu endlosem Elend verurtheilt bleiben kann. Der König wollte, ich solle das Schloß von Fontainebleau beziehen — ohne dich, ohne Mina! Ich wäre sogleich aus dem Gefängnisse dorthin gebracht worden, hätte man uns nicht früher in Freiheit gesetzt. Ich fürchte das Schlimmste, Henri. Ich kann nicht umhin, an die englische Prinzessin Arabella Stuart zu denken und an den Herzog de Lauzun, der nach Pignerol geschickt wurde, weil er nach der Hand einer Tochter von Frankreich strebte."

„O, das geschah nicht lediglich aus diesem Grunde, Theuere. Allein sage mir, hast du Vertrauen in den Grafen von Sachsen?"

„Er meint es gut; aber ich mag Niemanden trauen. Laß uns Paris verlassen."

D'Auban erkannte, daß die Seelenstärke seiner Frau unter der Wucht der jüngsten Erlebnisse gebrochen war, und daß nur eine sofortige Ortsveränderung sie beruhigen könne. Er selbst theilte die Befürchtungen nicht, welche ihr Herz eingenommen hatten, obgleich es auch ihm klar war, daß sie zwischen ihm und ihrem Kinde einerseits oder

der Freundschaft der königlichen Familie und der öffentlichen Wiedereinsetzung in ihre frühere Stellung zu wählen haben würde. Dennoch hielt er es für das Beste, zur Beruhigung seiner Frau sowohl als aus Vorsicht, ihrem Wunsche zu willfahren und sie unverzüglich aus dem Bereiche der Gnade oder Ungnade des Königs zu bringen.

Nach reiflichem Nachdenken erklärte er ihr daher: „Ich bin der Ansicht, du solltest mit Mina sofort nach dem Schlosse De la Croix aufbrechen. Mein alter Freund hat uns dringend gebeten, ihn zu besuchen, bevor wir Frankreich verlassen. Es liegt ihm sehr am Herzen, Mina kennen zu lernen. Wenn ich mit der nächsten Post schreibe, wird er meinen Brief noch rechtzeitig erhalten, um für euere Ankunft die nöthigen Vorbereitungen treffen zu können. Niemand hier wird ahnen, wohin ihr gegangen seid. Ich werde folgen, sobald ich einige unumgänglich nothwendige Geschäfte erledigt habe. Später können wir von Marseille aus nach der Insel Bourbon unter Segel gehen. Nach deiner Abreise werde ich diese Wohnung aufgeben und keine Adresse hinterlassen. Sobald du einiges für die Reise zusammengepackt haben wirst, will ich dich nach dem Kloster der Englischen Fräulein bringen, wo du bleiben kannst, bis ich weiß, zu welcher Stunde der Eilwagen nach Lyon abfährt. In drei Tagen hoffe ich, bist du in dem alten Schlosse in der Auvergne, und Niemand wird es einfallen, dich dort zu suchen, meine süße, blasse Frau." So sprechend drückte er sie an sein Herz.

Sie erwiederte seine Liebkosungen und sagte: „O, wie viel freier werde ich athmen, wenn ich Paris hinter mir habe und wenn erst Meereswellen zwischen uns und Frankreich rollen! Aber ich fange an einzusehen, daß ich unvernünftig

war, Henri. Der König hat kein Interesse, mich mit Gewalt in meine ehemaligen Verhältnisse zurück zu zwingen, und hätte er es, so ist er doch nicht so grausam und tyrannisch, wie Elisabeth von England es war. Gott lohne es ihm; er gedachte mir wohl eine Freundlichkeit zu erweisen, als er auf den Gedanken verfiel, welcher mich fast von Sinnen brachte. Seine Macht oder die meiner Verwandten könnten uns natürlich in Bourbon eben so wohl erreichen wie hier; allein wenn sie finden, daß wir nichts von ihnen begehren, daß wir einfach wünschen, vergessen zu sein, werden sie solche Vorschläge nicht erneuern, welche schmerzen und beleidigen zugleich. Willst du aber warten, bis du die versprochene Stelle erhalten haben wirst, Henri?"

Sie sagte dies mit solcher Beklommenheit, daß er sich beeilte, zu entgegnen: „Nein, Theuerste, ich habe Empfehlungen an den Gouverneur von Bourbon, welche mir, wie ich hoffe, zu einer bescheidenen Anstellung auf dieser Insel verhelfen werden. Jedenfalls können wir in St. Denys wohlfeiler leben, als in Paris," fuhr er lächelnd fort, da er bemerkte, wie die Züge seiner Frau bei der Aussicht auf eine baldige Abreise sich aufheiterten.

„Die arme Mina," seufzte Frau d'Auban, „wie betrübt wird sie sein, sich von Ontara trennen zu müssen, und überdies so rasch. Willst du dem guten Kinde die Mittheilung machen?"

D'Auban ging in das Zimmer, wo seine Tochter und ihr Adoptivbruder zusammen lasen. Er legte die Hand auf ihre Schulter und winkte sie zu sich.

„Meine Mina," redete er sie an, indem er seine Arme um sie schloß, „du warst ein muthiges kleines Mädchen,

als du ausgingst, den Grafen von Sachsen zu suchen: — jetzt mußt du einen Muth anderer Art beweisen."

Sie schaute lächelnd zu ihm auf; er fühlte jedoch, daß ein Schauer ihre zarten Glieder durchrieselte.

„Aus Gründen, welche du jetzt noch nicht verstehen wirst, kann deine Mutter nicht länger in Paris bleiben. Sie muß in einer Stunde nicht mehr in diesem Hause und heute Abend nicht mehr in Paris zu finden sein. Antonio wird euch begleiten."

„Du nicht, Papa?"

„Ich werde in wenigen Tagen bei euch sein, und dann werden wir Frankreich verlassen."

Mina lächelte wieder, und obwohl Thränen sich ihr in die Augen drängten, preßte sie dieselben zurück und küßte ihren Vater, ohne ein Wort zu sprechen. Er winkte Ontara herbei.

„Mein lieber Sohn," sagte er, „eigenthümliche und unvorhergesehene Ereignisse zwingen uns, sofort mein Heimathland zu verlassen. Wir haben auf dieser Welt keine bleibende Stätte, Ontara. Wir sind gleich dir Pilger durch die weite Welt; es wird aber ein Tag kommen, so es Gott gefällt, wo wir uns in unserer wahren Heimath wiederfinden."

„Darf Ontara zu dem weißen Häuptling, den er wie einen Vater liebt, nicht sagen, was die Tochter Moabs der Mutter ihres verstorbenen Mannes sagte: Wo du hingehest, will auch ich hingehen; wo du bleibst, will auch ich bleiben; dein Volk sei mein Volk, gleichwie dein Gott mein Gott geworden ist?"

„Mein theuerer Jüngling," antwortete d'Auban, „jetzt kann das nicht geschehen. Es ist deine Pflicht, vor der Hand

bei deinem gütigen Beschützer, Herrn Maret, zu bleiben und deine Studien fortzusetzen, damit du befähigt wirst, jeglichen Lebensweg einzuschlagen, den die Vorsehung dir vorzeichnen mag. Wo immer aber wir eine Heimath finden, soll diese Heimath auch die deine sein, lieber Ontara. Ich darf hoffen, daß wir in wenigen Jahren unter einem fremden Himmelsstriche und in einer uns allen noch gleich unbekannten Gegend wieder beisammen sein werden. Und nun, meine Kinder, muß ich gehen; denn es bleibt mir noch viel zu ordnen. Meine Mina und ihre Mutter werden nicht mehr hier sein, wenn ich zurückkomme; ich werde sie aber im Laufe des Nachmittags im Kloster der Englischen Fräulein besuchen."

Ontara sprach nicht sogleich. Er war wie betäubt von dem unversehenen Schlage. Mina hatte ihm Heimath, Verwandte und Freunde ersetzt. Alle Empfindungen, deren sein Herz fähig war, schienen in seiner Liebe zu ihr verschmolzen. Trotz ihrer Jugend verstand Mina dennoch die Stärke und Tiefe seiner Gefühle vollkommen und erwiderte seine Neigung mit einer aus Dankbarkeit, Begeisterung, Mitleid und Bewunderung zusammengesetzten Gegenliebe. Sie betrachtete ihn als den Vertreter der nordamericanischen Race und des Landes, in welchem Beide geboren waren. In ihres Vaters Gegenwart hatte sie nicht eine Thräne vergossen; jetzt aber weinte sie bitterlich. Ontara gab kein äußerliches Zeichen von seinem Schmerze; allein mit festem und vielsagendem Blicke und mit ernstem Tone sagte er: „Als wir uns dort am Waldessaume trennten, in jener mondbeglänzten Nacht, da ich dich deinem Vater zurückgab, legtest du mir ein Versprechen ab, Wenonah. Willst du es jetzt erneuern?"

„Ja, ich will, Ontara. Niemals werde ich einen Weißen heirathen, wenn man mich nicht dazu zwingt. Ich will gar nicht heirathen."

„Nicht doch: meine Frau mußt du werden, Regenbogen meines Lebens, Morgenstern im Dunkel meines Himmels. Wie Jacob für Rachel, will ich zwei Mal sieben Jahre um dich arbeiten, wenn es sein muß, o Tochter des Weißen!"

„Nein, mein Bruder, dies kann niemals geschehen. Die Töchter der Weißen, so sagt Jedermann, heirathen ihre indianischen Brüder nicht. Sie mögen sie lieben, wie ich dich liebe; sie mögen bereit sein für sie zu sterben, gleichwie ich sterben würde für dich und für dein Volk. Aber, Ontara, die weißen Väter und Mütter gestatten nicht, daß wir euere Frauen werden. Ich wünsche überhaupt nicht, eine Frau zu werden; ich will deine Schwester bleiben."

„Also willst du immer meine Schwester sein? Und wenn ich einmal nach der Heimath komme, von welcher dein Vater sprach, werden wir alsdann das Buch zu Ende bringen, in welchem wir so eben gelesen haben?"

„O gewiß," rief Mina, ihre Hand nach dem Buche ausstreckend. „Sieh, ich biege das Blatt um, wo wir stehen blieben."

Es war das Leben des seligen Pater Claver, des Apostels der Neger.

„Ich habe mir heute Morgen selbst ein solches Buch gekauft; hier ist es. Willst du mir etwas hineinschreiben?"

Mina nahm eine Feder, und mit zitternder Hand schrieb sie: Gehe hin und thue desgleichen.

„Nimm," sagte sie. „Als wir uns im Walde trennten, da dachten wir nicht, daß wir in einem, mit vorneh-

men Leuten gefüllten großen Saale uns wiedersehen sollten; und in Zeit von einigen Jahren vielleicht werden wir uns abermals wiedersehen an einem Orte, von welchem wir jetzt nichts wissen."

„Mein Kind, der Wagen wartet," sagte Mina's Mutter, welche in ihrer Ungeduld, fortzukommen, die Minuten zählte. Mina legte hastig ihre wenigen Habseligkeiten in einen Korb, den Ontara für sie gefertigt hatte. Von einem abenteuernden Jäger aus Canada hatte der Jüngling einst das Strohflechten gelernt.

Frau d'Auban nahm zärtlichen Abschied von dem jungen Indianer. Mina konnte nicht sprechen: ihr Herz war zu voll. Indem der Wagen fortfuhr, bemerkte sie, wie Ontara ihr mit den Blicken die Straße hinab folgte. Gerade so hatte er damals durch die grüne Lichtung des Waldes ihr nachgeschaut, als sie beim Mondenschein ihrem Vater entgegen ging. Sie sagte zu ihrer Mutter: „Sage mir, Mama; ist für Jedermann das Leben so reich an plötzlichen Wechseln, wie für uns?"

„Nein, mein Kind," lautete die Antwort. „Die Schicksale der Menschen sind eben so verschieden, wie ihre Gesichter. Es scheint der Wille Gottes zu sein, daß wir auf Erden keine bleibende Stätte haben sollen. Und wie müssen wir dann sprechen, geliebtes Kind?"

„Sein Wille geschehe," antwortete Mina und legte ihren Kopf an die Brust ihrer Mutter. „Höre, Mama," begann sie wieder nach einer Weile, „ich meine, der geeignetste Name für den Himmel wäre: der Ort, wo es keine Trennung gibt."

Achtes Capitel.

Ein Schloß in der Auvergne.

Zwischen den Familien d'Auban und de la Croix bestand eine vieljährige Freundschaft, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatte. Zu verschiedenen Zeiten hatten Sprößlinge beider Häuser durch Wechselheirathen die Familien noch inniger verknüpft. Im siebenzehnten Jahrhundert waren die Häupter dieser Familien eifrige Parteigänger der Ligue gewesen und hatten nebeneinander unter dem Oberbefehl von Guise und Joyeuse tapfer gekämpft. D'Auban's Großvater hatte beträchtliche Geldopfer gebracht, um den Vater des jetzigen Baron de la Croix aus der Gefangenschaft loszukaufen. Als nach der Beendigung der Feindseligkeiten das Vermögen seines Freundes wieder frei gegeben wurde, wollte er niemals von einer Wiedererstattung des Lösegeldes hören. Der alte Pierre de la Croix vererbte die Schuld der Dankbarkeit auf seinen Sohn als ein heiliges Vermächtniß. Obschon die lebenden Glieder dieser Häuser selten und nur nach langen Zwischenräumen zusammenkamen, waren ihre Beziehungen, wenn es jemals geschah, noch immer die freundschaftlichsten und herzlichsten. Baron Charles, das nunmehrige Haupt der Familie, war ein ehrenhafter Mann und hatte dabei ein mildes Herz, ungeachtet eines gewissen befehlenden Tones, welcher verrieth, daß er häufiger mit geringen Leuten und mit Untergebenen verkehrte, als mit Standesgenossen. Er besaß im mindesten nicht den Ton des Hofes — »l'air de la

Cour,« wie man damals sagte. In seinem Benehmen gegen Frauen lag jedoch eine Höflichkeit, welche an die Tage der Ritterzeit erinnerte. Seit er zum Oberrichter des Bezirks von Forez ernannt worden war, suchte sich der gute alte Herr im Bewußtsein seiner erhabenen Stellung und schweren Verantwortlichkeit eine gewisse Würde in Rede und Haltung zu geben. Seine Schwächen hafteten jedoch nur auf der Oberfläche seines Herzens; desto tiefer wurzelten seine Tugenden. Der Graf de Maistre pflegte zu sageu: »Grattez le Russe, vous trouverez le Tartare.« Von dem Baron hätte man sagen können: »Grattez le tyran, vous trouverez le père« — unter der rauhen Außenseite des Tyrannen fand man das Herz eines Vaters.

Seine Grundholden fuhr er zwar oft in der herrischen Weise an, welche er als Jüngling im Felde sich angewöhnt hatte, und seine Familie schien er mit despotischem Eigenwillen zu regieren. Dennoch war allgemein bekannt, daß seine demüthige Gattin, das Ideal einer Burgfrau aus dem Mittelalter, und seine schöne Schwiegertochter, die Wittwe seines einzigen Sohnes, mit ihm anfangen konnten, was sie wollten. Aber nicht diese allein, sondern auch seine Enkelinnen, die heitere und liebliche Bertha sowohl als die ernste und bedächtige Isaura, wickelten ihn mit leichter Mühe um den Finger. Noch besser als die Zwillingsschwestern verstand dies der junge Freiherr, dem überhaupt Jedermann gern zu Willen war. Er war der Abgott aller Insassen des Schlosses von dem Tage an, da er geboren wurde, — fünf Wochen, nachdem sein Vater bei der Belagerung von Landrecy das Leben verloren hatte. Bis zur Stunde, von der wir sprechen,

hatte diese Welt sich für ihn noch nicht als eine Welt der Sorgen erwiesen.

Raoul war bereits ein Jüngling von neunzehn Jahren und hatte kürzlich seine Studien vollendet. Der größte Schmerz, den er bisher empfunden, war der, welcher die Trennung von der Heimath, um in das Collége einzutreten, und der Tod seines liebsten Hühnerhundes ihm bereitet hatte.

Der junge Freiherr ritt mit seinem Großvater Frau d'Auban und Mina entgegen, welche im Laufe des Vormittags mit dem Eilwagen in Montbrison, dem nächsten Städtchen, ankommen sollten. Einige bewaffnete Lehensleute begleiteten sie, da die Wälder von Forez in der jüngsten Zeit von Räubern beunruhigt worden waren, welche zu der berüchtigten Bande Mandrin's gehörten. Der Baron hatte seinen vierspännigen Reisewagen für die Frau und Tochter seines Freundes anspannen lassen und wollte denselben der Sicherheit wegen selbst von Montbrison bis zu seinem etwa fünf Stunden entfernten Schlosse geleiten.

Der junge Raoul war hoch erfreut über die Aussicht auf so angenehmen Besuch. Ein sorgloserer junger Edelmann war nicht leicht zu finden, selbst unter den sorglosen Franzosen. Aus seinen schwarzen Augen sprach eine harmlose Schalkheit; sein Lachen riß unwiderstehlich zur Nachahmung hin und bezauberte Alt und Jung. Als er im Schloßhofe sein Pferd courbettiren und steigen ließ, während das kleine Reitergeschwader sich in Reih und Glied stellte, standen seine Schwestern am Fenster und winkten ihm mit der Hand.

Bertha sagte zu Isaura: „Wie sorgfältig Raoul heute sein Haar gepudert hat! Und seinen schönsten Rock

hat er angezogen. Es scheint, der Großpapa hat die Katze aus dem Sacke gelassen.“

„Von welcher Katze und von welchem Sacke sprichst du?“ fragte Isaura, welche nicht so scharfsinnig war wie ihre Zwillingsschwester.

„Wenn du es nicht eräthst, sage ich es dir nicht, liebe Isaura. Wenn unser Herr Pfarrer die Verlobung von Isaura de la Croix mit Roger d'Estourville von der Kanzel verkündigt, wirst du wohl eben so träumerisch fragen: »Wer wird denn auf Maria-Himmelfahrts-Tag getraut?«

„Du wildes Mädchen!“ schmälte Isaura lachend und leicht erröthend, „wenn einmal dein Hochzeitstag ist, wird es freilich Jedermann im voraus wissen, im Schlosse und in der ganzen Umgegend. Keine Zunge ist so geschäftig, aber auch kein Herz so fröhlich, wie das deine! Du und Raoul, ihr hättet an einem Tage geboren werden sollen, nicht du und ich.“

„So, jetzt setzen sie sich in Bewegung!“ rief Bertha, als die Cavalcade aus dem Thore trabte. „Großpapa ist niemals vergnügter, als wenn er eine Veranlassung hat, seine Leibgarde zu versammeln, und dem Chevalier wird es nicht leid sein, seinen schönen Grauschimmel den Damen vorreiten zu können.“

„Komm nach dem Blumengarten, Isaura. Wir wollen Rosen pflücken zu einem ungeheuern Strauß für das Gastzimmer, und Lavendel und Rosmarin, um sie in die Schiebladen zu streuen.“

„Ich wünschte, es wäre schon Herbst, da könnten wir Körbchen voll Trauben in die Schlafzimmer stellen.“

„Das ist so deine Art, Isaura, den Herbst dem Sommer vorzuziehen und Früchte den Blumen.“

„Vielleicht finden wir einige Erdbeeren. Zwischen grünem Moose würden sie sich gut ausnehmen.“

„Ich habe Lust, einen Veilchenkranz zu winden, wie du vorige Woche auf Mariannens Hochzeit getragen hast. Ich lege ihn dann auf den Putztisch.“

„Bedarf Mama deiner nicht in der Vorrathskammer?“

„Nein, sie und Großmama schaffen dort so emsig wie zwei Bienen. Sie sagen, sie könnten eine wilde Hummel, wie mich, nicht gebrauchen.“

„Nun, dann geh' und hole deine Veilchen. Ich will inzwischen nach den Erdbeeren sehen und alle pflücken, die reif sind; mag der lange Ludwig so finster darein sehen, wie er will.“

„Aber daß du nicht ein Buch mitnimmst und dich damit in den Obstgarten hinsetzest! Wer seine Sache nur halb thut, ist ein faules Mädchen. Seitdem Roger dich Clémence Isaura nennt, sieht man dich nie mehr ohne Buch. Und wer weiß, ob du nicht heimlich auch Verse machst?“

„Pfui, Bertha; wie kannst du so etwas sagen!“

„Ei nun! Ich wollte, ich könnte Verse machen. Es ist, als ob man sänge.“

Während die eine Schwester nach den Blumenbeeten ging und dabei wie eine Lerche trillerte, kniete die andere vor den Erdbeersträuchen nieder und sagte beim Pflücken halblaut ein Gedicht her; sie hatte es an dem Tage gedichtet, an welchem ihre Eltern ihr angekündigt hatten, sie werde Roger d'Estourville heirathen. Sie hatte einmal mit ihm ein Menuett getanzt, und als er sie wieder zu ihrem Sitze führte, war ihr eine Rose entfallen, die er aufhob. In jenen alten Zeiten verwebte sich doch oft ein kleiner Roman in die kalten Förmlichkeiten der Con-

venienzheirathen, wie man in Frankreich sagte. Der Befehl, einen Mann als Gemahl anzunehmen, den sie im Stillen von Kindheit auf geliebt hatte, oder für den sie beim ersten Anblick während einer kurzen Zusammenkunft in Gegenwart ihrer Eltern in Liebe erglüht war, überraschte manches Mädchen recht angenehm. Die Lebensbeschreibungen aus den Zeiten der Montmorency, der Rohan und Larochejaquelin verrathen keineswegs, daß die Frauen ihre Männer weniger liebten, oder daß sie weniger von ihnen geliebt wurden als in unsern Tagen.

Der alte Baron und sein Enkel hatten eine Weile unter dem Schatten der Platanen auf der Promenade von Montbrison gewartet, als der Pariser Eilwagen heranrollte und endlich an dem Thore des Postgebäudes anhielt. Herr de la Croix näherte sich sofort dem Wagenschlage, um Frau d'Auban und ihre Tochter zu begrüßen. In einer wohlgesetzten Rede theilte er ihnen mit, daß er es sich sowohl zur Pflicht als zum Vergnügen anrechne, ihnen von Montbrison bis zum Schlosse seine Begleitung und seinen Schutz anzubieten; eine Räuberbande mache in letzter Zeit die Wege und Wälder etwas unsicher; er dürfe indessen hoffen, daß zufolge der von ihm als Oberrichter von Forez getroffenen Maßnahmen die Rotte schon vertrieben und die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt sei. Hierauf führte er seine Gäste zu seinem vierspännigen Staatswagen, der auf der entgegengesetzten Seite des Platzes wartete, winkte dann seinen Enkel herbei und sprach: „Erlauben Sie mir, Ihnen den Freiherrn Raoul de la Croix vorzustellen."

Die schwarzen Augen des Chevaliers begegneten Mina's Blicken, und wenn jemals ein neunzehnjähriger Jüngling

für ein dreizehnjähriges Mädchen beim ersten Anblick in Liebe entbrannte, so geschah dies an jenem sonnigen Juli-Morgen unter den Platanen von Montbrison, als Raoul de la Croix Fräulein Wilhelmina d'Auban in seines Großvaters Wagen hob. Auf seinem Grauschimmel ritt er dann auf der einen Seite der stattlichen alten Kutsche und der Baron auf der andern; das Gefolge vertheilte sich vor und hinter derselben.

Den Reisenden, die der staubigen geräuschvollen Landstraße herzlich müde waren, gewährte es eine angenehme Abwechselung, auf weichen Polstern zu ruhen und keinen Lärm zu hören, als das leichte Dröhnen der Pferdehufe, während ihre Augen durch die den Weg überwölbenden Baumzweige vor den blendenden Strahlen der Mittagssonne geschützt waren. Frau d'Auban glaubte sich in die Tage ihrer Jugend zurückversetzt. Ihr war zu Muthe, als fahre sie aus dem Gitterthore des Schlosses zu Wolfenbüttel hinaus nach den herzoglichen Waldungen. Sie gedachte jener andern Wilhelmina, die damals ihr zur Seite saß, und hatte Mühe, dem Baron die schickliche Aufmerksamkeit zu schenken, der von seinem Pferde aus durch das Wagenfenster beständig mit ihr plauderte. Mina war voll Entzücken über die Neuheit des Schauspiels. Der Klang der Hörner, die rasche Bewegung, die Pferde und die Reiter, der Anblick der Waldlandschaft, die anmuthigen Sprünge zweier großen Hunde, welche der Bedeckung sich angeschlossen hatten, gewährten dem jungen Mädchen, das so lange Zeit in trauriger oder fremdartiger Umgebung gelebt hatte, Unterhaltung und Freude.

Als sich einmal eine reizende Fernsicht darbot, deutete der Chevalier mit der Reitpeitsche darauf hin und neigte

den Kopf vorwärts, um zu sehen, ob Mina sie herausgefunden hätte. Sie antwortete durch ein Lächeln, und von diesem Augenblicke an fand er manche Gelegenheit, ihre Aufmerksamkeit auf beachtenswerthe Gegenstände zu lenken. Zuweilen war es ein quer über den Weg springendes Reh, oder eine Gruppe von Kindern, welche auf der Anhöhe wilde Blumen pflückten, oder eine Schaar von Vögeln, welche durch die Lüfte schwirrten. Wenn es anders nichts zu sehen gab, trachtete er sich selbst in vortheilhafter Weise zu zeigen, und bei einem Seitenblick auf Mina bemerkte er mit Genugthuung, daß sie bewundernd auf den schnaubenden Grauschimmel sah, der das Gebiß zerkaute und seine Mähne mit Schaum besprenkelte, aber doch mit der größten Gelehrigkeit dem Willen des Reiters sich fügte.

Endlich wurde das Schloß sichtbar; es war ein altes stattliches Gebäude, halb Burgfeste und halb wohnliches Haus. Ein Theil davon war zerfallen und mit Epheu und üppigen Schlinggewächsen umrankt. Die Ringmauern trugen einen bunten Kranz von Rittersporn und Goldlack, und durch den Graben, der das Schloß umgürtete, floß ein murmelndes Bächlein, von blauen Vergißmeinnicht umsäumt und von Brunnenkresse überwuchert.

Mina hatte nie zuvor etwas Aehnliches zu Gesicht bekommen; doch hatte sie bei diesem Anblick das Gefühl, als sähe sie die Verkörperung eines lang gehegten, liebgewonnenen Traumbildes, wie man es oft empfindet, wenn man die Beschreibung ähnlicher Scenen gelesen und sich dieselben lebhaft ausgemalt hat. Der Anblick der römischen Campagna von den Stufen von St. Johann im Lateran aus gesehen, oder der Garten der Villa Mattei hat gewiß bei Manchem in auffälliger Weise dem Bilde entsprochen, welches künst=

lerische Begeisterung oder religiöse Verehrung seinem Geiste vorgeführt hatten.

Als der Wagen am Fuße der steinernen Wendeltreppe anhielt, welche zu dem von der Familie bewohnten Flügel des Schlosses führte, kamen die Baronin de la Croix und ihre Schwiegertochter halbwegs die Treppe herab, um ihre Gäste zu empfangen. Bertha und Isaura waren durch die Bemühung in Anspruch genommen, sich der eben so herzlichen, aber in etwas lästigen Begrüßung der Hunde zu erwehren. Die Blicke der jungen Mädchen sprachen jedoch so beredt als Worte, und als die ganze Familie in dem großen Saale beisammen war, küßten sie Mina und bezeugten ihre aufrichtige Freude, sie kennen zu lernen. Groß war ihre Verwunderung, daß das dreizehnjährige Mädchen schon so erwachsen war. In der That war sie so groß wie die Zwillingsschwestern selbst, kaum kleiner als Isaura, die in wenigen Wochen sich verheirathen sollte. Freilich hatten die Zwillingsschwestern auch mehr das Ansehen zarter Feen, als erwachsener Damen. Raoul, obschon ein Jahr jünger, hatte stets die Rechte eines ältern Bruders beansprucht.

Die alte Baronin war eine Dame von achtunggebietendem Aeußern; ihre regelmäßigen Züge mit dem klaren Ausdrucke hatten noch Spuren ihrer frühern Schönheit in's Alter herübergerettet. Sie war gemessen, aber sehr gütig in ihrem Benehmen. Ihr Gesicht trug das Gepräge des Schmerzes, eines ruhigen, längst überwundenen, geläuterten Grams. Zwischen ihr und Frau Armand de la Croix, der Mutter Raoul's und seiner Schwestern, bestand eine Liebe, welche den alten Pfarrer des Ortes veranlaßte, die beiden Damen mit Noemi und Ruth zu vergleichen.

Seit neunzehn Jahren waren sie in derselben innigen Liebe verbunden, seit jenem Tage, da der Brief des Marschalls Villars die Herzen Beider gleich einem Donnerschlage getroffen hatte. „Gott segne Frankreich und lang lebe der König!“ so schrieb der Feldherr; „Baron Armand de la Croix starb als Held, die Fahne des Feindes in der Hand.“ Die beiden Frauen hatten gemeinschaftlich getrauert und sich gegenseitig bestärkt in dem Vorsatze, daß ihr Kummer auf die sonnigen Tage der lachend zu ihren Füßen spielenden Kinder keinen Schatten werfen solle, und eben so wenig auf den Lebensabend des Barons, welcher mit der ganzen Liebe seines mehr für die Freude als den Schmerz geschaffenen Herzens an diesen Kindern hing. Und so blieb Schloß de la Croix eine glückliche Heimath, ungeachtet des einen großen, in dem Heiligthum einer unvergänglichen Liebe verborgenen Schmerzes.

Und dieses Glück verbreitete sich nach allen Seiten. Die altmodische Einfachheit der Sitten, das ehrerbietige Benehmen der Kinder gegen ihre Eltern, die patriarchalischen Beziehungen zwischen der Herrschaft und den Dienstboten, den Grundholden und ihrem Gutsherrn, die einfachen, frommen Gebräuche des Bauernvolkes, die unerschöpfliche Wohlthätigkeit der beiden Mütter, wie sie genannt wurden, bildeten eine Atmosphäre des Friedens und der Freude, von der sich Alle, die innerhalb ihres Bereiches sich bewegten, unwillkürlich beeinflußt fühlten. Auch Mina empfand diesen Einfluß, der den unbefangenen Frohsinn der Kindheit in ihr überbürdetes Herz zurückrief. Die zu bittern und zu schmerzlichen Erinnerungen der letzten Jahre traten zurück; der Kummer über die Trennung von Ontara sänftigte sich, und neue Gedanken traten an die Stelle

des langen einsamen Nachsinnens über das Geheimniß in dem Leben ihrer Eltern, dessen unklare Umrisse ihr nicht entgangen waren.

Anfangs herrschte zwar in dem Verkehr mit den jungen Damen einige Förmlichkeit. Sowohl Isaura und Bertha als selbst Raoul waren zurückhaltender als die jungen Leute, welche sie in Paris kennen gelernt hatte.

Bald nach der Ankunft der Fremden wurde das Mittagessen aufgetragen. Raoul bemühte sich, mit erfinderischer Dienstfertigkeit jedem möglichen und unmöglichen Wunsche Mina's nachzukommen. Im Uebrigen aber wurde die aus früherer Zeit überkommene Etiquette in dieser Familie aufrecht erhalten, und obwohl Enkel und Enkelinnen mit ihren Großeltern auf dem zärtlichsten Fuße standen, beobachteten sie dennoch ein beinahe ununterbrochenes Schweigen, während diese sprachen. Nach dem Essen ging Jeder seinen eigenen Weg und die Zungen wurden gelöst. Die drei Mädchen wandelten auf der Terrasse auf und ab, und Mina stellte tausend Fragen über das alte Schloß. Seine dicken, grauen Mauern, seine Erkerthürme und Zinnen erfüllten sie mit Staunen. Sie konnte nicht glauben, wie sie sagte, daß es von Menschenhänden erbaut sei. Bertha lachte und versetzte: „In jenen Tagen waren die Menschen alle Riesen,“ eine Angabe die von der Geschichte keineswegs beglaubigt wird; die junge Dame aber hatte dieselbe einer Romanzensammlung entnommen, die neben ihrem Gebetbuch das einzige Buch war, in dem sie fleißig zu lesen pflegte.

Isaura zeigte Mina die Verließe der alten Festungswerke. „Unter dem Thurme befindet sich eine geheime Kammer, in welcher Elise de Sabran von ihrem Geliebten ermordet wurde. Ihr Geist soll zuweilen auf der Stiege

des Erkerthürmchens umgehen; und in dem Gewölbe im östlichen Flügel soll Roger der Gelbe, einer unserer Vorfahren, des Hungertodes gestorben sein, weil er ein Geheimniß des Königs nicht verrathen wollte.“

„Seinen Geist möchte ich gerne sehen,“ sagte Mina in allem Ernste. „Er muß ein braver Mann gewesen sein.“

„Was für ein seltsamer Einfall!“ rief Bertha, „zu wünschen einen Geist zu sehen! Ich würde über einen Besuch aus der andern Welt keine Freude haben, und wenn es selbst der Geist eines Heiligen wäre.“

„Vielleicht,“ sagte Isaura, „hofft Fräulein Mina, Baron Roger's Geist würde ihr das Geheimniß des Königs mittheilen. Sie müßte ihn dann jedoch fragen; Geister sprechen nie zuerst, sagt man.“

„Wer sind denn die Leute, welche so viel von den Geistern wissen, schöne Isaura?“ rief eine Stimme hinter der Sprecherin. Es war Raoul, der eine Gelegenheit suchte, sich dem Trio beizugesellen. Es lag etwas Unwiderstehliches in seinem Lachen; seine beiden Schwestern und Mina stimmten ein, wiewohl Isaura ihn schalt, daß er sie erschreckt habe.

Eben flog ein Vogel über die Terrasse, und Mina rief aus: „Oh, wünschten Sie nicht, dieser Vogel zu sein?“

„Warum denn? Warum, mein Fräulein?“ fragte Raoul.

„Weil er über die Mauern hinwegfliegt.“

„Wünschen Sie denn über dieselben hinausgehen zu können, Fräulein Mina?“

„Gewiß! die Umgegend scheint so schön zu sein.“

„Nun, so will ich gehen und die drei Mütter fragen — Sie wissen, zwei haben wir immer hier — ob unter meiner Begleitung und meinem Schutze die jungen Damen die Ringmauern des Schlosses überschreiten und die Umgebung durchwandern dürfen.“

Er entfernte sich, um sein Vorhaben auszuführen, und Isaura sagte zu Mina: „Haben Sie heute Morgen meines Bruders Pferd betrachtet? Es gilt für den schönsten Grauschimmel in der Provinz.“

„O gewiß, es hat einen so prächtig gebogenen Hals und sieht so feuerig und stolz aus.“

„Und meinen Sie nicht, daß Raoul ein sehr guter Reiter ist?“ fragte ihrerseits Bertha.

„Wirklich, er ist ein trefflicher Reiter. Er und sein Pferd machen gleichsam nur ein Wesen aus, gleich den Bildern der Centauren in den Galerieen von Paris.“

„Mich däucht, Raoul sieht niemals schmucker aus, als zu Pferde.“

„Er ist der beste Bruder, den man finden kann,“ meinte Isaura.

„Wenn er auch noch so gut ist, kann er nicht besser sein als der meinige,“ versicherte Mina.

„Ich wußte nicht, daß Sie einen Bruder haben. Raoul behauptete, sie seien ein einziges Kind.“

„Ich habe einen angenommenen Bruder, einen Indianer.“

„O wie sonderbar!“ rief Bertha, in lautes Lachen ausbrechend, „einen Wilden zum Bruder zu haben!“

„Er ist kein Wilder,“ sagte Mina erröthend. „Er ist so gut wie nur irgend ein Weißer.“

„Aber wohl nicht so hübsch wie Raoul?“

„Das kann ich nicht beurtheilen. Ontara hat wundervolle Augen und eine dunkelbraune, glänzende Gesichtsfarbe.“

„O wie entsetzlich, liebe Mina! Um die Welt möchte ich meinen Bruder nicht gegen den Ihrigen vertauschen.“

„Und ich eben so wenig den meinen gegen den Ihrigen,“ antwortete Mina mit Wärme.

„Das versteht sich,“ sagte Bertha lachend; „denn wäre Raoul Ihr Bruder, so könnte er niemals Ihr....“ Sie hielt plötzlich inne und erröthete.

„Was könnte er niemals?“ fragte Mina mit erstaunten Blicken.

„O nichts, nichts. Die alte Nanette hat mir da etwas in den Kopf gesetzt. Sei unbesorgt, Isaura,“ sagte sie, ihre Schwester küssend. „Sieh mich nicht so ernsthaft an; ich habe ja nichts gesagt. Wie alt sind sie, Fräulein Mina?“

„Dreizehn Jahre; aber ich bitte, nennen sie mich nicht Fräulein. Niemand sagt so. Sie wissen, daß ich keine Französin bin; ich bin ein indianisches Mädchen.“

„Ich weiß es, eine Creolin. Bruder,“ sagte sie zu Raoul, der mit der gewünschten Erlaubniß zurückgekehrt war und nach dem Hofthore voranging, „rathe einmal, wie alt Mina ist.“

„Ich kann nicht rathen, Schwester, da ich es weiß,“ erwiderte er, und dann wanderten sie durch den äußern Hof und führten ihren Gast an alle malerischen Stellen in und an der alten Burg, welche nach und nach in einen Familienwohnsitz umgestaltet worden war. Sie besichtigten die niedlichen Blumenbeete, prangend von den verschiedenartigsten, bunten und süßduftenden Blumen, die

Bienen und Tauben, Isaura's Lieblinge, und Bertha's Hühner. Raoul führte die Gesellschaft nach dem Hunde- und Pferdestalle und zeigte Mina den schwarzbraunen Pony, indem er ihr anbot, wenn es ihr Vergnügen mache, am folgenden Tage darauf zu reiten. Sie hatte nicht mehr zu Pferde gesessen seit jener Zeit, da zu St. Agatha ihr Vater sie zu sich auf den Sattel zu heben pflegte.

Es war ein angenehmer Spaziergang und Mina's Stimmung hob sich mehr und mehr in der Gesellschaft ihrer neuen Freunde. Die Lebhaftigkeit derselben, ihr frohes heiteres Lachen, die Ausbrüche ihres jugendlichen Uebermuthes, alles war so verschieden von dem, was sie bisher kennen gelernt hatte, und wirkte erfrischend auf sie, wie reine Luft oder schäumender Wein auf einen Verschmachtenden. Raoul war der munterste von Allen. Seine Scherze, seine Erzählungen, seine Narrheiten, die harmlose Schlauheit, welche um seine schöngeformten Lippen spielte, die unschuldige Schelmerei in seinen schwarzen Augen, die drolligen Fragen, welche er an Mina stellte, seine witzigen Bemerkungen über Menschen und Dinge, alles dies unterhielt und entzückte das junge Mädchen.

Ihr Leben war bisher an solcher munterer Unterhaltung sehr arm gewesen. Im Salon des Hôtel d'Orgeville hatte sie wohl Witz und lebhaftes Wesen und Schlagfertigkeit der Zunge kennen gelernt, aber nicht das natürliche Uebersprudeln jener Heiterkeit, welche aus unverdorbenen, glücklichen Herzen quillt, die niemals mit den Sorgen, dem Elend und dem Laster dieser Welt in Berührung gekommen sind. Als die jugendliche Gesellschaft durch das Dorf schritt, saßen die Frauen und Kinder vor den Thüren, die letzten Abendstunden genießend; lächelnd grüßten

sie den jungen Gutsherrn und seine Schwestern. Die von der Arbeit heimkehrenden Bauern zogen die Hüte ab und boten „Gute Nacht" in dem Dialect des Landes. Mancher Arme rief Gottes Segen über die junge Herrschaft herab; von vielen Lippen klang ein Glückwunsch für Isaura, welche bald als Braut das Schloß ihrer Ahnen verlassen sollte.

Eine alte Frau, auf ihren Stab gelehnt, sagte zu ihrer Gevatterin, welche den jungen Leuten die Straße hinab nachschaute: „Mich bedünkt, die Chorkinder dürften eben so wohl ein Willkommlied, als einen Abschiedsgruß für eine Braut einüben."

„Ah! Bah! Unser gnädiger Herr Raoul ist noch zu jung zum Heirathen. Er muß vorher noch auf Reisen gehen."

„Aber ich sah ihn in Madeleine's Garten alle Rosen für das blauäugige fremde Fräulein abpflücken; wenn der Chevalier ihr nicht den Hof macht, müßte ich mich gewaltig irren. Madeleine ist im dritten Himmel; sie wird ein schönes Stück Geld für ihre Blumen erhalten. Sieh', da gehen sie in die Kirche; er zeigt ihr alles, was es hier zu sehen gibt. Die Herrschaft wird am Sonntag-Abend auf die Gemeindewiese kommen; der Baron sieht gern, daß die Jungen und Mädchen nach der Vesper ihr Spiel halten."

„Ja, gewiß, und Fräulein Isaura wird dem bravsten Mädchen im Dorfe die Aussteuer geben. Ein Vögelein hat mir zugeflüstert, Euerer Johanna älteste Tochter würde Rosenkönigin werden."

Die Alte schüttelte den Kopf und lachte über die kühne Vermuthung ihrer Gevatterin.

Es läutete zum Abendessen, als die junge Gesellschaft

nach dem Schlosse zurückkehrte. In der Halle des Schlosses war aufgetragen, und an einem langen Tische nahm die Familie des Barons nebst der ganzen Dienerschaft Platz. Man sah darunter ergraute Männer und Frauen mit Kindern auf dem Schooße sowohl als Jünglinge und Mädchen, lauter sonnenverbrannte Gesichter mit offenen, gutherzigen Mienen und dem Ausdrucke glücklicher Zufriedenheit. Mina saß zwischen Bertha und Isaura; Raoul ihr gegenüber. Selten wandte er die Augen von ihr ab, und nach Beendigung des Mahles ging er mit ihr und seinen Schwestern nach der Brustwehr, welche in Art einer Terrasse den Festungsgraben überragte. Sie setzten sich auf die Steinbank und ließen Mina die neue Welt beschreiben, wo sie so lange gelebt hatte. Bertha und Raoul horchten mit neugierigen Blicken und gerötheten Wangen, und Isaura weinte bei Mina's Erzählung von dem Aufstande und der Vernichtung der Natschehs. Alle wünschten Ontara kennen zu lernen, und meinten, sie würden gern in St. Agatha wohnen, wenn Frankreich nicht ihr Vaterland und überdies das schönste Land der Welt wäre. Ueber diese Behauptung flammte Mina ein wenig auf, und um sie zu beschwichtigen, erklärte Raoul: er habe ja Nordamerica niemals gesehen, aber er werde gewiß eines Tages die Reise dorthin machen. Um sich nun an Höflichkeit nicht übertreffen zu lassen, räumte Mina ein, daß Frankreich und die Auvergne zumal ein sehr reizendes Land und daß nur Paris ihr verhaßt sei.

Isaura sprach nun von der Abtei von St. Odilia und dem weinenden Felsen und dem Schrein Unserer Lieben Frau vom Walde, was alles Mina sehen müsse. Bertha gab ihre Meinung dahin ab, daß der hüpfende Felsen den

Vorzug vor dem weinenden verdiene, und daß ein Tanz auf der Gemeindewiese ihr über alles andere auf der Welt gehe, abgesehen von einem Balle in Montbrison, dem einzigen, auf dem sie überhaupt gewesen war. Dann lachte sie mit Raoul und Isaura über jenen Ball und erklärte Mina den Grund ihrer Heiterkeit. Raoul machte nun den Vorschlag, Mina möge ein Menuett mit ihm tanzen; und als diese versicherte, sie verstände dies nicht, erbot er sich, ihr Unterricht darin zu geben. Sie aber erwiderte, sie sei zu einfältig, es zu lernen; wenigstens sage dies Fräulein d'Orgeville's Tanzlehrer. Raoul erging sich darauf in wenig ehrerbietigen Aeußerungen über den Tanzlehrer. Mina lachte darüber; und wie Musik tönte dies Lachen in die Ohren ihrer Mutter, welche mit ihrer Arbeit neben der Baronin de la Croix am offenen Fenster saß, während Frau Armand auf dem Spinett fort und fort die Lieblingsweisen des alten Barons spielte, der im Lehnstuhle entschlummert war.

Ein Stern nach dem andern war am nächtlichen Himmel aufgegangen, und die große Thurmuhr des Schlosses schlug neun. Da verstummte das Lachen und das Spinett wurde zugeschlossen. Als das gemeinschaftliche Nachtgebet verrichtet war, ging Jedermann im Hause zur Ruhe.

Mina saß noch eine Zeit lang auf dem Schooß ihrer Mutter, so groß sie auch war, und lehnte ihren Kopf auf deren Schulter, bis die Läden ihres Schlafzimmers geschlossen wurden. Der Duft des Jasmins, welcher die Fenster umrankte, füllte das Gemach mit Wohlgeruch. Der Mond beschien den mit rothen Ziegelsteinen belegten Boden, und die mit Seidenstoffen behängten Wände flimmerten in seinem unstäten Lichte.

„Ist es hier nicht wunderschön, Mama? Und gefallen dir unsere Freunde nicht außerordentlich?“

„Ah!“ sagte ihre Mutter und streichelte ihr die Wange, „hat meine Mina sich endlich überzeugt, daß auch die Weißen liebenswürdig sein können?“

„Ja, sie sind ungemein liebenswürdig und gütig gegen mich. Isaura erzählte mir eine allerliebste Geschichte von der blonden Irmengarde und ihrer Tochter, die denselben Namen trug wie sie, Isaura; und dann sagte Herr Raoul, es habe noch eine andere Isaura gegeben, welche eine Dichterin war und zu Toulouse gekrönt wurde — vor mehr als hundert Jahren. Er spöttelte über die Verse machenden Damen. Ich habe ihm nichts davon gesagt, daß ich auch zuweilen Verse mache, Mama, und ich habe es noch Keinem gesagt, als dir.“

„Du wirst deine Verse doch niemals in großen Versammlungen vortragen, noch dafür gekrönt werden, gleich jener Clemencia Isaura,“ versetzte ihre Mutter lachend, „und soweit schadet es nichts, daß du sie machst.“

„Freilich nicht, aber ich möchte doch nicht, daß Herr Raoul es erführe.“

„Sei außer Sorge, ich werde es ihm nicht sagen.“

„Mama, morgen soll ich den schwarzbraunen Pony reiten und viele interessante Dinge sehen. Ich hoffe nur, daß das Wetter schön sein wird. Am Nachmittage werden wir fischen — in dem hübschen kleinen Bächlein, weißt du, das durch den Festungsgraben fließt. Warst du schon in der Kirche, Mutter? O, das ist ein so herrliches, großartiges altes Gotteshaus. Fahnen sind darin aufgehängt und Schilde, und ein Baron de la Croix, der mit Gottfried von Bouillon nach dem heiligen Lande zog,

ist dort begraben. Herr Raoul erzählte, der Kreuzfahrer habe an der Kirchenthüre von seiner Frau Abschied genommen, nachdem sie vor dem Altar zusammen gebetet hatten. Und nachher, Mama, als er dies erzählt hatte, fragte er mich, ob ich an seiner Seite auf derselben Stelle niederknieen und beten wolle, damit das geschehen möge, was er wünsche. Ich fragte, ob es etwas Gutes sei, und er bejahte dies, und so that ich nach seinem Wunsche. Als wir die Kirche verließen, sagte er: „Papa und Mama wurden an diesem Altar getraut. Aber den Vater habe ich nie gesehen; er starb, bevor ich geboren war.“ Dies war das einzige Mal, daß er ernsthaft sprach, denn sonst hört er nicht auf zu lachen und Spässe zu machen, über die man lachen muß. Willst du morgen nicht das Grab des Kreuzfahrers mit mir besehen, Mama? Aber bitte, liebste Mutter, wecke mich recht früh; Bertha hat gesagt, wir wollten ausreiten, bevor es heiß wird, so lange der Thau noch auf dem Grase liegt.“

Frau d'Auban drückte ihre Lippen zärtlich auf die Wangen ihres Kindes. Mina ging zu Bette und war bald fest eingeschlafen. Aber Frau d'Auban blieb wach und dachte an alte Schlösser in Deutschland und an unheimliche Gemächer in fernen Palästen, in denen Geister umgehen sollen, und in denen warmfühlende, liebende Herzen gleichsam lebendig begraben werden. Und sie sann nach, was wohl das Schicksal ihres Kindes sein möchte, ihres liebenswürdigen, reich begabten Mädchens, das verurtheilt zu sein schien, das eigenthümliche, unstäte Dasein seiner Mutter zu theilen. Es währte lange, bis ihre Augen sich schlossen. Aber am Morgen schlief sie noch fest, als Mina die Treppe hinabsprang, um den Weg nach der

zwischen dem Schloßhofe und dem Dorfe stehenden Pfarrkirche zu suchen.

Der Ritt gewährte den neuen Freunden große Unterhaltung. Der schwarzbraune Pony hatte seit vielen Jahren Bertha und Isaura getragen; es war das frömmste Thier, das je eine Dame bestiegen hatte. Raoul auf seinem feuerigen Grauschimmel führte die Cavalcade an, welche einen gewundenen Pfad entlang den Hügel hinab und durch die Felder nach dem Walde zog. Er war in der besten Laune, obschon er den Befehl seines Großvaters, daß ein alter Reitknecht für alle Fälle die Gesellschaft begleiten sollte, als einen Beweis von Mißtrauen in seine eigene Klugheit aufgenommen hatte. Raoul's Zorn war ungefährlich und die Ausbrüche seiner Entrüstung über die Einwendungen, die der alte Ferrand bei einigen Stellen machte, wo der Weg schlecht wurde und der junge Herr zu rasch für die Damen und die Pferde voraneilte, erhöhten nur die vergnügte Stimmung. „Wir reiten nur zu rasch für die eigene Bequemlichkeit des Alten," flüsterte Raoul seinem schönen Gaste zu.

Man ritt durch schattige Schluchten, grüne Thäler und freundliche Dörfer, bis zur Spitze eines Hügels, um dort die Aussicht auf Montbrison sowie auf die fernerliegende Stadt Moulins und ihre himmelanstrebenden Thürme zu genießen. Bei den Ruinen der Abtei im Walde stiegen die jungen Leute ab und beteten ein Ave Maria in der Kirche, die ein vielbesuchter Wallfahrtsort war. Sie tranken von dem Wasser des weinenden Felsen und nahmen in einem Bauernhause Milch, Brod und Erdbeeren zum Frühstück. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, ritt die Gesellschaft heimwärts am schattigen Waldessaume

die wogenden Kornfelder entlang, welche der Sichel entgegenreiften. Sie erfreuten sich an dem Gewimmel von hochrothen, blauen und violetten Kornblumen, welche in unserer Zeit der landwirthschaftliche Fortschritt allgemach von den Fluren verbannt.

Mina rühmte das glückliche, gesunde Aussehen des französischen Bauernvolkes, das von den ernsten Mienen der Indianer und Sklaven auf der westlichen Halbkugel so sehr verschieden ist. Als sie sich dem Schlosse näherten, fragte Raoul, ob Mina nicht wünsche, für immer in Frankreich zu leben.

„Nein,“ sagte sie, „nicht für immer.“ Dann verfiel sie in Nachdenken, und wollte nicht sagen, wo sie zu leben wünschte.

Wie von jeher, so war auch noch jetzt in Mina ein merkwürdiges Gemisch von nicht sowohl kindischem, als kindlichem Wesen und von Gedanken und Gefühlen, deren Tiefe ihre Jahre weit überstieg. Als sie an diesem Nachmittage am Rande des Forellenbaches saß und mit gedämpfter Stimme sprach, um die Fische nicht zu verjagen, und dann wieder bis zu Thränen über Bertha's Ungeduld lachte, mußte sie, wenn man ihre Größe nicht beachtete, sogar jünger scheinen, als sie war. Wer aber die Gedanken hätte lesen können, welche Raoul's Frage in ihr erregte, oder wer gewußt hätte, mit welchen Dingen sich oft ihr Geist beschäftigte, der würde gestaunt haben, daß ein so junges Wesen schon so tief zu denken und die Ausdauer und Willenskraft einer erwachsenen Jungfrau zu entwickeln vermochte.

Einige Tage voll glänzenden Sonnenscheins, die Landluft und der Verkehr mit ihren neuen Freunden kräftigten

ihre Gesundheit wunderbar. Ihre Mutter beobachtete mit Wonne Mina's elastischen Gang und ihre blühende Gesichtsfarbe. Alle Bewohner des Schlosses waren entzückt von der kleinen Creolin; und in dem jungen Freiherrn, der schon beim ersten Anblick sie geliebt hatte, schien mit jeder Stunde das Feuer knabenhafter Leidenschaft zu wachsen. Er hatte gemerkt, daß Mina Freude an Büchern habe, und schlug daher an einem regnerischen Morgen seinen Schwestern vor, sich mit ihrer Arbeit in die Bibliothek zu setzen. Isaura willigte gern ein. Die literarische Begeisterung, welche ihres Bräutigams Bemerkung über Clemencia Isaura in ihr geweckt hatte, war noch nicht abgeschwächt.

Die Schränke der Bibliothek waren nicht minder mit ausgestopften Vögeln und Insecten als mit Büchern gefüllt; sie enthielt indessen eine merkwürdige Sammlung alter Romanzen aus den Tagen der Troubadours und der Hofpoesie, ferner einige Bände Rittergeschichten, welche Raoul während seiner Knabenjahre zu wiederholten Malen gelesen hatte. Er bot sich an, die Damen bei ihrer Arbeit mit der Geschichte des Amadis von Gallien zu unterhalten. Mina hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Abenteuer des fahrenden Ritters. Raoul freute sich über ihre Aufmerksamkeit; mit dem Maße ihrer Bewunderung war er nicht so zufrieden.

„Fräulein Mina, möchten Sie nicht gern in jenen Tagen gelebt haben?“ fragte er.

„Ich glaube nicht, daß es jemals solche Tage gab,“ antwortete sie.

Dies war eine Anschauung des Gegenstandes, auf welche Raoul nicht gefaßt war.

„Wie, Sie glauben, es habe keine fahrenden Ritter und Turniere gegeben? Und keine Damen, denen zu Ehren die Ritter ihre Lanzen brachen und Wunder der Tapferkeit vollbrachten?"

„O ja, aber keine Zauberer und Riesen, wie Prinz Amadis sie bekämpft haben soll."

„Demnach gefällt Ihnen diese Geschichte nicht, Fräulein Mina?"

„Nicht so sehr wie wahre Geschichten, wie die der Jungfrau von Orleans zum Beispiel."

„Ja, das ist einer der wenigen Abschnitte aus der Weltgeschichte, die unterhaltend sind. Kriegsberichte haben immer einen gewissen Reiz. Ich habe für ein Gedicht über die Schlacht bei Fontenoy einen Preis erhalten. Aber die nüchterne Darstellung der Geschichte ist so einfältig! Nicht wahr, Fräulein, auch Ihnen ist alles zuwider, was sich auf Gesetze, Handel, Kunst und Landwirthschaft bezieht?"

„In einem großen Geschichtswerke gewiß!" erwiderte Mina lachend. „Aber an Bildern und Kornfeldern habe ich Freude, und ich wünschte, es gäbe ein Gesetz, das den Leuten untersagte, ihre Nebenmenschen zu kaufen und zu verkaufen. Ich liebe die Leute, welche Gutes thun."

„Die fahrenden Ritter pflegten die Hülflosen zu vertheidigen und deren Bedrücker zu strafen."

„Dann würde ich sie lieb gehabt haben."

„Und Sie würden auch Raoul lieb haben," lispelte Bertha dem jungen Mädchen in's Ohr; „er ist so gut gegen die Armen und kleinen Kinder, wenn er auch spottet, sobald Jemand davon spricht, oder es bemerkt."

„Keine Geheimnisse, Fräulein Bertha!“ rief ihr Bruder dazwischen. „In Mama's Buch über Wohlgezogenheit, aus welchem ich ein Capitel zur Strafe lesen mußte, so oft ich eine der Regeln desselben übertrat, heißt es, daß es unschicklich sei, in Gesellschaft leise zu sprechen.“

„Ich habe zu Mina etwas Schlechtes von dir gesagt.“

„Fräulein Schwester, Verleumdung ist eine schwere Sünde; ich hoffe, der Herr Pfarrer wird Sie vor einem Jahre nicht absolviren.“

„Das ist sehr möglich; denn ich bin durchaus nicht geneigt, zurückzunehmen, was ich sagte.“

Der Aufenthalt in der Bibliothek gab mehr Veranlassung zum Plaudern, als zum Lesen. Die Stunden vergingen sehr rasch und auch die Tage. Der arme Raoul begann die Ankunft d'Auban's als das größte Unglück zu fürchten; denn er wußte, daß nicht lange darauf die Abreise der Dame seines Herzens folgen werde. Sein Kopf war voll von Planen, und mit seiner Mutter hielt er lange Zwiegespräche. Am vierten Tage nach Mina's Ankunft hatte er auch eine Unterredung mit dem alten Baron, in Folge deren seine Stimmung — die übrigens niemals sehr getrübt gewesen war — sich ungemein erhöht zeigte.

Am Abende dieses Tages war das Wetter sehr schlecht. Der Morgen war nach den Worten des Dichters „tückisch heraufgezogen, strahlend im Morgenroth;“ aber drohende Wolken, das ferne Rollen des Donners und einige schwere Regentropfen, die warnend vorhergingen, hatten die jungen Leute vor der gewohnten Stunde nach Hause getrieben. Nach dem Abendessen goß der Regen herab, begleitet von Donner und Blitz. Die Damen setzten sich um einen Tisch in der Mitte des Wohnzimmers und arbeiteten.

„Dies ist der rechte Abend für Geistergeschichten," sagte Bertha. Sie war immer diejenige, welche diese Art der Unterhaltung in Vorschlag brachte. Doch niemals vergaß sie beizufügen, daß ihr das Blut dabei erstarre und die Haare zu Berge ständen, namentlich wenn ihr Großvater von dem Manne aus Moulins erzählte, der eine Nacht auf dem Kirchhofe zugebracht und drei verschiedene Gespenster gesehen habe, eines gräßlicher als das andere. Wenn diese Art des Gespräches einmal im Flusse ist, führt es leicht weiter. So wurden denn verschiedene, stets sich wiederholende Geschichten von Erscheinungen, welche der Baron in sehr effectvoller Weise zu erzählen wußte, auch jetzt vorgebracht. Die Baronin de la Croix kannte sogar eine Dame, welche mit ihren eigenen Augen einen Geist gesehen hatte. Raoul hatte im Collége eine wundersame Geschichte gehört, welche er zum Besten gab.

„Drei Herren reisten im Eilwagen. Ihnen gesellten sich drei Andere zu, welche aussahen, als wären sie die Geister der drei Reisenden. Sie machten den drei Lebendigen alles nach, nur aßen sie in den Gasthäusern niemals etwas; dagegen schlüpften sie jede Nacht in die Betten jener Herren, bevor diese selbst sich niederlegen konnten. Einer der Reisenden faßte endlich Muth und stieg in sein Bett, als läge Niemand darin; da fand er, daß der Geist gar keinen Raum einnahm, und schlief ganz ungestört. Aber am folgenden Tage waren die drei Gespenster wieder im Wagen, und ...."

„Himmel! wie blaß sind Sie, liebes Kind! Sie haben ja nicht mehr Farbe als ein Leichentuch," unterbrach plötzlich Frau Armand, welche Mina gegenüber saß, die Erzählung.

„Schweige doch, Raoul, du erschreckst sie mit deiner schauerlichen Geschichte!“

Aller Augen wendeten sich auf Mina, deren Gesicht vollständig farblos war. Sie schien einer Ohnmacht nahe.

„Es ist nichts, Mama; es war nur so eine seltsame Einbildung,“ sagte sie zu Frau d'Auban, die ihre kalte, zitternde Hand ergriffen hatte.

„Du hast dich doch bei solchen Geschichten nicht gefürchtet, als du noch ein ganz kleines Mädchen warst; du wirst wohl....“

„Die Geschichten waren es nicht, Mutter; ich bildete mir nur ein....“

„Glaubten Sie etwas zu sehen?“ fragten ihre jungen Freunde neugierig.

„Es wäre besser, nicht mehr darüber zu sprechen,“ bemerkte Frau d'Auban, da sie Mina von neuem erbleichen sah.

„Hört,“ sagte Frau Armand, „ich will ein Rondo spielen. Ihr müßt tanzen und den Geist davonjagen.“

Dies geschah, und Mina trat mit den Andern in die Reihe. Die Farbe kehrte auf ihre Wangen zurück, und sie sang das Ritornell wie die Uebrigen; ihrer Mutter entging es jedoch nicht, daß ihr Blick hin und wieder schüchtern nach dem Fenster schweifte.

„Was mich betrifft,“ sagte Frau de la Croix in Erwiderung einer Bemerkung ihres Mannes, „so fürchte ich mich nicht halb so sehr vor Geistern als vor Räubern. Ich möchte viel lieber hören, daß Gespenster im Hause spukten, als daß Mandrin mit seiner Bande in der Nähe wäre.“

„Theuerste,“ sagte der Baron, „in dieser Hinsicht ist

nicht das Geringste zu befürchten. Seit ich zum Oberrichter von Forez ernannt bin, habe ich wirksame Sicherheitsmaßregeln getroffen und den Landsturm zwei Mal gemustert. Uebrigens brauchst du nicht den starken Geist zu spielen; der Anblick eines Geistes würde dir das Leben kosten."

„Wie anmuthig Mina tanzt," sagte Frau Armand zu deren Mutter. „Sie fliegt so leicht dahin, wie eine Fee. Aha, jetzt will Raoul das Hofmenuett mit ihr einüben. Nun, es ist gerade keine Eitelkeit, wenn wir beide einander zugeben — ganz unter uns —, daß kein schöneres Paar zu sehen ist, als mein schwarzäugiger Sohn und Ihre blauäugige Tochter."

Wirklich nahmen die Beiden sich bei dieser Tanzübung sehr vortheilhaft aus. Mina gab sich Mühe, die zierlichen Figuren des Menuetts zu erlernen. Als sie in der Mitte des Zimmers stehen blieb, um sich vor ihrem Tänzer zu verneigen, lächelte sie so reizend, daß Raoul, anstatt seinerseits eine Verbeugung zu machen, freudig in die Hände klatschte. Mina hielt ein und rief lachend: „Das gilt nicht!" und seine beiden Schwestern schalten ihn. Frau Armand spielte das Rondo noch ein Mal, und die jungen Leute tanzten fort, bis sie müde waren.

„Fehlt dir wirklich nichts, mein Kind?" fragte Frau d'Auban ihre Tochter, als Beide sich in's Schlafzimmer zurückgezogen hatten.

„Ich bin ganz wohl, Mama."

„Haben dich denn die Geistergeschichten erschreckt?"

„O nein, dabei blieb ich ganz kalt."

„Aber Mina, mein süßes Kind, warum wurdest du denn mitten in Raoul's einfältiger Erzählung plötzlich so bleich? Ich möchte es wissen."

„Mama, von thörichten Einbildungen spricht man besser nicht. Ich bin überzeugt, daß ich mich getäuscht habe.“

„Nach meiner Ansicht ist es kein gutes Mittel, eine Einbildung oder Besorgniß loszuwerden, wenn man sie für sich behält; indem wir die Gedanken, die uns quälen, Andern mittheilen, vertreiben wir sie oft.“

„Mama, ich kann dir versichern, ich glaube nicht an Gespenster und Geistererscheinungen. Aber ich weiß, daß man zuweilen etwas zu sehen glaubt, was nicht vorhanden ist.“

Frau d'Auban begann ängstlich zu werden; sie hatte einen geheimen Glauben an Geistererscheinungen: „Um des Himmels willen, Mina, was hast du gesehen?“

„Nun denn, Mama: ich blickte zufällig nach dem Fenster, das auf den Blumengarten hinausgeht; da zuckte plötzlich ein Blitzstrahl herab, und ich sah ganz deutlich, wie mir schien, ein Gesicht, das in's Zimmer hereinschaute. In jenem Augenblicke wenigstens war ich fest überzeugt, es sei Osseo.“

„Der Indianer Osseo?“ wiederholte ihre Mutter, augenscheinlich beruhigt. „O mein Liebling, dann ist kein Zweifel mehr, daß es eine Sinnestäuschung war. Wie oft glaubte ich schon eines jener fürchterlichen dunkeln Natschehs-Gesichter vor meinem Bett zu sehen! Eine Zeit lang verfolgten sie mich unabläſſig.“

„Niemals habe ich so wenig an America gedacht, als seit unserm hiesigen Aufenthalt. Ich horchte aufmerksam auf Raoul's Geschichte von den drei Reisenden und ihren Geistern. Da mit einem Male erblickte ich das Gesicht Osseo's. Aber freilich läßt ein Blitzstrahl die Dinge nur ganz flüchtig erkennen.“

„Du hast nicht etwa vor unserer Abreise von Paris von Osseo sprechen gehört?“

„Nein, Mama. Ontara wußte nicht, was aus ihm geworden sei. Du weißt, er ist schon an dem Tage entflohen, da sie in Marseille landeten.“

„Du hast dich im Geiste so viel mit den Indianern beschäftigt, liebe Mina, daß es nicht zu verwundern ist, wenn du dir einbildest, Einen zu sehen.“

„Ach ja, ich glaube jetzt selbst, es war eine Täuschung,“ sagte Mina, und dann sprachen Mutter und Tochter nicht mehr über diesen Gegenstand.

Am nächsten Morgen, als die Familie sich zum Frühstück versammelte, berichtete der Baron frohlockend, er habe ausgezeichnete Nachrichten erhalten über die Erfolge seiner ländlichen Gendarmerie. Bei einem Zusammenstoß mit einer Abtheilung der Bande Mandrin's im Walde von Ludres seien mehrere der Straßenräuber ergriffen und nach dem Gefängnisse von Moulins gebracht worden. Mandrin selbst sei nur mit knapper Noth der Gefangennehmung entgangen und halte sich wahrscheinlich in irgend einer Höhle oder sonst einem Versteck verborgen.

„Haben die Gendarmen auch jenen eingefleischten Teufel gefangen, den man Lohie nennt?“

Mina und ihre Mutter erschraken und schauten einander bedeutsam an. „Ist er ein Indianer?“ fragte Letztere.

„Dieser Name läßt es mich glauben,“ antwortete der Baron; „es ist wohl ein Spitzname, so klingt er wenigstens. Jedenfalls ist dieser Mensch kein Europäer, es sei denn, daß er sich das Gesicht zu bemalen pflegte, um sich den Leuten fürchterlicher zu machen. Er gilt nach Mandrin

für den Tollkühnsten der Bande und soll sein Unterbefehlshaber sein."

„Choiset, — unser Waldaufseher, meine Damen," erläuterte Raoul, „erzählte mir, seine Augen glänzten gleich denen einer Tigerkatze. Ein Bekannter von ihm hat diesen Lohie vor einigen Wochen gesehen und wunderbare Dinge von ihm berichtet. Man vermuthet, er sei gefeit oder trage einen Talisman bei sich. Er hat in letzter Zeit die allerverzweifeltsten Unternehmungen Mandrin's geleitet und wußte jedes Mal den Klauen der Gendarmerie zu entschlüpfen. Man hält ihn für den Teufel."

„Wenn sie ihn fangen," fügte der Baron bei, „so darf er sich gefaßt machen, wie ein Hund an einen Baum gehängt zu werden, ohne Verhör oder Beichte."

„Ich möchte wohl wissen," sagte Frau d'Auban zögernd, „ob es vielleicht der junge Natschehs ist, den wir von früherer Zeit her kennen. Er war der unzertrennliche Gefährte unseres Freundes Ontara bis zu dessen Landung in Frankreich. Sein Name war Osseo; allein er mag von seinen Raubgenossen Lohie genannt worden sein. Mina, mein Kind, wir müssen dem Herrn Baron sagen, daß du gestern Abend glaubtest, ihn gesehen zu haben."

Mina wurde feuerroth. Theils kindische Furcht, eine Treulosigkeit zu begehen, theils die Theilnahme für ein unterdrücktes Volk ließ sie Anstand nehmen, ein Wort zu sagen, das Osseo's Gefangennehmung zur Folge haben könnte. Er war ein Verwandter Ontara's, dabei ein Flüchtling und ein Wilder, der Recht von Unrecht nicht zu unterscheiden wußte. Ihr Mitleid für ihn überwog den Abscheu vor dem Genossen der Räuber. „Mama," sagte sie halblaut und ihre Mutter vorwurfsvoll an-

blickend, „wir hielten uns gestern Abend überzeugt, es sei eine Täuschung.“

„Freilich, mein Herz; aber wir wußten nicht, was wir jetzt wissen.“

Der Baron drang auf eine Erklärung, und da Frau d'Auban sah, daß ihre Tochter nichts sagen wollte, fühlte sie sich verpflichtet, ihm genau zu erzählen, was sie am vorhergehenden Abend von Mina gehört hatte. Die Damen des Schlosses erbleichten, und der Baron ging sogleich mit seinem Enkel hinaus, um Befehl zu geben, daß Wachen rund um das Schloß aufgestellt und daß die Ruine durchforscht werden sollte, weil diese sehr geeignet war, Räubern zum Schlupfwinkel zu dienen. Da er nun gewarnt war, bereitete er den Räubern einen heißen Empfang, und verbot, irgend etwas zu verrathen, das die Nachbarschaft in Schrecken setzen und die Räuber vom Angriff abhalten könnte. Er glaubte fest, daß Mina den Lohie wirklich gesehen, und daß der Indianer den Auftrag gehabt habe, die Gelegenheit im Schlosse auszukundschaften.

Die jungen Leute machten ihren gewöhnlichen Ausflug. Mina aber war schweigsam und gedrückt; Raoul's Lustigkeit that ihr wehe. Ihre Gedanken waren auf die Erscheinung vom vorigen Tage gerichtet; sie fragte sich, ob der Indianer wohl noch immer seine Schlange im Gürtel trage. Die Worte des Barons: „gehenkt wie ein Hund“ klangen ihr in den Ohren; und sie schauderte. Daß ihre Freunde von so schrecklichen Gedanken nicht tiefer berührt wurden, konnte sie nicht begreifen. Diese hinwieder verstanden Mina's Besorgniß nicht.

„Wenn Lohie Osseo ist,“ sagte Raoul, „so verdient

er gerädert zu werden; — er wollte Sie zu seiner Sklavin machen, der elende Schurke! Ich wollte, ich könnte ihn niederschießen, wie ein wildes Thier."

„Wie können Sie so sprechen!" rief Mina entrüstet. „Was würde dann aus seiner Seele werden?"

Raoul war etwas betroffen. Er verrichtete seine Gebete regelmäßig und strebte danach, tugendhaft zu sein und seine Seele zu retten; allein um das Seelenheil anderer Leute kümmerte er sich nicht viel, am wenigsten, wenn es sich um Heiden oder Verbrecher handelte. Er umging daher die Frage und kam nicht wieder auf den Gegenstand zurück.

Als die junge Gesellschaft zum Schlosse heimkehrte, begegnete ihr der Baron und nahm Mina bei Seite. Er bat sie, ihm genau die Stelle anzugeben, wo sie den Lohie, diesen leibhaftigen Satan, gesehen habe. Sie zeigte ihm das Fenster, vor welchem ihr sein Gesicht erschienen war. Dann faßte sie sich ein Herz und bat: „Herr Baron, bitte, befehlen sie den Gendarmen, Osseo nicht zu tödten, bevor ich mit ihm gesprochen habe."

„Sie können doch nicht wünschen, meine Liebe, mit einem Räuber zu sprechen?"

„Doch, ich wünsche es, Herr Baron! Gewiß, gewiß, ich wünsche es!"

„Er ist ein Verbrecher so gut wie die Uebrigen von der Bande, und unsere Leute dürfen sie vernichten gleich dem Ungeziefer. Ich habe jedoch befohlen, diesen Lohie oder Osseo hierher zu führen, falls man ihn lebendig fängt, damit er über die Andern Auskunft geben könne. Sie sprechen ja die Sprache dieser Wilden, Fräulein Mina,

wie Raoul mir sagte; da Sie nun so viel Muth haben, mögen Sie ihn verhören."

„Werden Sie ihn in das Burgverließ sperren lassen?"

„Nehmen Sie sich in Acht, Großpapa," rief Bertha dazwischen, „Mina wird ihn in Freiheit setzen."

Der Baron nahm eine ernste Miene an. „Dieser Mann ist ein Räuber und Mörder; ich bin überzeugt, daß Fräulein Mina zu gut erzogen worden ist, um einen solchen Missethäter zu bemitleiden."

Arme Mina! Sie antwortete nicht, allein es drängte sie, zu sagen, daß eben, weil dieser Mann ein Mörder war und ein Räuber und ein ungläubiger, ungetaufter Heide, der Gedanke an die Möglichkeit seines jähen Todes ihr das Herz zerriß.

Trübselig genug war der Tag dahingeschlichen, und als es dunkel wurde, fühlten manche der Inwohner des Schlosses eine gewisse Bangigkeit und Unruhe. Die Damen sowohl als die Dienstleute hatten einander Raub- und Mordgeschichten erzählt, bis sie endlich so voll Angst waren, daß sie schaudernd in die Höhe fuhren, so oft ein Fußtritt auf der Treppe erklang oder ein Rascheln in den Bäumen vor dem Fenster hörbar wurde.

Der Baron befahl, Jedermann solle sich wie gewöhnlich zur Ruhe begeben, mit Ausnahme der Schildwachen, welchen er ihre verschiedenen Posten anwies. Frau d'Auban und ihre Tochter zogen sich in ihr Zimmer zurück und beide schliefen ein, nachdem sie sich kaum niedergelegt hatten. Aber nach ungefähr einer Stunde erwachte Mina.

Ihre Nerven waren in der höchsten Spannung, und ihr Herz pochte wie der Pendel einer Uhr. Geraume Zeit unterbrach nicht der leiseste Laut die nächtliche Stille,

und sie verfiel in eine Art von Erschöpfung in Folge des langen Wachens. Sie schlüpfte aus dem Bette, zog ihr Morgenkleid und Schuhe an, nahm einen Mantel und schlug die Kapuze über den Kopf. Vor einer der Thüren des Schlafzimmers führte eine Wendeltreppe im Freien nach dem Blumengarten hinab. Mina öffnete dieselbe geräuschlos und trat auf die Stufen hinaus, um die frische Nachtluft einzuathmen. Der Mond schien nicht, aber die Nacht war nicht besonders dunkel; wenn die Wolken sich theilten, wurden einige Sterne sichtbar. Mina blieb einige Minuten lang stehen und wollte eben in's Zimmer zurückkehren, als sie eine Gestalt bemerkte, die gänzlich unhörbar die Treppe heraufkam. Mina regte sich nicht und gab keinen Laut von sich; nur sprach sie mit leiser Stimme das Wort: „Osseo!"

Die Gestalt blieb stehen, und Mina hörte in indianischer Sprache die Antwort: „Wer bist du, daß du Osseo kennst?"

Sie trat vor und sagte: „Ich bin Mina. In der Stadt der Natschehs nanntest du mich einst deine Schwester. Eile fort von hier; die weißen Männer sind dir auf der Spur und werden dich tödten. Wirf die Schlange hinweg, Osseo; verlasse den Stamm der Schlechten."

„Ich habe das Blut der Weißen vergossen," antwortete der Indianer leise, aber deutlich. „Die Schlange liefert sie in meine Hände. Aber der Ton deiner Stimme ist wie Wasser für die vertrockneten Lippen. O Tochter des französischen Stammes! komme mit mir in den Wald — und ich will kein Blut mehr vergießen; ich will mich auf das Gras legen und deinen Worten lauschen."

„Osseo, im Namen des großen Geistes, zu dem die

Christen beten: geh' von hinnen, bevor mein Volk dich tödtet. Wenn ich rufe, werden sie kommen."

„Mädchen, das Geschlecht, welches mordet und raubt, ist in der Nähe, und sobald ich pfeife, werden sie die Mauern erklimmen und deinem Volke das Leben nehmen. Aber komme mit mir, kleiner Vogel des Westens, ich will dich vor ihnen verbergen, bevor ich das Zeichen gebe."

„Sie können nicht kommen, Osseo, sie können nicht kommen. Bewaffnete stehen auf den Mauern, und bei dem geringsten Geräusch werden sie über dich herfallen."

„Mein Fetisch ist stärker als sie," flüsterte der Indianer, und Mina sah ihn in seinen Gürtel greifen, die Schlange zu suchen. Ihr graute. Wie eingewurzelt blieb sie stehen, als wäre sie selbst bezaubert und unfähig, ihre Stimme zu erheben. Es erfolgte eine minutenlange Stille.

Da blitzte ein Feuerstrahl durch die Nacht, und ein Schuß krachte. Der Indianer hatte die Schlange unsanfter erfaßt als gewöhnlich. Das Unthier zischte und fuhr ihm an den Hals. Er zuckte zusammen, und das Gewehr, das er mit einer Hand über der Schulter hielt, glitt auf den Boden und entlud sich. Die Kugel hatte seine Brust getroffen.

Der Lärm setzte alle Schildwachen in Bewegung; der Baron und Raoul waren sogleich zur Stelle. Als man mit Fackeln herbeikam, fand man Mina neben dem anscheinend leblosen Indianer auf den Knieen liegen. Die Schlange lag todt an seiner Brust.

Als man Osseo aufhob, um ihn in die Halle zu tragen, bemerkte man, daß er noch athmete. Mina beschwor den Baron, nach einem Priester zu schicken. Raoul ging, den Pfarrer zu holen. Frau d'Auban versuchte, Mina

hinwegzuführen, allein sie wandte sich um und bat mit flehentlichem Blicke: „Laß mich bleiben, Mutter; er könnte wieder zu sich kommen.“

Der Priester, welcher in diesem Augenblick herzukam, unterstützte ihre Bitten. Raoul hatte ihm erzählt, wer der Sterbende sei, und welche Sorge Mina um seine Seele trage. Niemand verstand eigentlich, was sich ereignet hatte. Mina suchte den Baron mit den Augen und theilte ihm mit, daß Osseo gesagt habe, die Räuber wären in nächster Nähe.

„Nun denn,“ sagte der Baron, „so müssen wir auf unserer Hut sein; wahrscheinlich wird der Schuß sie jedoch verjagt haben. Aber um des Himmels willen, mein Kind, wie kamen Sie denn dazu, mit diesem Elenden zu sprechen?“

„Ich stand vor der Thüre unseres Zimmers, um frische Luft zu schöpfen, weil ich mich schwach fühlte. Da sah ich ihn die Treppe heraufschleichen. Ich rief ihn an, sagte, wer ich sei, und bat ihn, sich zu entfernen....“

„Zum —, das thaten Sie?“ rief der Baron heftig.

„Er wollte jedoch nicht gehen; und da er nach seinem Fetisch griff — die Schlange, welche Sie hier sehen — ging sein Gewehr los.“

„Stille!“ sagte der Pfarrer, „ich glaube, er stöhnt.“

Der Indianer hatte die Augen geöffnet und sah mit halb zornigen, halb irren Blicken auf die Umstehenden; aber als er Mina erkannte, nahmen seine Züge einen menschenwürdigern Ausdruck an, und er führte die Hand zum Munde, zum Zeichen, daß er sie erkannt habe. Der Dorfarzt, welcher gerufen worden war, fühlte Osseo den Puls und erklärte, er werde nicht mehr lange zu leben

haben. Das junge Mädchen beugte sich über den Verwundeten und redete ihm leise zu in den sanften Tönen der Sprache seines Volkes.

Die Halle hatte sich inzwischen mit Menschen angefüllt; Jedermann beobachtete mit der größten Spannung den Sterbenden, das Mädchen und den Priester an seiner Seite. Man hätte eine Stecknadel fallen hören. Außer Mina sprach Niemand ein Wort, und was sie sagte, verstand Niemand außer dem Sterbenden, dessen Augen fest auf ihr Gesicht gerichtet waren. Mina war voll inniger Begeisterung. Auch ihre todtenbleichen Wangen erglühten allmälig, wie die innere Bewegung sich steigerte. Zuweilen erhob sie die Hand und deutete zum Himmel empor. Der Verwundete griff an seine Brust, als suche er dort etwas. Mina ergriff die todte Schlange und zeigte sie ihm; dann warf sie dieselbe auf den Boden, setzte den Fuß darauf und hielt ihm das Crucifix vor die Augen. In diesem Augenblick durchrieselte das Herz Raoul's eine Empfindung, welche er nie aus dem Gedächtniß verlor; er hätte Mina zu Füßen stürzen mögen. Frau d'Auban selbst schaute mit Ehrfurcht auf ihr Kind.

Endlich sprach der Indianer. Seine Kraft schien für einen Augenblick wiederzukehren. Er stützte seinen Kopf auf den Ellbogen, nahm das Crucifix in die Hand und berührte seine Stirne damit. Dann murmelte er Mina einige Worte in's Ohr.

„Herr Pfarrer!“ rief sie, „er verlangt getauft zu werden! Er glaubt jetzt an den großen Geist, der für ihn gestorben ist. Er bereut von Herzen, die Kinder Gottes getödtet und beraubt zu haben. O, Herr Pfarrer, wollen Sie ihn taufen?“

Während sie sprach, breitete sich ein Starrkrampf über Osseo's Gesicht, und man hörte das Röcheln des Todes in seiner Kehle. Es war keine Zeit zu verlieren. Der Priester taufte ihn, und während das Wasser über seine Stirne rann, starb der arme, unwissende Wilde. In der letzten Stunde seines Lebens war ein Gnadenstrahl auf ihn gefallen; seine Augen blieben fest auf das Crucifix gerichtet, welches Mina in ihren gefalteten Händen empor hielt.

Die Zuschauer waren tief erschüttert. Mina schien durchaus nicht zu wissen, daß sie bewundert oder selbst beachtet worden war. Eine ungeheuere Last war von ihrem Herzen genommen, und während der folgenden Tage war sie oft in der heitersten Stimmung. Die Freundschaft zwischen ihr und dem jungen de la Croix wurde immer inniger. Der Baron war entzückt, daß der beabsichtigte Angriff Mandrin's fehlgeschlagen, und noch mehr, daß Mandrin, in Folge des Todes seines Adjutanten, mit seiner Bande aus Forez verschwunden war. Er brachte es über sich, Mina ihr Einverständniß mit den Räubern, wie er es nannte, zu vergeben und darüber zu lachen.

Mittlerweile zählte Frau d'Auban die Stunden bis zu der Ankunft ihres Gemahls. Der Oberst hatte geschrieben, er wolle in zwei Tagen Paris verlassen. Eine bestimmte Zusage wegen einer Anstellung auf der Insel Bourbon hatte er nicht erlangen können, und nach den jüngsten Erlebnissen wagte er nicht, in der Angelegenheit zu drängen. Er begnügte sich daher mit den erhaltenen Empfehlungsschreiben an den Gouverneur und einige französische Bewohner der Insel. Er habe, schrieb d'Auban ferner, Antonio nach seiner vorigen Wohnung in der Rue des Saints Pères geschickt und erfahren, daß der Graf

von Sachsen dort gewesen sei und über Frau d'Auban's rasche Abreise das größte Befremden geäußert habe. Der Hausherr habe ihm gesagt, daß seine Miethsleute nicht allein Paris, sondern auch Frankreich verlassen hätten und auf dem Wege nach der Insel Bourbon wären.

Als Raoul hörte, Oberst d'Auban solle in einigen Tagen eintreffen, wurde er nachdenklicher denn je zuvor in seinem Leben. Er konnte kaum einen Augenblick ruhig bleiben, und an dem Morgen, da man Mina's Vater erwartete, ritt er nach Montbrison ihm entgegen.

Während er unter den Platanenbäumen auf und ab schritt, schien es ihm, als ob seit jenem Morgen, da er Frau d'Auban und ihre Tochter hier abgeholt hatte, Jahre anstatt Tage verstrichen seien. Heftig pochte sein Herz, als das schwerfällige Fuhrwerk an der Thüre des Posthauses anfuhr, und bevor noch der Oberst einen Fuß auf den Boden gesetzt hatte, fand er sich von den Armen Raoul's umschlossen.

„Ah, mein junger Freund," rief er aus, „ich brauche wohl nicht zu fragen, wer Sie sind. Die Herzlichkeit Ihrer Begrüßung würde mich das errathen lassen, selbst wenn Sie nicht so sehr das vollkommene Ebenbild Ihres Vaters wären. Gerade so sah er aus, als wir im Collége zusammen waren."

„Damals muß er jünger gewesen sein, Herr Oberst, als ich jetzt bin," sagte Raoul, der gar nicht gern für einen Studenten angesehen wurde.

„Damals wohl; aber ich sah ihn noch nach unserm Abgang von Vannes, kurz vor seiner Verheirathung."

„Er hat sich in der That sehr jung verheirathet," erklärte Raoul eifrig; „er war kaum neunzehn Jahre alt."

D'Auban erkundigte sich sodann nach dem Befinden der verschiedenen Glieder der Familie des Barons, und rühmte ihre Güte gegen seine Frau und Tochter.

„Fräulein Mina ist ein Engel!“ rief Raoul lebhaft; seine Augen glänzten und seine Wangen glühten.

D'Auban antwortete nur mit einem Lächeln. Jeder bestieg dann ein Pferd, und sie ritten zur Stadt hinaus. D'Auban fand großes Wohlgefallen an seinem neuen Freunde; denn Raoul erschien so geistreich, freimüthig und edel, und war zudem so augenscheinlich in die kleine Mina verliebt. Mit feuerigen Worten erzählte er, wie schön Mina an der Seite des sterbenden Indianers ausgesehen habe, und pries ihre Herzensgüte und ihren Muth so rührend, daß Thränen sich in die Augen ihres Vaters drängten.

„Wenn nur der Geist den Körper nicht aufreibt,“ sagte er vor sich hin. Dann sprach er scherzend zu seinem Begleiter: „Es wäre mir lieber, Herr Raoul, sie spielte Domino, anstatt die Heldin zu spielen. Sie hat genug von solchen Erlebnissen gehabt für ein Kind ihres Alters.“

„O, sie ist kein Kind, Herr Oberst.“

„Ich wollte, sie wäre es, mein junger Freund! Sie hat den Schmerz zu früh kennen gelernt.“ Besorgt wegen der Folgen des nächtlichen Auftrittes, that er dann die Frage: „Sieht sie gut aus?“

„O, recht gut! Ihre Wangen leuchten im schönsten Roth der Rosen, und prächtig ist der Glanz ihrer Augen!“

Diese poetische Beschreibung ihres Befindens entlockte der Brust des Vaters einen Seufzer. Als aber Mina im Schloßhofe ihm entgegensprang, war er befriedigt; sie sah viel gesunder aus, als in Paris, und schien sich sehr glücklich

zu fühlen. Von allen Gliedern der Familie de la Croix wurde er auf das herzlichste empfangen, und bald darauf zogen die jungen Leute zum Fischfang aus. Mina ritt auf dem dunkelbraunen Pony und Bertha auf einem grauen, während Raoul zu Fuße nebenher ging.

Kaum waren die fröhlichen Stimmen verhallt, als d'Auban den Arm seiner Frau in den seinen legte und mit ihr in den Garten ging, um auf einem einsamen Spaziergange die Begebenheiten der letzten Tage zu besprechen. Kaum gab es jemals ein schöneres Beispiel einer schwärmerischen Liebe zwischen Verheiratheten, welche so viele Wechselfälle des Schicksals bis in die reifern Jahre überdauerte. Diese beiden Wesen liebten sich mit jener Art von Neigung, welche die tiefste ist — die vermählter Liebenden. Die Gefahren, welche sie miteinander durchlebt, konnten zwar die Innigkeit dieser Liebe nicht vermehren, hatten sie aber in ihrer anfänglichen romantischen Frische erhalten.

„O, welch glückliches Wiedersehen!" rief Frau d'Auban, als die Gatten auf einer einsamen Bank des Gartens sich niedersetzten, von wo aus man das Thal überschaute. In dem Gefühle beseligender Ruhe lehnte sie den Kopf auf die Schulter ihres Mannes; er lächelte und schaute zärtlich auf das blasse, schöne Antlitz der so leidenschaftlich geliebten Frau.

„Und du machst dir nichts daraus, süßes Herz," fragte er, „daß wir ärmer sind denn je, und daß wir in Bourbon in einem kleinen Häuschen und in ganz anderer Weise wie zu St. Agatha werden leben müssen?"

„Vielleicht werden Sie mich noch fragen, Herr d'Auban," versetzte sie etwas schalkhaft, „ob es mir nicht leid ist, das großmüthige Anerbieten des Königs von Frank-

reich abgelehnt zu haben, und die Reihe von Gemächern zu entbehren, welche ich in dem Schlosse von Fontainebleau bewohnen sollte?"

Lachend bemerkte er: „Man muß gestehen, hohe Frau, daß Sie gegen Seine Majestät etwas rücksichtslos verfahren sind."

„Du weißt doch, daß ich keine directe Mittheilung vom Könige erhalten hatte. Aber, Henri, du hast wohl von Mina's heroischem Benehmen gegenüber dem armen Indianer schon gehört? Ich versichere dir, als sie in jener Nacht dastand, ihren kleinen Fuß auf dem Kopf der Schlange und das Crucifix in der Hand, schien sie wirklich eine himmlische Erscheinung zu sein. Im Geiste sehe ich sie fort und fort in jener Stellung. Ihr Auge hatte wieder den eigenthümlichen Blick, den wir so oft schon bemerkten. Ich habe dir jetzt etwas mitzutheilen. Was wirst du davon denken? Frau Armand de la Croix hat mit mir über unser Kind gesprochen; ihr Vorschlag scheint mir sehr beachtungswerth. Unser eigenes Geschick ist ein so außergewöhnliches gewesen und Mina ist noch so jung, wenn sie auch wie ein erwachsenes Fräulein aussieht, daß ein förmlicher Heirathsantrag für sie mich überraschen mußte."

D'Auban fuhr erstaunt in die Höhe: „Ein Heirathsantrag für Mina?"

„Ja; der Baron ist gesonnen, für seinen Enkel um ihre Hand zu werben."

„Wenn ich es nicht von dir hörte, meine Liebe, würde ich es für unmöglich halten. Raoul ist der Erbe des Barons, und er sollte ihn mit einem Mädchen ohne Mitgift vermählen?"

„Frau Armand hat mir gestanden, daß ihre Familie der deinigen eine bedeutende Schuld der Dankbarkeit abzutragen habe; daß weder dein Großvater noch dein Vater jemals die Zurückerstattung der bedeutenden Summe habe annehmen wollen, welche zur Zeit der Ligue ersterer als Lösegeld für das Leben des Barons Charles de la Croix bezahlte; daß aber die Erinnerung an diese Schuld weder im Gedächtnisse noch in dem Herzen seiner Nachkommen ausgelöscht sei. Sobald der Baron erfuhr, du habest eine Tochter, beschloß er bei sich, daß der Chevalier Raoul sie heirathen solle, und seit er Mina kennen lernte, beharrt er fest auf seinem Plane."

„Und was sagen Ew. kaiserliche Hoheit dazu? Ist der junge Freiherr gut genug für Ihre Tochter? Ich war immer gesonnen, die Bestimmung über Mina's Geschick Ihnen zu überlassen."

Seine Frau lächelte und antwortete: „Ich begehre nur das Eine für meine Tochter: daß ihr anheim gestellt werde, ihren Freier zu nehmen oder abzulehnen. Die zwiefache Erfahrung meines Lebens hat mich gelehrt, die Freiheit in dieser Hinsicht über Alles zu schätzen. Ich möchte um keinen Preis, daß ihr ein Zwang auferlegt werde."

„Sie ist zu jung zum Heirathen, und Raoul auch."

„Gewiß, aber der Baron wünscht, daß sie unverzüglich sich verloben, und sein Enkel soll dann drei Jahre auf Reisen zubringen, — nach Ablauf dieser Zeit, wo immer wir auch seien, werde er kommen und seine Braut heimführen."

„Ich sehe, meine Liebe, daß dieser Heirathsplan dir gefällt."

„Ich leugne es nicht. Wenn ich jemals hätte das

Loos bestimmen sollen, das ich Mina wünsche, so wäre meine Wahl auf eine vornehme, jedoch nicht fürstliche Familie gefallen, in welcher ein so reines häusliches Glück und so bewunderungswürdige Tugenden sich finden, wie ich in dieser hier entdeckt habe. Der junge Raoul ist liebenswürdig, begabt und gut; und bei dir brauche ich mich deshalb nicht zu entschuldigen, wenn ich beifüge: er liebt sie, obgleich Andere mich auslachen würden."

„Und erwidert die kleine Dame seines Herzens diese Leidenschaft?" fragte d'Auban lachend.

„Ach! ich weiß nicht. Unser Kind ist mir oft ein großes Räthsel. So offen und ohne Falsch, wie Mina auch ist, werde ich doch zuweilen irre, wenn ich es versuche, die Tiefe ihres jungen Herzens zu ergründen."

„Sei nicht zu schwärmerisch, süße Frau. Ich bin weit entfernt, ihr Zwang anthun zu wollen; in ihrem Alter genügt es jedoch, wenn sie keine Abneigung hat. Wie du weißt, drückt ein junges Mädchen in Frankreich seine Einwilligung nie anders aus, als durch die Erklärung, daß der ihr vorgeschlagene Bewerber ihr nicht unangenehm sei. In diesem Falle können wir damit uns zufrieden geben. Aber es erübrigt noch eine andere Erwägung, mit welcher ich nicht recht fertig zu werden weiß. Bringt nicht der Baron de la Croix, bringt nicht die ganze Familie ein Opfer der Dankbarkeit, indem sie die Hand unserer vermögenslosen Tochter begehrt? Es widerstreitet der französischen Sitte so sehr, wenn ein junger Mann ein Mädchen ohne Mitgift heirathet, daß ich mich noch immer nicht darüber beruhigen kann, ob es nicht bloß übertriebenes Ehrgefühl ist, was den Baron veranlaßt, diesen Vorschlag zu machen."

Frau d'Auban schien ein wenig verletzt; sie erröthete. „Henri, trauest du mir einen so gänzlichen Mangel alles Stolzes zu, daß du denken kannst, ich würde sprechen, wie ich es that, wenn ich nicht unzweifelhaft erkannt hätte, daß unsere Freunde ihr ganzes Herz an diese Heirath setzen? Ich habe von Raoul's Mutter wiederholt Aeußerungen gehört, wie sie in diesen Tagen selten über die Lippen einer französischen Mutter kommen: über ihre Hoffnungen und Befürchtungen für den Liebling ihres Herzens; ich habe daraus entnommen, wie sehr sie Mina's Vorzüge anerkennt und wie es ihr heißer Wunsch ist, daß die Schicksale unserer Kinder verflochten werden möchten. Seit der Nacht, da Osseo starb, spricht sie niemals von unserer Tochter, ohne Thränen in den Augen. Allein es ist keineswegs meine Absicht, dich zu drängen...."

„Genug, Theuerste. Ich bin mehr als befriedigt," unterbrach d'Auban seine Frau; er fühlte, daß er ihr unabsichtlich wehe gethan hatte. Jedes außerhalb der gewöhnlichen Ordnung der Dinge liegende Schicksal, jede Ueberschreitung der allgemeinen Gesetze der Gesellschaft pflegt selbst unter den günstigsten Umständen zu gewissen Zeiten, zuweilen noch, nachdem die Gefühle und Ansichten der Vergangenheit scheinbar längst verwischt sind, eine leichte Erregbarkeit, eine zarte Empfindlichkeit in der Seele zurückzulassen, — gleichsam eine schwache, nur unter einem gewissen Lichte sichtbare Spur dessen, was ehemals gewesen ist.

Ein Gespräch, welches d'Auban an jenem Abende mit dem Baron führte, bewies ihm, wie richtig seine Frau dessen innerstes Gefühl beurtheilt hatte. Der alte Herr war überaus glücklich in dem Gedanken an eine Ver-

bindung mit der Familie, welcher die seinige so viel verdankte, und von Herzen froh, eine alte Schuld der Dankbarkeit abtragen zu können. Beide Hände d'Auban's in den seinigen drückend, sagte er gerührt: „Ich nehme eine neue Schuld auf mich, indem ich das fromme und schöne Kind für meinen Raoul begehre.“ Unter diesen Umständen wäre es unfreundlich und lieblos gewesen, aus falschem Zartgefühl ein so herzlich gemachtes Anerbieten zu verwerfen. Der Baron schien indessen ein wenig überrascht, als d'Auban die Bedingung stellte, die Verlobung solle nur dann stattfinden, wenn sein kleines Mädchen die volle und freie Einwilligung gäbe, und als er beifügte, ihre Mutter habe ihm dieses Versprechen abgenommen.

„Aber,“ meinte der Baron, „es wird gewiß einem so wohlerzogenen und so liebenswürdigen Mädchen wie Fräulein Mina, nicht im Traume einfallen, den Wünschen ihrer Eltern zu widerstehen.“

„Mein bester Freund,“ entgegnete d'Auban, „Mina's Erziehung, obwohl keine schlechte, Gott sei Dank, war in vieler Hinsicht eine eigenthümliche. Die Ereignisse haben mehr als die Erziehung zur Bildung ihres Charakters beigetragen. Mina würde zweifelsohne unsern Befehlen gehorchen; allein meine Frau hat in dieser Hinsicht sehr entschiedene Ansichten. Sie würde niemals ihre Tochter zwingen, irgend einem Manne sich zu vermählen, oder nur deren Hand Jemanden versprechen, den sie nicht aus eigener freier Neigung wählte.“

Der Gedanke, daß junge Mädchen ihre Männer selbst wählen sollten, war dem Baron ganz neu und gar nicht nach seinem Geschmack. Bertha oder Isaura hätten es einmal versuchen sollen, eine eigene Wahl zu treffen!

Und selbst Raoul hatte, als der Baron ihm seine Absicht kund that, um Fräulein d'Auban's Hand zu werben, sich auf's beste gehalten und seine unbedingte Unterwerfung unter die Wünsche seines Großvaters erklärt.

„Ich denke doch, Ihre Tochter wird nichts an dem Chevalier auszusetzen finden? Er hat sich, scheint mir, seit ihrer Ankunft stets liebenswürdig gegen sie benommen?"

„Nach meiner Meinung ist Ihr Enkel mehr als irgend ein Jüngling, den ich bisher gesehen habe, geeignet, eines Mädchens Herz zu erobern," antwortete d'Auban verbindlich, „und ich hoffe, daß mir das Glück zu Theil wird, ihn meinen Sohn zu nennen."

Der folgende Tag sollte der vorletzte des Aufenthaltes der Familie d'Auban auf dem Schlosse de la Croix sein. Am Morgen ließ Frau d'Auban ihre Tochter zu sich rufen. Mina war mit Isaura nach der Bibliothek gegangen, um aus einem Bande Gedichte einige Stellen abzuschreiben, die sie zusammen gelesen hatten. Als sie in das Zimmer trat, fand sie ihre Eltern nebeneinander sitzen.

Sie machten ihr Platz in ihrer Mitte, und d'Auban redete sie an: „Hast du dich hier glücklich gefühlt, mein Kind?"

„Ja; sehr glücklich," antwortete sie. „Jedermann war ausnehmend gütig gegen mich, und ich habe die lieben Leute alle so herzlich gern."

„Sie lieben auch dich alle, Mina. Der Baron hat über dich mit mir gesprochen."

„Ich fürchtete, er zürne mir, weil ich Osseo fortgehen hieß, anstatt die Wachen zu rufen."

„Nun, er scheint dir verziehen zu haben. Er meint, du seiest ein muthiges kleines Mädchen. Es wird dir gewiß leid sein, dich von Bertha und Isaura zu trennen?“

„Gewiß, und von Raoul auch.“

„Ah! er gefällt dir? Das freut mich. Ich habe eine große Vorliebe für Raoul; er ist ein sehr einnehmender junger Mann, und dabei gut und edelmüthig.“

„Er muß wohl gut sein, liebster Vater, denn seine Mutter ist wirklich eine Heilige. Ich freue mich immer, wenn ich sie mit den Armen und Kranken sprechen oder sie deren Wunden verbinden sehe. Ganz abseits im Schlosse ist ein kleines Zimmer, wo Frau Armand jeden Morgen die Armen zu sich kommen läßt. Dann darf ich ihr helfen. Sie spricht nur wenig, aber Worte voll Liebe und Milde.“

„Du würdest also gern eines Tages in Frau Armand's Nähe leben?“

„Ich gäbe alles darum, ihr zu gleichen.“

„Du wirst also gern vernehmen, mein Kind, daß sie dich Tochter nennen möchte?“

„Möchte sie das?“ antwortete Mina unschuldig. „Mir wäre lieb, sie thäte es.“

„Ich wollte damit sagen, daß sie und der Baron wünschen, dich nach Verlauf von einigen Jahren mit Raoul zu verheirathen und dich schon jetzt mit ihm zu verloben.“

Frau d'Auban's Herz klopfte heftig, als ihr Mann so sprach. Mina zog ihren Arm, den sie um den Hals ihrer Mutter geschlungen hatte, zurück und ließ die Hand ihres Vaters los; sie richtete sich grade auf und schlug die Augen nieder, ohne zu antworten; ihre Wangen wurden dunkelroth. Nach einigen Augenblicken brach Frau

d'Auban das Schweigen. „Was denkt meine Mina? Sage uns, theuerstes Kind, willst du versprechen, Raoul zu heirathen?"

„Nein, nein, ich kann nicht versprechen, ihn zu heirathen. O theuerster Vater, theuerste Mutter, verlangt das nicht von mir!"

„Und warum nicht, Mina?" entgegnete d'Auban verdrießlich und betroffen.

„Weil es mich unglücklich machen würde, Papa, weil...."

Ein Strom von Thränen erstickten ihre Worte. Sie weinte, wie es schien, in leidenschaftlichem Schmerze.

„Mein Kind," sagte ihre Mutter bestürzt, „sprich, erkläre uns, was dir fehlt."

„Mama, erinnerst du dich, daß ich dir vor langer Zeit sagte, ich würde niemals einen Weißen heirathen?"

„O Mina, noch diese alte, kindische Geschichte!" rief ihre Mutter; und der Vater versetzte heftig: „Du bist kein Kind mehr, meine Tochter; ich kann diese Vorliebe für die Indianer nicht dulden. Du wirst doch nicht glauben, daß wir jemals einwilligen würden, unsere Tochter einem Rothen zur Frau zu geben?"

„Ich weiß, du würdest es nicht thun, Papa; und ich werde dich auch nie darum bitten. Aber ich will mein Versprechen halten."

„Eines Kindes Versprechen, das dich nicht im geringsten bindet!"

„Wenn ich zu jung bin, mich durch ein Versprechen binden zu können, Mama, so zwinge mich nicht, ein anderes abzulegen. Als wir im Lande der Natschehs waren, sagte ich Ontara, ich könne ihn nicht heirathen; und nach

seiner Taufe in Paris sagte ich ihm dasselbe. Da ihn dies aber schmerzte, versprach ich, gar nicht zu heirathen und immer seine Schwester zu bleiben. Das tröstete ihn ein wenig. Erinnerst du dich, liebe Mutter, daß ich dir in Paris eines Tages erzählte, was Julie d'Orgeville mir von ihrer Cousine Johanna gesagt hatte, welche gezwungen worden war, den alten Grafen d'Hervilliers zum Manne zu nehmen? Damals fragte ich dich, ob du mich wider meinen Willen verheirathen würdest; und du hast mir geantwortet: Niemals. Als du das sagtest, Mama, da standen dir die Thränen in den Augen, ich weiß nicht warum, und du fügtest bei: Nein, mein geliebtes Kind, du sollst nie erfahren, was es heißt, goldene Ketten zu tragen."

„Aber Mina, mein Liebling, du liebst doch Raoul und würdest mit ihm glücklich werden."

Ein düsterer Ausdruck legte sich auf des Mädchens Antlitz; schwere Thränen drängten sich in ihre Augen. Sie seufzte einige Mal tief auf, drückte dann ihr Köpfchen an ihrer Mutter Brust und flüsterte: „Ich könnte nicht glücklich sein, wenn ich mein Versprechen bräche."

Frau d'Auban drückte ihre Lippen zärtlich auf Mina's Stirne und blickte lächelnd ihrem Manne in die Augen. Ihr weibliches Ahnungsvermögen war auf der rechten Spur; sie errieth, was in ihres Kindes Herzen vorging.

„Mina," sagte ihr Vater ernst, „wenn es nur jenes thörichte Versprechen ist, das dein Gemüth beschwert, so wird Ontara dich sicherlich davon entbinden."

Frau d'Auban schüttelte den Kopf.

Mina fuhr in die Höhe: „O Papa, das hieße nicht: es wirklich halten. Wenn du mir befiehlst, es in dieser

Weise zu brechen, so muß ich freilich; allein auch mein Herz wird brechen. Mama, du erinnerst dich wohl noch des Tages, da du Ontara's Hand nahmst und mir auf den Kopf legtest, als Osseo mich von dir hinwegreißen wollte? Damals waren wir freundlos, wir waren Gefangene; und er hatte Verwandte, Freunde und Brüder. Wir waren zum Tode verurtheilt, und er rettete mich. Er rettete den Vater, der unser Aller Retter wurde. Und jetzt hat er nur noch mich, — mich allein, ihn zu lieben.... Ich muß mein Versprechen halten."

Der Oberst hieß Mina sich wieder neben ihn setzen. „Du bist zu jung, um zu verstehen, was du aufgibst, wenn du dabei beharrest, nicht heirathen zu wollen."

Jener überirdische Ausdruck, den die Eltern zuweilen wahrgenommen hatten, strahlte auf dem Gesichte ihres Kindes, als es emporblickte und antwortete: „Ich würde alles aufgeben, um dieses Versprechen zu halten."

„Und wenn, was nie geschehen wird, ich dir gestattete, Ontara zu heirathen, würdest du dann seine Frau werden?"

Mina schloß die Augen und besann sich einen Augenblick, ehe sie antwortete: „Ja." Aber der Ton, mit dem sie dieses sagte, erschütterte ihre Mutter bis in's Innerste; es war eine so eigenthümliche Weise, in der das Kind dies Wort aussprach.

Frau d'Auban machte ihrem Manne ein Zeichen, die Sache nicht weiter zu verfolgen, und beide Eltern sprachen sanft und beruhigend ihrer Tochter zu. Sie versicherten ihr, sie würden ihr das Versprechen, Raoul oder sonst Jemand zu heirathen, nicht abfordern; sie solle noch einige Jahre lang Kind bleiben und in dem Garten ihrer künf-

tigen Wohnung zu St. Denys Blumen pflanzen und säen dürfen.

Mina küßte ihre Eltern und ging geradenweges der Treppe zu, welche nach der Schloßkapelle führte.

In diesem Augenblicke durchschritten mehrere Arme den Hof auf ihrem Wege nach der Stube, wo Frau Armand sie zu empfangen pflegte. Eine Frau schwankte unter der Last eines kranken Kindes und schien nahe daran, es fallen zu lassen. Da kam Raoul mit seinen Hunden durch den Hof, in lustiger Weise pfeifend; er erblickte die Bettlerin, nahm ihr das Kind ab und trug es auf den Armen zu seiner Mutter. Es war eine jener fast unwillkürlichen Handlungen, welche den Grundton der Gefühle eines Menschen verrathen. Sogleich verschwand er wieder, ließ aber zuvor noch ein Almosen in die Hand der Frau gleiten. Als er am Fuße der Stiege vorbeiging, schien er über der Erde dahin zu schweben; sein schönes Gesicht strahlte vor Freude und einzelne Worte eines alten französischen Liedes quollen ihm von den Lippen. Er wußte nicht, daß Mina Zeuge dieses kleinen Auftrittes gewesen war. Sie ging in die Kirche und betete lange.

Von der heiligen Catharina von Siena wird erzählt, sie habe in einem ihrer Gesichte zu wählen gehabt zwischen einem Blumenkranze und einer Dornenkrone; ihre Wahl sei auf letztere gefallen, weil sie jener geglichen, welche unser Heiland getragen hat. Waren zwei solcher Bilder auch an Mina's Geist vorübergezogen, und hatte sie eine ähnliche Wahl getroffen?

Neuntes Capitel.

Eine andere Heimath.

Es war nicht leicht gewesen, den Baron de la Croix von seinem Lieblingsgedanken, Raoul mit Mina zu verloben, abzubringen. Frau d'Auban hatte indessen die Gründe der Weigerung ihrer Tochter der Mutter Raoul's anvertraut und die Hoffnung ausgesprochen, Mina's Entschluß, aus Treue gegen ihr Versprechen und aus Liebe zu ihrem Befreier unvermählt zu bleiben, werde von der Zeit allmälig überwunden werden. Mina's Eltern und Frau Armand wußten demgemäß dem Baron de la Croix begreiflich zu machen, die Verlobung müsse einstweilen verschoben und die Brautringe, welche er von Moulins hatte kommen lassen, müßten noch bei Seite gelegt werden.

D'Auban überredete ihn, daß es überhaupt besser sei, wenn die jungen Leute frei blieben, bis sie nach zwei oder drei Jahren sich wiedersähen und über ihre eigenen Gefühle sich klarer geworden wären.

„In meiner Jugend habe ich niemals von Gefühlen gehört!“ rief der Baron. „Der Wille meines Vaters war das einzige Gefühl, von welchem die Rede war, als ich Frau de la Croix heirathete; und keine Ehe ist jemals glücklicher ausgefallen, als die unserige. Aber nach Ablauf von drei Jahren werde ich Raoul zu Ihnen schicken, wo Sie auch sein mögen, am Nordpol oder am Südpol — und er wird die Hand Ihrer kleinen, schönen, heldenmüthigen Tochter begehren! Und wie ich hoffe, wird sie mittlerweile nichts von eigenen Gefühlen bei sich entdeckt haben. Gefühle!

Meiner Treu, lieber d'Auban, Sie haben seltsame Ansichten angenommen während Ihres Aufenthaltes in der neuen Welt!"

„Oder vielmehr während meiner Abwesenheit von der alten Welt, mein lieber Baron. Es ist wunderbar, wie in der Entfernung unsere Ansichten über gewisse Dinge sich ändern. Es erfordert Zeit, wieder auf den Standpunkt der europäischen Civilisation zurückzukehren."

„Ihre Tochter findet Raoul liebenswürdig, hoffe ich?"

„In der That, das findet sie; aber wirklich, mein bester Freund, sie ist noch zu sehr Kind, um die Ehre vollständig zu würdigen, welche Sie ihr anthun."

„Aber warum muß sie denn so groß sein? Das täuscht Jedermann."

„Ach! Sie hat so viel gesehen und erlebt, ihr Gefühl ist den Jahren voraus."

„Wieder Gefühle! Das viele Fühlen und Denken wird die jetzige Generation zu Grunde richten."

In gewisser Hinsicht lag etwas Wahres in dieser Bemerkung des Barons. Voltaire's Philosophie und Rousseau's Gefühlstheorie haben das Glück und die Tugend des französischen Volkes untergraben. Geist und Gemüth sind mächtige Sachwalter, wenn sie für den Unglauben und das Laster in die Schranken treten. Man erzählt, daß ein alter Emigrant zu Frau de Coigny, einer der gescheidtesten Frauen im Anfange dieses Jahrhunderts, gesagt habe: „Gnädige Frau, die Leute von Geist haben Frankreich zu Grunde gerichtet." Und sie habe geantwortet: „Aber, mein Herr, warum haben Sie es denn nicht gerettet?" Der alte Herr hatte nicht so ganz Unrecht, obwohl die Versuchung nahe lag, ihm zu antworten, wie sie es that.

Die Gefühle der kleinen Mina hatten jedoch nichts gemein mit den Theorieen Rousseau's, noch waren die Ansichten ihres Vaters nach der Philosophie der Schule Voltaire's gemodelt. Auch war der alte Baron de la Croix ganz zufrieden damit, daß sie ein bescheidenes und harmloses Kind und sein alter Freund ein so entschiedener Katholik war, wie irgend Einer. Aber Vater und Tochter hatten in ihrem Wesen etwas, das der alte Landedelmann nicht verstand, etwas, das zu hoch war für seinen Begriff von Recht und Unrecht. Es ist merkwürdig, wie mißtrauisch die Menschen sind in Bezug auf das, was über ihren eigenen Gesichtskreis hinausliegt, und zwar oft mehr als bezüglich dessen, was unter ihrem Standpunkt sich bewegt.

Raoul war ärgerlich und traurig zugleich, als ihm seine Mutter sagte, Mina wolle sich nicht mit ihm verloben. Er machte einen langen Spaziergang für sich allein und sprach den ganzen Abend nicht mit ihr. Allein bevor Mina abreiste, versöhnte er sich wieder mit ihr. Am letzten Tage ritt sie den schwarzbraunen Pony noch einmal, und öfters sah er ihre dunkelblauen Augen sich mit Thränen füllen, während Bertha und Isaura liebevolle Worte an sie richteten. Als Raoul sie im Schloßhofe vom Pferde hob, flüsterte er ihr zu: „Sie bedauern es nicht, sich von mir zu trennen, Mina; es liegt ihnen nur an meinen Schwestern!" Da erröthete das junge Mädchen über und über und antwortete leise: „Auch an Ihnen liegt mir etwas, Raoul, es ist nur...."

„Was nur?" fragte er, indem Beide neben dem Pony standen und ihn streichelten.

Sie gab keine Antwort; ihr Herz war so voll, daß sie fürchtete, in Thränen auszubrechen.

„Nur lieben Sie einen Wilden mehr als mich! O Mina, das kann ich Ihnen nicht verzeihen.“

„Das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte sie, ihr Gesicht in der Mähne des Pony's verbergend.

„Ich weiß alles,“ schrie er, mit dem Fuße stampfend. „Ich habe es gleich errathen. Ich hätte Lust, ihn zu fordern.“

„O Raoul,“ sagte sie, ihre thränenvollen Augen zu den seinigen erhebend, „wer ist in diesem Augenblicke der Wilde?“

„Ich kann nun einmal nicht ertragen, daß Sie ihn lieber haben als mich.“

„Es gibt verschiedene Arten von Liebe. Sie haben mir das Leben nie gerettet; Sie haben mich nicht an Schwesterstatt angenommen; Sie stehen nicht allein in der Welt; Sie besitzen alles, um glücklich zu sein — und er hat nichts.“

„Wenn er Ihre Liebe besitzt, Mina, so hat er alles, was ich zu haben wünsche. Sie sagen jedoch, Sie hätten eine Art von Liebe für mich. Was für eine Liebe ist das?“

„Ich weiß es nicht. Für ihn würde ich gern sterben, wenn es ihn glücklich machte.“

„Mit mir aber wollen Sie gern Ihr Leben zubringen — meine Frau werden?“

„Nein; Niemand wird mich zur Frau haben.“

„Das glaube ich nicht, Mina. Wollen Sie mir Eines versprechen? Wollen Sie geloben, keinen Andern zu heirathen, bis ich nach drei Jahren komme, und Sie auf der Insel Bourbon besuche?“

„Ich gebe nicht gern ein neues Versprechen,“ antwortete

Mina traurig. „Es ist wohl nichts Gutes, ein Versprechen zu geben. Sie wissen, Raoul, man muß es halten. Aber ich bin überzeugt, daß ich nicht heirathe, bevor Sie kommen.“

Dies sagte sie in einem Tone, der einer Zusage sehr nahe kam. So meinte Raoul wenigstens, und sagte dies seiner Mutter. Nachdem Mina fort war, dachte er stets an Mina's Worte und an den Blick, mit dem sie dieselben begleitet hatte. Oft streichelte er den dunkelbraunen Pony und fütterte ihn aus der Hand; und seine Schwestern lächelten, wenn sie sahen, wie sehr er an dem Thiere hing. Als eines Tages Isaura in sein Zimmer schaute, sah sie auf seinem Tische das alte Romanzenbuch liegen, aus dem er dem Mädchen in der Bibliothek vorzulesen pflegte, und das Leben von Pater Claver, das Mina mitzunehmen vergessen hatte.

Mina war sehr bekümmert, als sie es vermißte. Es war das Buch, welches sie mit Ontara zu Ende lesen sollte, wenn sie wieder beisammen wären — und nun hatte sie es im Schlosse zurückgelassen. Hatte sie noch etwas anderes dort gelassen? Nicht, daß sie wußte; aber ihre Mutter meinte es zuweilen.

Mehrere Monate waren verstrichen, da näherte sich ein Schiff der Insel Bourbon. Die Reisenden standen auf dem Verdeck und betrachteten die Küste, welche jeden Augenblick kenntlicher wurde. Das Fahrzeug hatte eine lange und mühevolle Reise bestanden; drei Wochen lang war es von einer Windstille aufgehalten worden. Frau d'Auban gedachte ihrer Reise nach America mit den deutschen Auswanderern, während welcher die Verzweiflung den

Gipfelpunkt erreicht hatte. Jetzt fand sie in ihrem Herzen keine Ursache zur Klage über die tiefe Stille, welche auf dem Meere herrschte, über die windlosen Tage und schwülen Nächte. Der Gedanke an die Zukunft erfüllte sie und ihren Mann mit Angst; ohne zu wissen warum, bangte ihr vor der Ankunft in Bourbon. Sie hatte eine Ahnung, — es war d'Auban nie gelungen, ihr den Glauben daran auszureden — daß ein Wendepunkt in ihrem Schicksale bevorstehe, und ungeachtet aller Beschwerden der Reise fürchtete sie fast, das Ziel derselben zu erreichen. Die Ufer der schönen Insel, ihre lieblichen, reich bewaldeten Hügel mit ihrem großartigen Bergeshintergrunde erhoben sich vor ihren Augen, als sie mit Sonnenaufgang das Verdeck bestieg. Man zeigte den Reisenden die Orte am Ufer wie sie nacheinander auftauchten: Saint-André, Sainte-Suzanne und den glänzenden kleinen Fluß St. Jean, und St. Denys, die Stadt, bei der sie landen sollten. Als sie näher kamen, konnten sie die Neger erkennen, die auf den Feldern arbeiteten, und die Häuser der Pflanzer. Alle Leute waren in Weiß gekleidet und trugen Strohhüte.

„O Mama," rief Mina, „sieh dort die Pflanzung; und was für ein niedliches Wohnhaus! Und diese Palmbäume und diese Fichten und diese Oleander und Orangenbäume, und die schwarzen Weiber, welche die Blüthen abpflücken. Ist dies Land nicht wunderschön? Sieht es nicht beinahe aus wie Louisiana?"

Das Fahrzeug lief in den Hafen ein. Eine Menge von Menschen sammelte sich am Landungsplatze, um der Ausschiffung der zahlreichen Reisenden beizuwohnen. Ein Regierungsbeamter kam an Bord und verlangte die Pässe zu sehen. Sie wurden ihm ausgehändigt, und

während er die einzelnen Namen las, blickte er auch zugleich die Leute aufmerksam an, welche die Pässe überreichten. Als der Paß des Obersten an die Reihe kam, schaute der Beamte rasch auf und flüsterte dann einem der Männer zu, welche ihn begleiteten: „Dies sind die Leute, welche der Gouverneur erwartet. Er muß sofort von deren Ankunft unterrichtet werden. Schicken Sie diesen Paß unverzüglich nach dem Regierungsgebäude.“

Frau d'Auban hörte die letzten Worte und wurde todtenbleich. Sie war genöthigt, ihres Mannes Arm zu ergreifen, um sich aufrecht zu halten. Ihr erster Gedanke war, daß ein anderes französisches Schiff schon vor dem ihrigen angekommen sein und den Befehl zu ihrer Verhaftung überbracht haben werde. Einen solchen Schlag glaubte sie nicht ertragen zu können. D'Auban fing wieder an, leidend auszusehen, und sie hatte auf den Einfluß eines warmen Clima's und einer geregelten Lebensweise all ihre Hoffnung gesetzt. Die Furcht vor neuen Schwierigkeiten und Leiden schien sie gänzlich niederzuwerfen.

„Es wäre doch hart,“ dachte sie, „wenn uns nicht gestattet würde, auf diesem entlegenen Eiland in Zurückgezogenheit zu leben.“

Matt und erschöpft, wie sie war, konnte sie sich nicht enthalten, trotz der Umstehenden, bitterlich zu weinen. Es waren Thränen, wie sie durch Ermüdung mehr als durch Gram hervorgerufen werden; kommt noch ein Kummer dazu, so vermag man sie weder zu unterdrücken noch zu stillen. Ihr Mann, der die Ursache ihrer Betrübniß nicht kannte, eilte, an's Ufer zu kommen. Obgleich der Paß nicht zurückgegeben worden war, widersetzte sich Niemand ihrer Landung. Der Oberst ließ Frau d'Auban und Mina

in einer Sänfte nach dem Hause des Herrn Thirlemont bringen, an welchen sie durch einen Pariser Freund empfohlen waren, und welcher mit der bekannten Gastfreundschaft der Creolen von Bourbon die neuen Ankömmlinge eingeladen hatte, bei ihm Wohnung zu nehmen. Er war einer der reichsten Grundbesitzer der Insel, und besaß auf seiner außerhalb der Stadt gelegenen Pflanzung ein palastähnliches Haus. Als die Sänfte, getragen von vier Negern, vor dem Eingangsthore anhielt, trat der Hausherr mit seiner Frau heraus, um die Ankömmlinge zu begrüßen. Kaum war Frau Thirlemont derselben ansichtig, als sie ausrief; „Es ist Frau d'Auban; ich sagte ja, daß sie es sein müsse!" und zu ihrem Erstaunen sah Frau d'Auban sich von der Dame umfangen und an die Brust gedrückt.

Im ersten Augenblick erkannte weder Mina noch ihre Mutter die Dame, aber nach einer Minute brachen beide beinahe zu gleicher Zeit in den Ausruf aus: „Frau Lenoir!"

„Ja, doch nicht mehr Frau Lenoir," antwortete ihre Wirthin, indem sie die Ankömmlinge durch die Halle nach dem Wohnzimmer führte. „Ein einsames Leben sagte mir durchaus nicht zu. Herr Thirlemont kam bald nach unserer Befreiung aus den Händen jener abscheulichen Wilden in Geschäften nach Neu-Orleans. Fürwahr, wir können Herrn d'Auban für seine heldenmüthige Befreiung nie dankbar genug sein," fuhr sie mit einer Verbeugung gegen den Obersten fort. „Ach, meine reizende Mina, ich hoffe, Sie haben mittlerweile in Paris Ihre Vorliebe für diese bösen Menschen überwunden, welche uns beinahe ermordet hätten. Aber, was ich Ihnen sagen wollte, Herr Thirlemont bot mir seine Hand an, und ich habe

wirklich keinen Grund, zu bereuen, daß ich zusagte. Natürlich that ich es nur nach langem Zaudern, in Anbetracht alles dessen, was ich in Folge meiner ersten Verheirathung durchgemacht hatte. Nicht, als wollte ich damit sagen, es sei Herrn Lenoir's Schuld gewesen. Der arme Mann! Ach, Frau d'Auban, als wir damals über unsere beiderseitigen Leiden sprachen, da war ich die beklagenswertheste von uns Beiden. Die Vorsehung hatte mir indessen eine beglückende Entschädigung vorbehalten!" Dies sagte sie mit einem süßen Lächeln und einem Seitenblick auf Herrn Thirlemont, dessen fröhliches Gesicht und lautes, heiteres Lachen wirklich berechnet schien, einen Gegensatz zu den düstern Erlebnissen seiner Frau zu bilden.

Als die Unterhaltung eine Zeit lang gedauert hatte und Frau Thirlemont eben ihre Gäste in deren Zimmer führen wollte, überbrachte ein Diener seinem Herrn einen Brief. Thirlemont las denselben eilig und legte ihn sodann in die Hand seiner Frau. Urplötzlich umwölkte sich ihr Gesicht, und ihr Benehmen gegen die Gäste wurde kalt und würdevoll. Der Brief war von dem Gouverneur und sein Inhalt im höchsten Grade seltsam. Der Zweck desselben war nicht zu ergründen. „Seine Excellenz ersucht Herrn Thirlemont, in dessen Hause, so viel er weiß, Oberst und Frau d'Auban sich befinden, dieselben um keinen Preis fortgehen zu lassen, bevor er selbst sie gesehen haben wird." Sobald er ein augenblickliches dringendes Geschäft abgemacht habe, setzte er hinzu, würde er selber kommen, da er Herrn Thirlemont's Gäste persönlich zu sprechen wünsche.

Der Ueberbringer dieses Schreibens wurde von Frau Thirlemont, welche sofort hinausging, um mit ihm zu

sprechen, scharf in's Verhör genommen. „Der Gouverneur schien sehr aufgeregt," sagte der Diener, „als er von Oberst d'Auban's Ankunft hörte, und gab sogleich Befehl, nachzufragen, wohin er sich begeben habe." Dem Diener war aufgetragen worden, den Brief Seiner Excellenz ohne Verzug zu befördern.

Frau Thirlemont überlegte sich die Sache. Es schien ihr klar, daß dieser Vorfall sowohl Klugheit als Entschlossenheit erfordere. Sie ging hastig nach dem Empfangzimmer zurück und erneuerte ihr Anerbieten, Frau d'Auban nach dem für sie hergerichteten Zimmer zu begleiten. Mit einem kühnen Druck, der nöthigenfalls sich als ein Zufall erklären ließ, verschloß sie die Thüre und nahm den Schlüssel mit sich fort. Eiligst stürzte sie nach dem Zimmer, in welches ihr Mann so eben Herrn d'Auban geführt hatte, und brachte dort dieselbe Vorsichtsmaßregel in Anwendung.

„Was machst du?" fragte überrascht ihr Mann, der noch auf dem Gange stand.

Die Dame legte ihren Finger auf die Lippen und zog ihren Gemahl in eine kleine Stube im Erdgeschoß, die als Wohnzimmer diente. Sie war im Begriff, auch dort die Thüre zu verschließen; aber ihr Mann widersetzte sich. „Hast du den Verstand verloren?" fragte er.

Sie legte abermals ihren Finger auf die Lippen und antwortete mit einem bedeutungsvollen Flüstern: „Mein Herr, es ist jetzt nicht die Zeit zu unerheblichen und, ich möchte fast sagen, ungeeigneten Ausrufungen, denn eine große, eine furchtbare Verantwortung lastet auf uns. Wenn ich fähig wäre, den Verstand zu verlieren, so müßte das geschehen sein, als Herr Lenoir niedergemetzelt wurde, oder in jener Nacht, als ich nahe daran

war, eine Martyrin werden." Frau Thirlemont verstand unter Martertthum einen qualvollen Tod, nach welchem man selbstverständlich geradenwegs in den Himmel auffahre, was sie für eine Art von trauriger Nothwendigkeit hielt, welche jedem Menschen schließlich bevorstehe. „Da ich damals nicht wahnsinnig wurde, werde ich es jetzt auch nicht sein, obgleich die Umstände, in denen wir uns befinden, Einen vernunftgemäß wahnsinnig machen müßten."

„Bitte, bitte, Frau Lenoir, werden Sie nicht wahnsinnig; dies würde die Sache nur verschlimmern, wie immer sie sein mag. Aber...."

„Kein »aber«, Herr Thirlemont! Sehen Sie der Sache auf den Grund; sie erheischt Ihre ganze Aufmerksamkeit. Diese Leute waren in Louisiana zur Zeit der Erhebung der Natschehs. Herr d'Auban führte die Krieger an, welche mich und viele Andere aus den Händen der Wilden befreiten. In Neu-Orleans sah ich ihn und seine Frau wieder."

„Schon gut; aber was soll das alles?"

„Ei, vortrefflich, Herr Thirlemont: wenn Sie so sprechen, — wenn ich für eine Närrin gehalten werde, — wenn alles, was ich sage, lächerlich gefunden wird, so bin ich zu Ende. Herr Lenoir hätte nicht in dieser Weise gehandelt; er vertraute meinem Urtheil, er that nie etwas, ohne mich um Rath zu fragen...."

„Und wurde zuletzt ermordet, der arme Mann!" fiel Herr Thirlemont ihr unbehutsamer Weise in die Rede.

Nun hatte die Dame einen guten Grund zum Angriffe, einen passenden Vorwand, sich als beleidigte Frau darzustellen: er beschuldigte sie gewissermaßen, mit den Mördern ihres Gemahls im Einverständniß gewesen zu sein,

oder ihm doch die Handlungsweise angerathen zu haben, welche zu seinem Ende führte. Vorerst war wenig Aussicht, daß Herr und Frau d'Auban aus ihrer Gefangenschaft erlöst würden, oder Herr Thirlemont von diesem ehelichen Zwiegespräch; denn ein Schwall von rührenden, leidenschaftlichen, aber durchaus sinnlosen Worten strömte von den Lippen seiner Frau. Endlich stockte ihrer Rede Fluß, und als sie innehielt, um Athem zu schöpfen, fragte er nochmals, aber jede beleidigende Andeutung sorgfältigst vermeidend, inwiefern das die Gäste verdächtig machen könne, daß sie zur Zeit des Aufstandes in Louisiana gewesen wären und mit vielen Andern und Frau Thirlemont selbst die Leiden der Colonisten getheilt hätten. Hierauf erzählte sie dann, eines Tage habe Jemand in Neu-Orleans ihr gesagt, daß sonderbare Geschichten über Frau d'Auban im Umlauf seien; Einzelheiten waren aber gar nicht angegeben worden.

Es war eine von jenen hingeworfenen Bemerkungen gewesen, welche oft viel Unheil anrichten, gleich dem vom Winde aufgewirbelten Samen, der das wuchernde Unkraut weit umher verbreitet. Eine sonderbare Geschichte über eine Person, von welcher der Erzähler selbst nicht viel weiß, hat oft mehr Schaden angerichtet, als eine entschiedene Verleumdung. Auf eine directe Anklage können unsere Freunde erwidern. Wer aber könnte behaupten, daß in seinem eigenen oder in dem Leben Anderer keine sonderbaren Geschichten vorkommen?

„Aber warum hast du sie denn eingesperrt?“ beharrte Herr Thirlemont. „Was immer für Geschichten über sie oder gegen sie ausgesprengt worden sein mögen, so kann ich doch nicht einsehen, was das nützen soll.“

„Nicht einsehen, was das nützen soll? Nun, befiehlt dir denn der Gouverneur nicht, sie nicht ausgehen zu lassen, bevor er kommt?“

„Aber er kann nicht meinen, wir sollten sie zu Gefangenen machen. Er würde sie haben verhaften lassen, wenn dies seine Absicht gewesen wäre. Um des Himmels willen, gehe und schließe die Thüren auf, bevor er kommt. Wahrhaftig, ich höre den Schall von Pferdehufen in der Allee! Gib mir die Schlüssel und gehe Seiner Excellenz entgegen.“

Frau Thirlemont eilte nach der Halle und empfing mit nicht geringer Bestürzung den General-Gouverneur der Insel Bourbon, der sie nie zuvor mit einem Besuche beehrt hatte. Sie verbeugte sich tief, und begann damit, zu versichern, die Fremden befänden sich nur durch einen reinen Zufall in ihrem Hause; seit dem ersten Augenblick ihrer Anwesenheit habe sie den Verdacht geschöpft, es müsse etwas gegen sie vorliegen, und es sei ganz gegen ihren Willen geschehen, daß Herr Thirlemont ihnen seine Gastfreundschaft angeboten habe. Allein die Männer wollen ihren eigenen Willen haben....

Herr de la Bourdonnais wartete geduldig, bis die Ebbe dieser Selbstvertheidigungsfluth eintreten würde, während ein leichtes Lächeln des Spottes über seine Lippen spielte. Dann bat er, ihm eine Stube anzuweisen, wo er mit Herrn und Frau d'Auban eine Unterredung haben könne. Es wurde ihm demnach das Empfangzimmer geöffnet, wohin Herr Thirlemont seine Gäste, welche von ihrer zeitweiligen Gefangenschaft nicht das mindeste bemerkt hatten, mit aller Höflichkeit bereits geführt hatte. Frau d'Auban

erzitterte vom Kopf bis zu den Füßen, als sie hörte, der Gouverneur wünsche sie und ihren Mann zu sprechen. Die ehrerbietige Weise, in welcher er ihnen entgegentrat, diente nur dazu, ihre Besorgnisse zu erhöhen. Im Herzen ihres Mannes erwachte ein Gefühl der Entrüstung; wilde Gedanken jagten ihm durch den Sinn über die Tyrannei der Könige und das eiserne Joch des Despotismus. Beide erriethen sofort, daß sie genau gekannt seien und daß ein Wendepunkt in ihrem Geschick bevorstehe; sie bewahrten indessen ihre Selbstbeherrschung und nahmen die Bewillkommnung des Gouverneurs mit Artigkeit entgegen. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen und Erkundigungen über ihre Gesundheit, die Dauer der Reise und den Eindruck, den der Anblick der Insel auf sie gemacht habe, sagte der Gouverneur, das zuletzt von Frankreich hier eingetroffene Schiff habe den Befehl Seiner Majestät überbracht, — Frau d'Auban wurde sehr blaß bei diesen Worten — den Obersten d'Auban zum Vice-Gouverneur der Insel zu ernennen und ihm zugleich die Oberaufsicht über alle auf den Staatsgütern auszuführenden Unternehmungen zu übertragen. Der König habe dann ferner befohlen, die Ansiedelung von Saint-André, einen der gesundesten und schönsten Wohnsitze in der Umgegend von St. Denys, Frau d'Auban zur Verfügung zu stellen. — „Der angenehmste Aufenthalt," fügte Herr de la Bourdonnais mit leiser Stimme bei, „den die Insel einer Dame von hohem Range nur bieten kann."

Eine hohe Röthe überflog Frau d'Auban's Gesicht und verschwand sogleich wieder. Sie blickte ihren Mann an, und ihre Augen begegneten sich. „Der König ist sehr gnädig," sagte sie mit versagender Stimme. Dann ver-

barg sie ihr Gesicht in beiden Händen, da ihre Thränen unaufhaltsam hervorbrachen.

Mit dem Zartgefühl, das eine gute Erziehung gibt, zog Herr de la Bourdonnais den Obersten nach einer andern Seite des Zimmers und gab ihm einige Andeutungen über sein neues Amt, dessen Einkünfte auf Befehl Seiner Majestät verdoppelt worden waren. Bald darauf nahm er Abschied von d'Auban und seiner Frau mit einer Höflichkeit und Freundlichkeit, welche fortan sein Benehmen gegen sie stets kennzeichnete. Er verbeugte sich freundlich gegen Frau Thirlemont, als er im Vorplatz an ihr vorüberging, und empfahl ihr, unverzüglich mit ihrem Gemahl den neuen Vice-Gouverneur der Insel, welchem sie in so zuvorkommender Weise ihre Gastfreundschaft erwiesen, zu beglückwünschen. Dies sagte er mit einem Anflug echt französischer Bosheit, welche von der Bosheit anderer Nationen himmelweit verschieden ist. In den Gefühlen der armen Hausfrau trat ein eben so mächtiger, wenn auch minder ergreifender Umschwung ein, als ihre Gäste vor einem Augenblick erfahren hatten, da ihnen die Anzeige eines so unerwarteten Glückswechsels gemacht worden war. Sie war wie versteinert vor Bestürzung. Sie rief sich jedes Wort, das sie an die neuen Würdenträger gerichtet hatte, in's Gedächtniß zurück, jede Höflichkeit, die sie versäumt oder denselben erwiesen hatte. Sie durchlebte in Gedanken selbst die längst vergangenen Tage des Aufenthalts bei den Natschehs und vergegenwärtigte sich jene Nacht, da sie und Frau d'Auban nebeneinander den Tod erwarteten. Sie freute sich sehr über deren Glück, und als bei ihrem Eintritt in das Zimmer die blasse, sanfte Frau, welche so viel gelitten hatte, ihr entgegenkam mit Thränen in den Augen

aber einem Lächeln auf den Lippen, da trug Frau Thirlemont's Herzensgüte über ihre Verlegenheit den Sieg davon, und auch sie weinte vor Freude über das Glück ihrer Gäste. Denn die Frau des Vice-Gouverneurs von Bourbon, im Genuß eines bedeutenden Einkommens und im Besitze des schönsten Hauses auf der Insel zu sein, das war ein Glück, welches sie zu fassen und mitzufühlen vermochte. Sie wußte nichts von der Erleichterung, dem Frieden, dem Bewußtsein der Erlösung aus fortwährender Unruhe und jahrelangen Sorgen, welche das Herz der Frau durchwogten, die an ihrer Seite saß und deren Hand sie in der ihrigen hielt. Sie nahm Antheil an dem außerordentlichen Glücke, welches Frau d'Auban zu Theil geworden war, und wunderte sich nicht im geringsten über eine Aufregung, von deren innerstem Grunde sie keine Ahnung hatte, und die ihr im Verhältniß zu der Veranlassung gar nicht übermäßig erschien. Sie würde ihrerseits in größere Aufregung gerathen sein, wenn der König Herrn Thirlemont zum Vice-Gouverneur der Insel ernannt hätte. Im Ganzen, meinte sie, nähme Frau d'Auban dieses Ereigniß doch sehr gleichmüthig auf.

Frau d'Auban war ruhig in dem Gleichmuthe derjenigen, welche lange mit den stürmenden Wellen gekämpft und ein sicheres Ufer erreicht haben; ihr Gleichmuth war der eines Herzens, das den Frieden gefunden hat. Sie war ruhig, wie Jene, denen eine große Sorge abgenommen worden, denen hoher Segen beschieden ist. Sie konnte nunmehr im Frieden aufstehen und sich niederlegen; ihr Mann war jetzt ihr eigen. Die Furcht vor einer Trennung stand ihr nicht mehr vor der Seele. Seiner Thatkraft öffnete sich wiederum ein bedeutender und nützlicher Wirkungskreis.

Das ihr angewiesene Haus übertraf alle ihre Erwartungen. Die Nähe des Meeres, das wußte sie, war für d'Auban ein großer Genuß; gleich einem Freunde aus der Kindheit konnte es seine sinkenden Jahre erheitern. Waren die Bäume um Saint-André auch nicht so hoch wie die der Urwälder Nordamerica's, und blühten die Blumen nicht so reichlich in den Gärten daselbst, wie in den unangebauten Fluren von Louisiana, so war doch über ihren neuen Wohnsitz eine Fülle von Naturschönheiten ausgegossen, und ihre Stellung auf der Insel bot mehr Ruhe und Sicherheit, gab dem Ganzen mehr den Anstrich einer wirklichen Heimath, als die vormals so sehr geliebte, aus Holz gezimmerte Behausung in der Wildniß gehabt hatte.

Bevor der Gouverneur sich entfernte, hatte er ein versiegeltes Päckchen in Frau d'Auban's Hand gelegt; es enthielt Briefe, welche den Wechsel in ihren Verhältnissen erklärten. Darunter war ein langes Schreiben des Grafen von Sachsen. Er schilderte in demselben sein Erstaunen über ihre Abreise, welche dem Könige anzuzeigen er wirklich Scheu getragen hätte. Wichtige politische Ereignisse wären glücklicherweise eingetreten und hätten die Aufmerksamkeit Seiner Majestät in eine andere Richtung gelenkt; mehrere Tage seien vergangen, ohne daß Nachfragen über die Prinzessin und die Unterredung des Grafen mit ihr geschehen wären. Inzwischen sei die Antwort der Erzherzogin Maria Theresia auf den Brief des Königs angekommen.

In höflichen Redensarten war darin die Dankbarkeit, Ihrer Kaiserlichen Hoheit für die Mittheilungen des Königs über eine Sache von so hohem Interesse ausgedrückt. Ihre erlauchte Anverwandte, schrieb sie, dürfte ihrerseits des freundlichsten Empfanges gewärtig sein; jede dem Range

derselben schuldige Rücksicht und Aufmerksamkeit würde der Schwester der hochseligen Kaiserin von Oesterreich, ihrer Mutter, zu Theil werden. Das großmüthige Anerbieten Seiner Majestät bezüglich des Herrn, welchen die Prinzessin Charlotte in America geheirathet habe, und des daselbst geborenen Kindes würde ohne Zweifel von allen Seiten mit dem größten Danke angenommen werden. Es wäre selbstredend unmöglich, wie Seine Majestät ganz richtig bemerke, daß die Prinzessin, wenn sie in die ihr gebührende Stellung wieder eingesetzt und von der Erzherzogin Maria Theresia als Tante aufgenommen würde, besagte Persönlichkeit ferner als Gemahl anerkennen könne. Die Erzherzogin sei indessen überzeugt, daß man in eine unter den obwaltenden Umständen unvermeidliche und durch die Huld Seiner Majestät gegen alle Betheiligten so sehr erleichterte Trennung ohne Schwierigkeit einwilligen werde.

„Nach Empfang dieses Briefes ließ der König mich unverzüglich rufen," schrieb der Graf. „Er hielt ihn in der Hand, und nachdem er ihn vorgelesen hatte, sagte er: »Sie müssen sogleich diese wichtige Nachricht der Prinzessin Charlotte von Braunschweig mittheilen und mit ihr über die Zeit und Weise berathen, in welcher sie wünscht von dem Vorschlage ihrer kaiserlichen Nichte Gebrauch zu machen. Ueber Oberst d'Auban's Charakter und Fähigkeiten sind günstige Berichte eingelaufen, und Ich werde für ihn sorgen. Es ist gut, daß die Prinzessin wenigstens keinen Abenteuerer geheirathet hat.« Ich fühlte mich verpflichtet, Seine Majestät sogleich von dem wahren Sachverhalt zu unterrichten. Sire, sagte ich, Frauen waren jederzeit unberechenbare Geschöpfe; sie handeln und fühlen niemals so, wie man es erwarten sollte. Was werden Euere Majestät

sagen, wenn ich berichten muß, daß die Prinzessin Charlotte sich von ihrem Gemahl hat entführen lassen? Der König fuhr auf: »Wann?« Vor ein paar Tagen, Sire. »Warum zeigten Sie mir das nicht sofort an, Graf?« Ich erfuhr es selbst erst nach der Abreise der Prinzessin, Majestät; und seitdem bin ich bemüht gewesen, auszukundschaften, wohin das vermählte Liebespaar geflohen ist. »Und ist es Ihnen gelungen?« Sire, sie sind nach der Insel Bourbon abgesegelt. »Welch eine außerordentliche Verblendung!« sagte der König. Eigenthümlich fürwahr, antwortete ich mit einem Seufzer. Aber mit einer Frau, die ihren Gemahl liebt, läßt sich nichts ausrichten. Der König lachte und versetzte: »Die Königin wäre im Stande, sie zu bewundern. Aber was können wir für sie thun, Graf?« Sie ihrem Schicksal überlassen, Majestät; eigensinnige Leute verdienen zu leiden. »Leiden!« wiederholte der König. »Sie werden doch nicht sagen wollen, daß die Prinzessin ohne Vermögen ist?« Ich antwortete nicht; und nach einem augenblicklichen Nachsinnen fuhr seine Majestät fort: »Ich werde Cardinal Fleury veranlassen, an Herrn de la Bourdonnais zu schreiben und ihm die Weisung zu geben, Frau d'Auban mit der höchsten Verehrung zu begegnen und ihren Gemahl in das Amt des Vice-Gouverneurs der Insel einzusetzen, das seit Herrn d'Eperville's Tod zufällig erledigt ist. Wird das genügen, Graf von Sachsen?« Ich küßte die Hand Seiner Majestät mit wärmerer Dankbarkeit, hohe Frau, wie damals, als der König mir den nächsten Marschallsstab versprach. »Und ich denke,« sagte der König, »wir müssen die Erzherzogin Maria Theresia davon in Kenntniß setzen, daß ihre kaiserliche Tante geflohen ist und uns Alle im Stiche gelassen hat.

Auf mein Wort, Graf von Sachsen, dies gefällt mir an ihr. Allein ich möchte doch diese blauen Augen gesehen haben, von denen ich so viel reden hörte.« Prinzessin, ich habe nur wenige Worte beizufügen. Im Auftrage Seiner Majestät unterrichtete ich Euerer Kaiserlichen Hoheit Bruder und die andern Mitglieder Ihrer Familie von den außerordentlichen Begebenheiten Ihres Lebens, von dem Entschlusse, den Ew. Kaiserliche Hoheit gefaßt haben, und Ihrer jüngsten Abreise aus Frankreich. Sämmtliche höchsten Herrschaften gaben in Erwiderung meiner Mittheilungen ihre Billigung des von Euerer Kaiserlichen Hoheit eingeschlagenen Verfahrens übereinstimmend zu erkennen. Im Hinblick auf die zwischen Rußland und den deutschen Mächten obschwebenden Verwickelungen wird es für unrathsam erachtet, das Dasein der Witwe des Czarowitsch zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Hätten Euere Kaiserliche Hoheit von Ihren Verwandten die Anerkennung beansprucht, welche Sie in den Stand gesetzt haben würde, Ihren Rang wieder einzunehmen, so würden dieselben sich verpflichtet gefühlt haben, Ihren Wünschen zu entsprechen und Ihre Identität zu beglaubigen. Aber unter den gegebenen Umständen hält der Herzog, Euerer Kaiserlichen Hoheit Bruder, so wie die übrigen Glieder Ihrer hohen Familie dafür: das durch den eigenen Wunsch Euerer Kaiserlichen Hoheit vorgezeichnete Verfahren sei für Ihren eigenen Seelenfrieden und die Ruhe Ihrer durchlauchtigsten Verwandten am förderlichsten. Von dem Wunsche beseelt, Euerer Kaiserlichen Hoheit eine jährliche Rente auszusetzen, die genügen wird, Sie in der von Ihnen selbst erwählten Lage aller materiellen Schwierigkeiten zu entheben, haben dieselben mich mit den nothwendigen Anordnungen zu diesem

Behufe betraut. Ich bin beauftragt, hohe Frau, den zärtlichsten Gefühlen Ihres durchlauchtigsten Bruders und Ihrer übrigen Verwandten hiermit Ausdruck zu verleihen und Sie des Bedauerns derselben zu versichern, daß so beispiellose Schicksale eine unübersteigliche Schranke zwischen Personen errichtet haben, welche durch die Bande des Blutes so eng verbunden sind."

Endlich neigte sich der Tag, und Frau d'Auban war in ihrem Zimmer mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter allein. Sie konnten nun ruhig beisammen sitzen, auf die vier letzten Jahre ihres Lebens zurückschauen wie auf einen Fiebertraum, und mit dankbarem Herzen einer gedeihlichen und friedvollen Zukunft entgegensehen. Wenn ihnen gestattet gewesen wäre, selbst zu wählen, hätten sie sich keine Lage aussuchen können, die mit ihren Wünschen mehr in Einklang gestanden hätte, als diese von der Vorsehung ihnen bestimmte. Von dem Fenster aus, an welchem sie saßen, konnten sie ihren künftigen Wohnort erblicken, umgeben von Orangenhainen, Kaffeepflanzungen und Bäumen, die unter der Wucht der köstlichsten Früchte sich bogen. An dem gelben Rande der sanftgeschwungenen Küste spielten die blauen Wellen des Meeres, dessen Oberfläche im Abendwinde sich kräuselte, ohne daß seine unergründliche Tiefe bewegt wurde. Die Drei vermochten kaum zu sprechen; ihre Herzen waren übervoll.

„Ist dies nicht ein herrliches Land, meine Mina?" fragte d'Auban mit einem zärtlichen Blick auf seine Tochter.

„Ein Paradies auf Erden," antwortete leise die Mutter, das Kind an ihre Brust schließend.

Mina schlang die Arme um den Hals ihrer Mutter,

die sie mit ihren Küssen bedeckte. Dann folgte sie mit den Augen der Hand des Vaters, wie er ihr die Ansiedelung von Saint-André zeigte, und ließ ihre Blicke hinschweifen über die Felder, auf denen Zuckerrohr und Baumwolle gebaut wurde. In langen Reihen kehrten die Neger von der Arbeit heim, begleitet von Aufsehern mit der Peitsche in der Hand.

„O wie schön ist das Meer!“ rief sie aus. „Und wie lieblich sind die Bäume und der Himmel! Aber das Schönste von allem, Mama, ist das Lächeln auf deinen Lippen. So habe ich dich nicht mehr lächeln sehen, seit wir St. Agatha verließen!“

Sie wandte sich dann zum Vater und sagte, sanft seine Hand streichelnd: „Du wirst hier viele Pflanzungen zu besorgen haben — nicht wahr, Papa — außer derjenigen, welche wir von diesem Fenster aus in der Umgebung von Saint-André sehen?“

„Ja, mein süßes Kind; so Gott will, können wir hier viel Gutes thun.“

„Du wirst viele Sklaven haben?“

„Gewiß, mein Kind; alle Feldarbeit wird hier von Sklaven verrichtet.“

„Ich wollte, ich hätte das Leben des Pater Claver nicht im Schlosse de la Croix zurückgelassen. Dort gibt es keine Sklaven. Ich würde es hier gern noch einmal lesen.“

„Kannst du es denn nicht auswendig, Mina?“ bemerkte ihr Vater lächelnd.

„Beinahe auswendig!“ antwortete sie langsam, die Augen wieder auf die Pflanzungen geheftet und auf die langen Ketten von Schwarzen, welche schwere Lasten nach

Hause trugen. Das junge Mädchen hatte über der Geschichte jenes lebenslänglichen Apostels unter den Sklaven in Brasilien so lange gebrütet, bis die Gedanken, welche dieselbe in seiner Seele erweckte, sich zu festen Entschlüssen gestalteten.

Es gibt ein Glück, ein wahres inniges Glück in dieser Welt. Wie könnten wir uns von den Freuden des Himmels eine Vorstellung machen, wenn wir auf Erden niemals glücklich wären? Es gibt Augenblicke, wo unsere Herzen zu enge scheinen, die Wonne zu fassen, welche sie überfluthet. Wenn ein heiliges Verlangen befriedigt ist, wenn einem Wesen, das wir mehr lieben als uns selbst, ein hohes Gut beschieden wurde, wenn die Erkenntniß der Wahrheit in der Seele aufging, wenn wir von einer quälenden Angst befreit sind: dann ist unser Leben von einem Lichte, einem Glanze, einer Klarheit überstrahlt, die unsäglich schön in ihrer Art ist. Oft ist es gut, solch eine Empfindung gehabt zu haben. Reine Freuden sind Blüthen, welche zuweilen Früchte bringen, nachdem sie selbst lange verwelkt und dahin sind: Auch im Herbste des Lebens gibt es sonnige Tage, welche einen eigenthümlich gemilderten Glanz besitzen, — Rasttage, welche inmitten des Wettlaufes dieses Lebens uns gestattet sind. Derart waren die nächsten Jahre nach der Ankunft der müden Wanderer auf der Insel Bourbon. Am Strande der dunkelblauen See, die d'Auban so sehr liebte, inmitten der duftenden Haine und Orangenbäume dieses entzückenden Landes, in der Erfüllung lieber Pflichten und im Vollgenusse häuslichen Glückes strömten die Herzen der Gatten über von Liebe zu einander und zu ihrem Kinde. Verehrt von ihren Untergebenen, nahezu vergöttert von ihren

Sklaven, deren Loos ein ausnahmsweise glückliches war, und allgemein geliebt von ihren Nachbaren, verlebten sie Monate und Jahre in ungetrübter Glückseligkeit. Einige Colonisten pflegten allerdings zu behaupten, Oberst d'Auban habe überspannte Ansichten über gewisse Dinge. Es war ruchbar geworden, daß er eine wohlerzogene Mestize zu Tische geladen und die Witwe eines Mannes in sein Haus aufgenommen hatte, welcher an gebrochenem Herzen gestorben war, weil sein Vater ihn verflucht und enterbt hatte wegen seiner Verheirathung mit einem Mädchen, das von Negern abstammte. Oberst d'Auban erlaubte ferner seiner Tochter, ungewöhnliche Dinge zu thun, die nicht immer allgemeinen Beifall fanden. Aber das Mädchen war so schön, so liebenswürdig und sah so engelgleich aus, daß man daraus so viel nicht machte.

Von Frau d'Auban würden wir jetzt gern Abschied nehmen in ihren prächtigen Zimmern oder ihrem herrlichen Garten, wo sie jeden Bekannten mit freundlichen Worten und jeden Fremden mit einem höflichen Lächeln grüßte, jeden Leidenden mit zartem Mitgefühl tröstete. Weniger thätig wie früher, denn das Clima von Bourbon wirkt entnervend, lehnte sie oft in einem Sopha in der Veranda, von wo aus sie die an dem Ufer sich brechenden Wellen und die dem Landungsplatze zusteuernden Schiffe sehen konnte. Besuche drängten sich in Menge um die liebenswürdige Gattin des Vice-Gouverneurs, und überall flüsterte man sich zu, sie sei keine tausend Meilen weit von einem Palaste geboren. Mehr oder weniger von der Wahrheit abweichende, aber auf der Insel allgemein geglaubte Gerüchte schrieben ihre reichlichen Mittel, ihre unbegrenzte Großmuth und das Gemisch von Höflichkeit und Hoheit,

von Freundlichkeit und Zurückhaltung in ihrem Auftreten einer königlichen Abkunft zu, welche unbestimmt und in verschiedener Weise gedeutet wurde.

Ja, es wäre schön, jetzt von ihr Abschied zu nehmen. Die Gegenwart ist glänzend und die Zukunft lächelnd. Denn Raoul de la Croix wird demnächst kommen, um seine jugendliche, nun nicht mehr unvermögende Braut zu besuchen, und wenn Mina erst glücklich verheirathet ist, wird der Mutter nichts mehr zu wünschen übrig bleiben.

Dies wäre ein befriedigender Abschluß für unsere Erzählung; allein die Geschichte oder, wenn man will, die Legende, welche wir darzustellen suchen, endet nicht hier. Vielleicht finden sich unter den Lesern einige, welche einen so merkwürdigen Lebenslauf bis zum Schluß verfolgen möchten. Für diese sind die folgenden Seiten geschrieben. Die Uebrigen mögen das Buch schließen, wenn sie dies nicht aus Langeweile schon gethan haben.

Zehntes Capitel.

Nach langen Jahren.

Viele Jahre waren vergangen. An einem November-Abende, als es zu dämmern anfing, schloß man die Läden eines kleinen Wohnzimmers zu ebener Erde in der Rue du Parc zu Brüssel, unweit der Kathedrale St. Gudula. Eine Lampe stand auf dem Tische, und vor demselben saß eine bejahrte Dame in schwarzer Kleidung. Sie band verschiedene Packete zusammen und schrieb auf jedes die Bezeichnung der Gegenstände, welche es enthielt.

„Antonio,“ sagte sie zu einem alten Diener, welcher das Feuer schürte, um das Zimmer recht behaglich zu machen, „ist nicht morgen der Tag, an welchem die Kiste für die auswärtigen Missionen abgehen muß?“

„Heute ist Donnerstag, folglich ist morgen Freitag. Ja, gnädige Frau, ich muß sie vor vier Uhr nach dem Bureau tragen.“

Dann blieb er neben dem Tische stehen und betrachtete sich die Packete, als ob er einen Vorwand suche, noch im Zimmer zu bleiben.

„Meiner Treu!“ rief er aus, „wie wird Pater Marie Guillaume sich freuen, wenn er alle diese schönen Sachen findet! Die gnädige Frau schickt ihm sechs Dutzend Crucifixe — er bittet in seinem Briefe nur um drei Dutzend — und eben so viele Dutzend Rosenkränze und Heiligenbilder; und das vor Kurzem in Paris erschienene Neue Testament in indianischer Sprache, und einen Kelch, einen sehr schönen überdies! Und Meßgewänder, welche man in St. Gudula nicht verschmähen würde. Wahrhaftig, der gute Pater wird prächtig ausgestattet! Nun bin ich aber begierig, was das noch ist. Ei wahrhaftig: Kleider, — rothe und blaue und gelbe Halstücher für »Mesdames les Sauvagesses« wie der selige Herr de Chambelle zu sagen pflegte. Die gnädige Frau versteht es, ihnen Freude zu machen.“

„Da klingelt Jemand an der Thüre, Antonio. Vielleicht ist es der Herr Pfarrer oder die Schwestern vom h. Carl.“

Antonio ging hinaus und verweilte einige Minuten bei der Person, welche draußen stand. Als er in's Zimmer zurückkam, schien er etwas aufgeregt.

Ein Herr wünscht die gnädige Frau zu sprechen — Jemand den Euer Gnaden sehr gut kennen, aber seit langer Zeit nicht mehr gesehen haben.“

„Wer ist es?“ fragte sie hastig.

„Gnädige Frau, es ist der Feldmarschall Graf von Sachsen.“

Frau d'Auban — denn die blasse und inzwischen ergraute Dame, die wir in der kleinen Wohnung zu Brüssel wiederfinden, war dieselbe, welche nahezu während eines halben Jahrhunderts ihrer irdischen Pilgerfahrt so außerordentliche Schicksale durchgemacht hatte — seufzte tief auf und strich mit ihrer abgemagerten Hand sich über die Stirne.

„Bitten Sie den Herrn Feldmarschall, einzutreten,“ sagte sie und erhob sich, ihn zu empfangen.

Ihr Benehmen, als sie dem Eintretenden entgegen ging, verrieth kaum einige Aufregung. Er aber schien verlegen, wie man Solchen gegenüber, welche man in tiefer Trauer zu finden erwartet, oft wird. Sie grüßte freundlich; ein oberflächlicher Beobachter würde den Gruß kalt genannt haben.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie an mich denken, Graf von Sachsen. Mehrere Jahre sind vergangen, seit ich nach Europa zurückkehrte, und während all dieser Zeit habe ich von meinen Bekannten aus frühern Jahren Niemand gesehen. Sie sehen gut aus; die Zeit ist glimpflich mit Ihnen verfahren. An Ruhm allein können Sie für alt gelten.“

Dies sagte sie mit einem Lächeln, das ihm, wenn auch nur schwach, ihr Lächeln aus früheren Tagen in's Gedächtniß zurückrief.

„Und Sie, hohe Frau?“ entgegnete er. „Sie, welche das Schicksal so grausam behandelt hat?“

Sie bewegte abwehrend die Hand und unterbrach ihn: „Nein, mein theuerer Freund, sagen Sie nicht so; Gott war sehr gnädig gegen mich.“

Einige Augenblicke lang schwiegen Beide. Der Graf betrachtete ihre matten Augen und grauen Haare, welche sie der damaligen Mode gemäß hoch aufgewunden trug. Sie waren nach rückwärts gestrichen, aber nicht gepudert, sondern nur mit einem schwarzen Bande befestigt und mit einer Witwenhaube, wie sie zu jener Zeit üblich waren, bedeckt. Er erinnerte sich an die Blitze, welche diese lichtblauen Augen geschleudert hatten, als er Frau d'Auban das letzte Mal gesehen hatte, — damals, als der Gedanke bei ihr auftauchte, eine irdische Macht könne sich zwischen sie und diejenigen stellen, die sie liebte. „Nun ist das Feuer dieser Augen erloschen, unter vielen Thränen ist es vergangen,“ sagte er zu sich selbst. Und dann schaute er nach einem Bilde über dem Kamin, aber rasch wandte er seine Augen wieder ab. Doch auch ihr Blick war auf das Bild gerichtet.

„Finden Sie es ähnlich?“ fragte sie.

„In meinem ganzen Leben sah ich kein so wohlgetroffenes Gemälde,“ erwiderte er, und nach kurzem Zögern fuhr er fort: „Hohe Frau, ich habe dieses Antlitz nie vergessen. In merkwürdigen Augenblicken schwebte es oft in seltsamer Art vor meinen Augen. Würde es Ihnen Schmerz bereiten, von ihr zu sprechen?“

„Nein, Moritz, ich finde einen gewissen Trost darin. Ausgenommen hier und da meinem Diener gegenüber spreche ich niemals ihren Namen aus; aber ich

scheue mich nicht, es zu thun. Sie erinnern sich ihrer also?"

„Ich sehe sie, als stände sie noch vor mir mit ihrer wundersamen Schönheit und jenem Blicke, der die ganze Empfindung des Weibes und zugleich die Einfalt eines Kindes aussprach. Nicht allein ihr Verstand, ihre ganze Seele schien aus ihrem Gesichte hervorzuleuchten. Ach, hohe Frau! Wie konnte der Tod so grausam sein, dieses reizende Wesen hinwegzuraffen? Wie konnte er es wagen, sich ihr zu nahen?"

„Sie hielt ihn nicht für grausam, sie begrüßte ihn mit einem Lächeln, und die letzten Worte auf ihren Lippen waren: Deo gratias."

„Hat eine plötzliche Krankheit sie Ihren Armen entrissen, Prinzessin, oder sahen Sie dieses junge Leben allmälig hinschwinden?"

„Wünschen Sie Näheres über sie zu hören, Graf von Sachsen? Soll die Mutter das Leben und den Tod dieses jungen Mädchens, dessen Sie sich so wohl erinnern, Ihnen erzählen?"

„Nichts könnte mich mehr interessiren. Aber Sie, hochverehrte Freundin, haben Sie die Kraft, über diese Einzelnheiten zu sprechen?"

„Sie sollen wissen, was sie war. Von ihr läßt sich sagen, wie es in der h. Schrift heißt: »Frühe vollendet, hat sie viele Jahre erreicht.« Seit sie zu denken und zu reden anfing, war die Barmherzigkeit bei Mina eine Leidenschaft, wenn ich so sagen darf. Zu der Zeit, da Sie mein Kind kennen lernten, waren die körperlichen Leiden und geistigen Bedürfnisse des Volkes, unter welchem sie geboren worden, der nordamericanischen Indianer, ihrem

Geiste stets gegenwärtig; auch ihre Anhänglichkeit an den jungen Natschehs, der während unserer Gefangenschaft sie als seine Schwester angenommen hatte, wurzelte zum Theil in diesem übermächtigen Gefühle. Sie betrachtete ihn als den Vertreter dieses leidenden Menschenstammes. Bevor wir Frankreich verließen, schlug sie sogar die Hand des Freiherrn de la Croix aus, mit dem wir sie gern verlobt hätten, bloß weil sie jenem Indianer versprochen hatte, nie einen Weißen zu heirathen. Sie schien dies als ein Gelübde zu betrachten, ihr Leben in der einen oder andern Weise seinen und, wie sie sagte, ihren Landsleuten zu weihen. Wir thaten ihr keinen Zwang an, und betrachteten die Sache nur als einen kindischen Einfall. Damals war sie noch zu jung, um zu heirathen, und die Eltern des Freiherrn erklärten, warten zu wollen. Nach unserer Ankunft auf der Insel Bourbon, als wir uns in Saint-André niedergelassen hatten, widmete sie sich den Sklaven mit der innigsten Sorgfalt. Noch während unseres Aufenthaltes in America, in dem Kloster der Ursulinerinnen zu Neu-Orleans glaube ich, war sie der Lebensgeschichte des Paters Claver habhaft geworden, und diese hatte den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Sie sind nicht Katholik, Moritz; vielleicht haben Sie doch von diesem merkwürdigen Manne gehört?"

„Ist er nicht jener Priester, den man den Apostel der Brasilianer nennt?"

„Ja; vierzig Jahre und darüber wirkte er unter der glühenden Sonnenhitze von Süd-America und widmete die Kräfte seines Geistes und Körpers der Bekehrung der Neger in und um Carthagena. Er brachte sein ganzes Leben damit zu, sie zu trösten, zu unterrichten, ihre Lage zu lindern. Er stieg in die verpesteten Räume der Sklavenschiffe hinab, um sie

bei ihrer Ankunft zu begrüßen. Ganze Tage verweilte er in den dunstigen Behausungen, wohin sie nach ihrer Landung gebracht würden, die Luft einathmend, in welcher die stärksten Männer nach wenig Minuten ohnmächtig wurden. Er folgte ihnen nach dem Schauplatz ihres Tagewerkes, in die Wohnungen ihrer Käufer. Er vermittelte zwischen ihnen und ihren Herren und setzte um ihretwillen sich vielfachen Verunglimpfungen und Schmähungen aus. Es war ihm gegeben, zu ihrem Besten Wunder zu wirken. Die Herzen grausamer Menschen erweichten sich, wenn er sprach; Gewinnsucht und Gefühllosigkeit zogen ihre Hand zurück vor seinen Worten. Von dem Augenblicke unserer Ankunft in Saint-André an nahm Mina sich diesen heiligen Mann zum Vorbilde; und ich wage zu sagen, Graf von Sachsen, daß nach Maßgabe ihrer schwachen Kräfte sie die einzelnen Züge dieses heiligen Lebens in ihrem eigenen widerspiegelte. Dieselbe Liebe, von welcher sein Herz erglühte, flammte in dem ihrigen. Es war ein verzehrendes Feuer. Es hielt ihre Kraft aufrecht, selbst als ihr zarter Körper bereits dahin siechte. Dieser Eifer ließ sich nicht mäßigen. Wir vermochten, wir wagten es nicht, ihrer Thätigkeit irgend Einhalt zu thun. Sie würde unsern Befehlen Gehorsam geleistet haben; aber diese Aufopferung würde sie noch rascher aufgerieben haben als die Arbeit selbst. Was dieses Kind binnen drei Jahren zu Stande brachte, ist fast unglaublich. Wie Viele belehrte und bekehrte sie oder versöhnte sie mit ihrem Schicksal! Wie Viele, die bloß dem Namen nach Convertiten waren, machte sie zu eifrigen Christen! Wie Viele rettete sie vor grausamer Behandlung! Denn zuweilen erreichte sie Erfolge, wo die Beamten, der Gouverneur selbst machtlos und die

Priester ohne Einfluß waren. Es gab kaum einen einzigen Sklavenbesitzer in der Nachbarschaft, der ihr nicht Gehör geschenkt hätte, wenn sie auf ihren Knieen um die Zurücknahme eines Strafurtheils oder um Verzeihung für einen davongelaufenen Sklaven wie um eine ihr selbst zu erweisende Wohlthat flehte. Sie war so schön, so anziehend, so beredt. Herr de la Bourdonnais, dieser große und gute Mann, der jetzt in der Bastille schmachtet, weil er es wagte, die Sache der Menschheit und des Glaubens gegen die Leidenschaften und Vorurtheile eigennütziger Personen zu vertheidigen, pflegte zu sagen: wenn beim Anblick eines Uebels, das er trotz aller seiner Bemühungen nicht verhindern konnte, Entmuthigung in seiner Seele Platz greifen wollte, so hätte Mina's Wirken unter den Sklaven ihn gestärkt und aufgeheitert. Und die armen Neger auf unsern Pflanzungen, wie verehrten sie unsere Tochter! Mit welcher Verwunderung schauten die von Africa neu eingeführten auf den weißen Engel, der bei ihrer Ankunft ihnen entgegen ging! Viele von ihnen waren, wenn sie nach den Schrecken der Ueberfahrt landeten, in dumpfe Verzweiflung versunken. Sie waren überzeugt, daß nichts sie erwarte, als Qualen und Tod; sie wollten auf keinen Weißen hören, weder auf Laien noch auf Priester. Mina aber wußte sich immer Gehör zu verschaffen. Sie hatte die Angola-Sprache erlernt, welche die meisten Negerstämme sprechen; und selbst wenn diese Unglücklichen aus andern Landstrichen kamen, machte Mina sich ihnen ohne Schwierigkeit verständlich durch die Zeichensprache, deren Anwendung sie von frühester Jugend auf geübt hatte. Ich glaube wirklich, daß Manche das Mädchen anfangs für einen Boten des Himmels hielten. Keine andere Europäerin nahte ihnen. Der Anblick ihrer Wunden, der Geruch in

den Räumen, die sie nach ihrer Landung bewohnten, hielt Jedermann selbst aus der Nähe jener Gebäude fern. Aber Mina scheute sich nicht, in Begleitung ihres Vaters oder Antonio's dieselben zu betreten. Selbst jetzt noch sehe ich sie vor mir, wie sie ihre Wanderungen der Barmherzigkeit antrat. Ihr Angesicht glühte dann buchstäblich vor Freude. Ein großer Strohhut schützte sie vor der Sonne; die weiten Taschen ihrer grünen Schürze waren gefüllt mit Süßigkeiten und Zwieback, während einige unserer eigenen Sklaven ihr Früchte und kühlende Getränke nachtrugen. Der Engel im glühenden Feuerofen, ein erfrischendes Lüftchen durch die Flammen hauchend, konnte kaum willkommener sein, als dieses liebe Kind in jenen Wohnungen des Jammers. Sie pflegte, wie ihr Vater mir erzählte, die Kinder zu küssen und die Frauen zu umarmen. Er sah es nachgerade ungern, so widerlich waren diese beklagenswerthen Geschöpfe zuweilen; aber die Wirkung dieser Liebeszeichen war unfehlbar. Die Herzen der Sklaven wurden gerührt; die Verzweiflung wich vor Mina wie ein düsterer Nebel vor der Sonne. Und das alles that sie so anspruchslos, so freudig; es gewährte ihr wahren Genuß. So oft uns die Ankunft eines mit Sklaven beladenen Schiffes gemeldet wurde, war ihre Ungeduld, nach dem Hafen zu eilen, außerordentlich. Sie betrieb ihre Vorbereitungen mit solchem Eifer, und wählte ihre kleinen Geschenke so sorgfältig aus, daß man hätte glauben sollen, ein zärtliches Kind erwarte die Ankunft seiner vielgeliebten Eltern. Sagen Sie, Herr Graf, ermüde ich Sie?"

„Prinzessin, ich erinnere mich, Ihrer engelgleichen Tochter einmal gesagt zu haben: das Liebste nach dem Oberbefehl in einer Schlacht sei mir, von Schlachten

erzählen zu hören. Außer dem Vollbringen einer heldenmüthigen That kenne ich kein größeres Glück, als eine solche Lebensgeschichte zu vernehmen."

„Wir bemerkten, daß Mina, während ihre Schönheit zunahm, täglich zarter, ihre Gesichtsfarbe durchsichtiger wurde, und daß ihre Augen immer mehr in überirdischem Lichte glänzten. Aber es war keine Schwäche in ihrem Gange noch ein Wechsel in ihrer Stimmung bemerkbar; sie war stets bereit zu jeder Anstrengung, keine Ermüdung schien ihre Kräfte zu übersteigen. Sie pflegte mit ihrem Vater, oder wenn dieser zu beschäftigt war, mit unserm alten Diener Antonio nach jeder Hütte in der Nachbarschaft zu reiten, wo Kranke waren, nach jedem Orte, wo Hülfe oder Trost Noth that. Zuweilen, wenn ein großes Unrecht geschehen oder irgend ein Act der Grausamkeit gegen einen Sklaven vollführt worden war, den sie nicht hatte verhindern können, erschütterte ein leidenschaftlicher Ausbruch des Schmerzes und der Entrüstung ihre zarte Gestalt, und von der Marmorblässe ihrer Wangen hob sich ein dunkelrother Punkt ab. Sie pflegte dann in die Kirche oder in ihr kleines Zimmer zu gehen, und ich habe sie stundenlang beten hören, auf dem Boden liegend. Ich zweifle nicht, daß ihr Gebet erhört wurde, und daß sie oftmals erlangte, um was sie flehte."

„Mehr als drei Jahre waren verstrichen, seit wir Frankreich verlassen hatten. Eines Tages kamen Briefe, welche die bevorstehende Ankunft des Freiherrn de la Croix anzeigten. Ein eigenthümliches Gefühl überkam uns beide, meinen Mann und mich, welches uns später klar wurde, obwohl wir es zu jener Zeit nicht in Worte zu kleiden vermochten und uns gegenseitig nicht darüber aussprachen.

Wir wünschten mehr denn je, daß diese Heirath vollzogen werden möchte; wir scheuten aber, mit Mina davon zu sprechen. Denn noch weniger als früher wollten wir ihr in der freien Ausübung eines selbstgewählten Lebensberufes Schranken setzen. Sie möchte sich, dachten wir, vielleicht auf das alte Versprechen und die daraus folgende Verbindlichkeit berufen, wie vor drei Jahren. Sie hatte dasselbe nie wieder erwähnt und eben so wenig hatten wir mit ihr von der Heirath gesprochen. Zwischen ihr und Ontara waren Briefe gewechselt worden. Er schien in den Wissenschaften und in der Tugend rasche Fortschritte zu machen. In zwei Jahren sollten seine Studien beendet sein, und dann hoffte er uns in unserer neuen Heimath zu besuchen. Um jene Zeit erhielt Mina eines Tages einen Brief von ihm, und als sie denselben las, verrieth der Ausdruck ihres Gesichtes mir sofort, daß der Inhalt desselben im höchsten Grade interessant war. Ein Ausruf kam über ihre Lippen; sie ließ den Brief fallen, und ihre Hände zusammenschlagend, senkte sie ihren Kopf auf dieselben; sie ergoß sich in Danksagungen, wie ich nachträglich erfuhr. In dem Augenblicke selbst war mir ängstlich zu Muthe, da ich nicht wußte, ob sie erfreut oder betrübt sei. Aber sobald sie aufschaute, sah ich, daß Regungen der Freude ihre Seele erfüllten. Was ist dir, liebstes Kind? fragte ich, noch immer zaghaft. »Ich bin zu glücklich!« rief sie. »O, zu, zu glücklich. Das ist es, was seit langer Zeit mein Sehnen und mein Gebet war. Ontara will Priester werden. Gott hat ihm den Entschluß in's Herz gelegt, sich Seinem Dienste und dem Seelenheil seiner Landsleute zu widmen. Unverzüglich nach seiner Weihe wird er in die Missionen von Neu-Frankreich gesandt werden, um seinem Volke das Evangelium

zu predigen. O, theuerste Mutter, wie freue ich mich! Jetzt bleibt mir nichts zu wünschen übrig. Er wird für seine Landsleute thun, was ich niemals für sie hätte thun können. Mama, du weißt, die Indianer waren meine erste Liebe, wiewohl ich jetzt unsere armen Neger auch recht gern habe.«

„Ich war nun freilich auch selbst glücklich; aber mein Herz wurde nicht frei von einer geheimen Bangigkeit. Ich habe von jeher an Ahnungen geglaubt: ist dies nicht ein Erbfehler bei uns Deutschen? Einige Tage später sprachen wir mit Mina von Raoul's bevorstehender Ankunft, und ihr Vater sagte: »Da Ontara nunmehr jedes irdische Band gelöst hat, so wirst du wohl dich eines Versprechens für entledigt halten, von dem wir dir immer sagten, es sei nicht bindend?« Sie lächelte und antwortete: »O ja, er gibt mir in seinem letzten Briefe mein Versprechen zurück. Ich glaube nicht, daß er es so ernst damit genommen hat, wie ich, in der letzten Zeit wenigstens.« »Und du hast also kein Bedenken mehr, Raoul de la Croix als deinen künftigen Gemahl zu empfangen?«

„Ich werde nie den Ausdruck vergessen, den ihre Züge annahmen, als diese Frage an sie gestellt wurde. Sie schien nicht bestürzt oder bekümmert, eben so wenig erfreut, aber ihr Blick wurde innig und gedankenvoll. Sie setzte sich zwischen uns, wie es seit langer Zeit ihre Gewohnheit war, legte unsere Hände ineinander und küßte dieselben. »Würde es euch glücklich machen?« fragte sie, und ihr Vater antwortete: »Ja«. Ich umarmte sie, ohne zu sprechen. »So laßt ihn kommen. Der liebe Raoul, ich werde froh sein, ihn wiederzusehen.«

„O, mein theuerer Freund! Raoul kam, und sie empfing

ihn mit jener heiligen Klarheit des Ausdrucks, welche Sie dort an ihrem Bilde sehen. Es wurde zu jener Zeit gemalt. Sie bewies Raoul viel Zuneigung, eine jungfräuliche, innige, zarte Liebe. Der Chevalier besaß alle Eigenschaften, die wir nur wünschen konnten; er war gut, edel und reich begabt. Er hatte die Erinnerung an Mina, wie er sie in ihrem vierzehnten Jahre kennen lernte, in seinem Herzen sorgsam bewahrt und liebte das siebenzehnjährige Mädchen, das seine Frau werden sollte, bis zur Vergötterung. Er hat mir jedoch späterhin gestanden, daß er trotz seiner Leidenschaft für sie bereits im ersten Augenblick seiner Ankunft von der Ahnung erfaßt wurde, sie sei zu rein, zu ätherisch, »es sei etwas zu Göttliches an ihr für eine irdische Braut«, wie er sich ausdrückte. Ich glaube selbst, daß sie ein klares Vorgefühl ihres nahen Todes hatte, und nicht erwartete, ihre Verheirathung zu erleben. Sie schien sehr glücklich während seiner Anwesenheit. Mehrmals sagte sie: »Ich bin so froh, daß Raoul gekommen ist. Ich bin so froh, daß ihr einen Sohn haben werdet.« Wenn das junge Paar zusammen am Strande saß, pflegte ich auf sein fröhliches Lachen zu lauschen, das mit ihrer süßen Stimme zusammenklang wie das Flüstern des Abendwindes mit dem Kräuseln der Wellen. Willig widmete sie ihm einen großen Theil ihrer Zeit, und war immer bereit, mit ihm zu plaudern und zu lachen, wenn er dazu Lust hatte.

„Armer Raoul! er ist jetzt verheirathet und hat Kinder; ich glaube indessen nicht, daß er diese Gespräche in dem Pompelnuß-Gehölze am Gestade des blauen indischen Oceans je vergessen wird, so lange er lebt. Es fiel mir auf, daß meine Tochter der Reihe nach alle ihre armen Neger besuchte und ihnen Geschenke machte, als

wolle sie Abschied nehmen, wiewohl über ihre Abreise von Bourbon noch kein Wort gesprochen worden war. Sie mußte natürlich nach Europa zurückkehren, wenn sie sich verheirathete; allein es war noch kein Zeitpunkt dafür festgesetzt worden."

Frau d'Auban hielt inne, und der Marschall von Sachsen brach aus: „Sie können nicht fortfahren; ich sehe, Sie können es nicht!" In seinen Augen glänzten Thränen.

„Doch," sagte sie, „ich will Ihnen alles sagen. Dies ist vermuthlich das letzte Mal, daß wir beisammen sind, und das letzte Mal, daß ich von ihr sprechen werde mit Jemand, den ich kenne und der sie gekannt hat. Vielleicht würde ich es nicht gethan haben, hätte sie nicht kurz vor ihrem Tode gesagt, daß sie hoffe, ich würde Sie wiedersehen und ich sollte Sie grüßen."

Die Wangen des Helden von Prag und Fontenoi wurden naß, und leise sprach er vor sich hin: „Gott segne sie!"

„Am Morgen eines sehr heißen Tages erkrankte Mina, — wenn das schmerzlose, ruhige Hinsinken in die Arme des Todes eine Krankheit genannt werden kann. In der Nacht war ein Sklavenschiff angelangt, und wie gewöhnlich hatte sie ihre Vorbereitungen getroffen, nach St. Denys zu reiten. Aber im Augenblicke des Aufbruches wurde sie ohnmächtig und mußte sich zu Bett legen. Antonio ging allein mit der gewöhnlichen Begleitung. Ich bemerkte eine Veränderung in ihrem Gesicht und in ihrem Benehmen. Sie schien nicht bekümmert, wie sie sonst wohl gewesen wäre, daß sie an diesem Werk der Nächstenliebe verhindert wurde. Es war gerade, als fühle sie, daß ihre

Aufgabe vollbracht sei — als klinge das Zeichen zur ewigen Ruhe ihr in den Ohren. Von diesem Augenblicke an hoben sich ihre Kräfte nicht wieder. Sie saß oder ruhte im Schatten, ließ ihre Augen nach dem Himmel oder über das Meer schweifen, oder wandte sie von einem geliebten Angesichte zum andern mit einem Blicke voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Niemand von uns, denen sie so theuer war, wunderte sich, als es uns klar wurde, daß sie ihrem Ende entgegen ging. In keinem der brechenden Herzen, die dieses Engels Gestalt umringten, regte sich der Gedanke, sie hienieden behalten zu können. Weder Vater, noch Mutter, noch Geliebter dachte daran. Sie war zu reif für den Himmel, zu unzweifelhaft auf ihrem Wege nach der ewigen Heimath. In wenigen Jahren hatte sie die Arbeit eines ganzen Lebens vollbracht. Die irdische Hülle war aufgerieben, die Seele sprengte ihre Fesseln. Die Volksmenge, welche unsere Thüre belagerte, brach in lautes, maßloses Weinen aus, als bekannt wurde, daß Mina im Sterben lag. In allen Kirchen wurden Gebete für ihre Rettung angeordnet. Aber das Wort Wiedergenesung hatte keine Bedeutung für uns. Wir beugten uns in unsäglichem Jammer, aber wir beteten nicht um ihre Erhaltung."

„Sie schied von uns vierzehn Tage nach der Ankunft jenes Sklavenschiffes. Ihr letzter Gedanke galt den auf demselben herübergeführten armen Negern. Der Priester, welcher ihr die Sterbesacramente reichte, erzählte ihr, es seien während der Fahrt einige Kinder zur Welt gekommen, und er habe sie getauft, kurz bevor sie starben. Mina lächelte und sagte: »Deo gratias.« Dies waren ihre letzten Worte."

Frau d'Auban schwieg. Der Marschall wollte seine Theilnahme ausdrücken, stand aber ab von dem Versuche. Er vermochte nur die Worte hervorzubringen: „Gott weiß, daß ich mit Ihnen fühle, hohe Frau. Ich bewundere Ihren Starkmuth. Hat er Sie nie verlassen?"

Ihre Lippen bebten. „Es kam eine Zeit, wo er nicht Stand hielt, Moritz. Sieben Jahre lang blieben wir an dem Orte, wo unsere Tochter gestorben war. Ihr Vater nahm ihre Wirksamkeit auf sich. So lange er lebte, konnte ich in Ergebung auf den klaren Himmel, auf das sonnige Meer und auf die in den Feldern arbeitenden Neger hinausblicken. Mein Mann stemmte sich mit aller Gewalt gegen die Uebermacht ihres jammervollen Looses; er that, wie Mina gethan hatte. Aber als er mir entrissen wurde, den ich geliebt hatte mit überschwenglicher Liebe, da war für eine Zeit lang meine Ergebung nur Verzweiflung, da ekelte mir vor dem Anblick all dieser schönen Natur und dieses sittlichen Elends. Ich sehnte mich nach Verborgenheit und Stille, nach einer andern Einsamkeit, die uns der Wald, die grüne Flur, das friedliche Thal nicht bieten. Ich floh nach der alten Welt zurück, in die tiefere Verborgenheit einer großen Stadt. Das altersgraue Münster, die finstern Wohnungen der Armen, das Gewühl der Menschen, welche eine Fremde nicht beachten, und dieses kleine Zimmer entsprechen mir jetzt besser und wirken beruhigender auf mich, als die lieblichsten Schauspiele der Natur; ich fand hier tiefern Frieden als in der traulichsten, einsamsten Gegend."

„Und hier wohnen Sie allein, Prinzessin, allein mit Ihrem Schmerz?"

„Sagen Sie vielmehr, theuerer Freund: allein mit

beseligenden Erinnerungen, allein mit der süßesten Hoffnung, allein mit Gott — alles dessen beraubt, was Glück zu sein scheint, und dennoch glücklich. .... Und nun erzählen Sie mir etwas von sich, Moritz; sprechen Sie mir von den Kindern meiner Schwester und von meinem Bruder. Zuweilen lasse ich eine Nummer der Gazette de France holen und lese in derselben die Namen der Meinigen, aber nicht mehr mit den schmerzlichen Gefühlen, welche mich früher dabei überkamen. Ich denke, mein Herz hat sich in den letzten Jahren gesänftigt gegen sie und gegen Jedermann. Ist es wahr, was ich vor einiger Zeit las, daß zugleich mit dem Marschallstab Seine Majestät der König von Frankreich Ihnen die Herrschaft Chambord nebst einem fürstlichen Einkommen verliehen hat?"

„Es ist vollkommen wahr, Prinzessin. Die Glücksgöttin war mir eine gnädige Herrin, und der König ein großmüthiger Gebieter. Ich habe mich über Beide nicht zu beklagen und dennoch.... heute Abend bin ich fast geneigt, Sie zu beneiden um Ihren Schmerz, um Ihre Verborgenheit und .... um Ihren Glauben. Mich dünkt, Sie sind glücklicher als ich!"

Abermals, wie bei dem Beginne dieser Unterredung, lächelte Frau d'Auban in ihrer alten Weise; ihr einst so wunderschönes Angesicht strahlte für einen Augenblick. Die beiden Jugendgespielen unterhielten sich an jenem Abende noch lange mit einander von vergangenen Ereignissen. Sie kehrten im Geiste auf den Schauplatz ihrer frühesten Kindheit zurück und trennten sich alsdann freundlich und traurig, um sich nie wiederzusehen.

Moritz von Sachsen starb kurze Zeit darauf an einem Blutsturz; Frau d'Auban erreichte ein hohes Alter.

Der Tod ihres Jugendfreundes löste das letzte Verbindungsglied zwischen ihr und der Welt, welcher sie einst angehört hatte. Sie weilte lange auf Erden, die Menschen täuschend und dennoch wahr; unbekannt und dennoch bekannt; als eine Verstorbene und dennoch lebend; in Trauer und dennoch allzeit freudenvoll; arm und dennoch Viele bereichernd. Ihr Leben war ein Geheimniß, ihr Schicksal ist eine Legende geworden.

Der Geschichtsforscher wird das, was ich erzählt habe, als unverbürgt, unwahrscheinlich oder unwahr bezeichnen; vielleicht legt darum doch der Leser die Erzählung nicht ohne Befriedigung und — worauf ich mehr Werth lege — nicht ohne Belehrung daraus geschöpft zu haben, aus der Hand.

Inhalt.